

Heute den Glauben entdecken

Neue Wege der Evangelisierung in Europa

**16. Internationaler
Kongress Renovabis**

30. August - 1. September 2012 in Freising

Internationale Kongresse Renovabis
16/2012

16. Internationaler Kongress
Renovabis
2012

Heute den Glauben entdecken

Neue Wege der Evangelisierung
in Europa

Veranstalter und Herausgeber:
Renovabis – Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken
mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa

Redaktion: Christof Dahm (verantwortlich), Barbara Dreiling, Thomas Hartl,
Bianca Münch (Mitarbeit), Thomas Schumann (Bildredaktion und Gestaltung)
Fotos: Daniela Schulz, Thomas Schumann

© Renovabis – Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken
mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa,
Kardinal-Döpfner-Haus, Domberg 27, D-85354 Freising.

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Herausgebers.
Die hier abgedruckten Beiträge sind autorisiert. Sie stimmen nicht unbedingt und in jedem
Fall mit der Meinung des Veranstalters und der Teilnehmer des Kongresses überein.

Umschlag: Thomas Schumann, Renovabis, Freising
Herstellung: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau

INHALT

Vorwort	9
---------------	---

I. ANSPRACHEN, GRUSSWORTE UND EINFÜHRUNG MIT FILMBEITRÄGEN

<i>Pater Stefan Dartmann SJ, Freising</i> Begrüßung der Kongressteilnehmer	13
---	----

<i>Schwester Anna Bienkowska, Łódź</i> Der Einsatz der Gemeinschaft „Chemin Neuf“ in Polen	19
---	----

<i>Miriam Penkhues, Paderborn</i> Das „Glaubensmobil“ des Bonifatiuswerks – ein Modell für das Gespräch mit den Menschen über ihren Glauben	21
---	----

<i>Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Freiburg</i> Eröffnung des 16. Internationalen Kongresses Renovabis	27
--	----

Grußworte an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 16. Internationalen Kongresses	35
---	----

II. REFERATE UND PODIEN

<i>Professor Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Erlangen</i> À Dieu? Brücken aus der Ferne zum Evangelium	75
---	----

<i>Professor Dr. Tomáš Halík, Prag</i>	
Geduld mit Gott und mit den Menschen.	
Ein Beitrag zur Diskussion über die neue Evangelisation	88
Diskussion zu den Referaten von Professor Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz und Professor Dr. Tomáš Halík	96
Moderation: <i>Friederike Sittler, Berlin</i>	
<i>Dr. Gerhard Albert, Freising</i>	
Einführung in den zweiten Kongresstag	97
<i>Dr. Hubertus Schönemann, Erfurt</i>	
Von Gott in einem säkularen Umfeld sprechen: Zur Situation in (Ost-)Deutschland	100
<i>Dr. Tomislav Markić, Zagreb</i>	
Zur Frage der Glaubensweitergabe. Erfahrungen aus Kroatien ...	117
<i>Professor Dr. András Máté-Tóth, Szeged</i>	
Neue Wege des Glaubens in Ungarn	129
Diskussion zu den Referaten von Dr. Hubertus Schönemann, Dr. Tomislav Markić und Professor Dr. András Máté-Tóth	136
Moderation: <i>Dr. Anna Hengersperger, Freising</i>	
Anwalt des Publikums: <i>Burkhard Haneke, Freising</i>	
<i>Dr. Gerhard Albert, Freising</i>	
Einführung in den dritten Kongresstag	147
Podiumsdiskussion: Zur ökumenischen Dimension der heutigen Glaubensverkündigung	149
<i>Teilnehmer:</i>	
– Frère Georg, Taizé	
– Father Andrew Onuferko, Ottawa	
– Dr. Evgeny Pilipenko, Moskau	

- Oberkirchenrätin Barbara Rudolph, Düsseldorf
- Weihbischof Grzegorz Ryś, Kraków
- Moderation: *Dipl.-Theol. Stefan Kube, Zürich*
- Anwältin des Publikums: *Dr. Monika Kleck, Freising*

<i>Bischof em. Adrian van Luyn SDB, Rotterdam/Bonn</i>	
Neue Wege der Evangelisierung in Europa	183

III. BERICHTE AUS DEN ARBEITSKREISEN

Arbeitskreis 1

Chancen und Grenzen des Web 2.0 für die Weitergabe des Glaubens	201
--	-----

Arbeitskreis 2

Zu den Quellen des Glaubens zwischen gestern und morgen – Erfahrungen in Kiew, Taizé und in einer ukrainischen Auslandskirche	205
---	-----

Arbeitskreis 3

„Via baltica“ – neue und alte Wege zum Glauben	208
--	-----

Arbeitskreis 4

Neuevangelisierung aus orthodoxer Perspektive	212
---	-----

Arbeitskreis 5

Geistliche Berufungen als Glaubenszeugnis in Mittel- und Osteuropa	214
---	-----

Arbeitskreis 6

Neue geistliche Aufbrüche in Polen	217
--	-----

Frère Georg, Taizé

Zu den Quellen des Glaubens: zwischen gestern und morgen.

Erfahrungen junger Ukrainer in Taizé und daheim 219

IV. OFFENE GESPRÄCHE ZUM KONGRESS-THEMA

Zusammenfassung: Dr. Christof Dahm, Freising 235

V. SCHLUSSWORT

Pater Stefan Dartmann SJ, Freising 243

Liste der Teilnehmer 249

Vorwort

Das Europa des 21. Jahrhunderts steht unter dem Vorzeichen großer Unsicherheiten und Ängste. Die Euphorie der „Wendezeit“ nach 1989 ist längst verflogen, politische und wirtschaftliche Krisensymptome haben sich in den letzten Jahren vermehrt. Wohin sich die Europäische Union entwickeln wird, weiß im Moment niemand genau. In diesem Szenarium suchen die Menschen nach Halt und Hoffnung und blicken dabei auch auf die so genannten „etablierten“ Kirchen, deren Antwort auf die drängendsten Fragen der Zeit jedoch immer weniger gehört wird – oder täuscht dies nur? Gibt es nicht innerhalb der Kirchen und neben ihren Strukturen Zeichen des Aufbruchs?

Der Kongress des Jahres 2012 war dem Thema „Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“ gewidmet und hat damit die oben umschriebene Problematik aufgegriffen. Neben der theologisch-philosophischen Reflexion stand immer wieder auch die Frage im Mittelpunkt, wie die Menschen heute ganz konkret für den Glauben begeistert werden können. In Vorträgen, Podiumsgesprächen, größeren und kleineren Arbeitsgruppen wurden z. T. sehr persönliche Aspekte deutlich, die Belege dafür waren, dass der Glaube letztlich ein Geschenk Gottes, eine Gabe des Heiligen Geistes ist. Entscheidend ist das Vorbild der einzelnen Christen, die durch ihr Leben für die Hoffnung Zeugnis ablegen, die sie erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15). Ein gutes Beispiel dafür, das während des Kongresses greifbar wurde, ist das Charisma der Gemeinschaft von Taizé, das auch in Mittel- und Osteuropa immer mehr Jugendliche und Erwachsene beeindruckt, nicht zuletzt wegen seiner ökumenischen Ausrichtung.

Der vorliegende Dokumentationsband, der leider aufgrund verzögerter Bearbeitungsrückläufe später als vorgesehen erscheint, enthält die für die Drucklegung überarbeiteten und ergänzten Beiträge des Kongresses. Einige Anstöße und Gedanken von Papst Franziskus, dessen Pontifikat im Herbst 2012 sicher niemand vorhersehen konnte, sind

dabei mit eingeflossen. Ihm wie auch Papst Benedikt XVI. ist es ein Herzensanliegen, den Menschen die Freude des Glaubens nahe zu bringen

Allen, die an der Vorbereitung und Gestaltung des Kongresses sowie an der Entstehung der Dokumentation mitgewirkt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Freising, im Juli 2014

Christof Dahm, Redaktion

Ansprachen, Grußworte und Einführung mit Filmbeiträgen



Pater Stefan Dartmann SJ, Freising

Begrüßung der Kongressteilnehmer

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des diesjährigen Renovabis-Kongresses, als Hauptgeschäftsführer von Renovabis ist es mir eine Freude, Sie heute hier begrüßen zu können. Renovabis, die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, hat zum 16. Internationalen Kongress eingeladen.

Wir sind sehr dankbar, dass wir auch in diesem Jahr wieder die schöne und große Halle in der Aula des Domgymnasiums benutzen dürfen. Sie sind zahlreich unserer Einladung gefolgt. 350 Menschen aus 30 Ländern haben sich zum Kongress angemeldet und es werden dazu noch einige Tagesgäste erwartet, es ist also einer der bestbesuchten Kongresse von Renovabis. Das Thema ist Ihnen bekannt: „Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“. Die Grundfrage, vor der wir in Ost und West stehen, lautet: „Wie kann der Glaube in der Welt von heute, in einer vielfach säkular geprägten Welt, unter den heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im Kontext unseres konkreten Lebens von den Menschen neu entdeckt und von den Christen, also von uns, weitergegeben werden?“

Das Anliegen besteht darin, den Glaubenden neuen Mut und auch neue Zuversicht zu vermitteln. Es gibt vielfältige Bezüge dieses Kongressthemas. Ich möchte nur auf die diesjährige Vollversammlung der Bischofssynode im Oktober in Rom hinweisen, deren Thema die Neuevangelisierung zur Weitergabe des christlichen Glaubens ist. Weiterhin möchte ich an das Jahr des Glaubens erinnern, das Papst Benedikt XVI. für die Zeit vom 11. Oktober 2012 bis zum 24. November 2013 ausgerufen hat; die Daten erinnern an den 50. Jahrestag des Beginns des Zwei-

ten Vatikanischen Konzils 1962 und an den 20. Jahrestag des Erscheinens des Weltkatechismus im Jahre 1992.

Was könnte so etwas wie der spezifische Beitrag von *Renovabis* in diesem Zusammenhang sein? Nun, es bietet sich an, die Frage in einem gesamteuropäischen und auch ökumenischen Rahmen aufzugreifen – dafür steht *Renovabis*. Die Kirche in den Ländern Ost-, Mittel- und Westeuropas wollen wir in ein Gespräch miteinander bringen oder das Gespräch, das bereits existiert, hier vertiefen. Einerseits gibt es Europa als Ganzes betreffende Phänomene und Fragen, zum Beispiel die Säkularisierung, und andererseits eine nicht immer leicht zu greifende und im Einzelnen sehr verschiedene und komplexe Situation, die ich Ungleichzeitigkeit nennen möchte, denn nach wie vor haben wir es in den verschiedenen Ländern, aus denen wir kommen, mit verschiedenen Glaubenswelten zu tun. In diesen Glaubenswelten leben wir, in diesen Glaubenswelten suchen wir Antworten auf die Fragen von heute.

Ein Aspekt der heutigen Glaubenskrise, die keiner in Frage stellt, hängt mit der Tatsache zusammen, dass Glaube notwendigerweise eine bestimmte *Plausibilität* braucht. Worin besteht die Plausibilität des Glaubens für den modernen europäischen Menschen? Eine zweite Frage gilt den konkreten Wegen und Mitteln zur Neuverkündigung des Evangeliums. Sie ist in gewisser Weise eine untergeordnete Frage, denn bevor man nach den Wegen und den Mitteln fragt, muss man nach dem Sinn, der Bedeutung und dem Ziel fragen. Klar ist – und das wird überall betont – : Die Neuevangelisation bedeutet nicht Rekatholisierung, sondern bezeichnet ganz wesentlich eine *innere Erneuerung der Kirche*, eine innere Erneuerung derer, die zum Zeugnis für Christus berufen sind. Es geht um eine Selbstvergewisserung der Plausibilitäten des Glaubens heute, auch verbunden mit einer selbstkritischen Infragestellung dessen, was denn der spezifische Beitrag des Glaubens in der kirchlichen Verkündigung zum Leben der modernen Gesellschaft eigentlich sein könnte und müsste und wie weit wir dem entsprechen oder nicht entsprechen. Ich hoffe mit Ihnen allen, dass dieser Kongress ein kleiner Beitrag der Reflexion sein kann, wie wir in Ost und West zu einem erneuerten, dem Evangelium angemessenen Engagement der Kirche nach innen wie nach außen finden können.

Nun möchte ich Einiges zum Ablauf des diesjährigen Renovabis-Kongresses sagen. Heute am Donnerstag werden wir mit zwei kurzen Filmbeiträgen beginnen, die als schlaglichtartige Hinführung zum Thema gedacht sind. Danach wird es Referate zur umfassenden Einführung in die Kongress-Thematik geben. Abends folgen eine Andacht in der Martinskapelle des Kardinal-Döpfner-Hauses und danach ein abendliches Zusammensein hier in der Aula mit einem kleinen Programm aus Anlass des 60. Geburtstags von Dr. Gerhard Albert, Geschäftsführer von Renovabis seit vielen Jahren.

Morgen am Freitag werden wir Referate zu sehr konkreten Problemfeldern innerhalb der Thematik des Kongresses hören. Wir werden anhand von Beispielen die Situation einzelner Länder kennen lernen und in Arbeitskreisen die Möglichkeit zur Vertiefung von verschiedenen Themenaspekten haben. Am Abend – das ist ein neues Element – werden einzelne Gruppen oder Personen ihre Arbeitsschwerpunkte bzw. ihr Projekt vorstellen. Wir haben vorher eine Umfrage gemacht und darin gefragt, wo es etwas gibt, von dem Sie der Ansicht sind, dass es zum Thema des Kongresses passt. Wir hoffen, dass die Vorstellung den gewünschten Effekt hat.

Am Samstag wird dann der Schwerpunkt die ökumenische Dimension der heutigen Glaubensverkündigung sein. Dazu wird eine international besetzte Podiumsdiskussion zusammen kommen.

Meine Damen und Herren, viele Repräsentanten der Kirchen, Geistliche und Laien, Politiker, Wissenschaftler und Experten, Vertreter zahlreicher Organisationen und Einrichtungen sind unserer Kongress-einladung gefolgt. Dafür sind wir sehr dankbar und ich möchte Sie alle ganz herzlich hier willkommen heißen. Mein Willkommensgruß gilt allen geistlichen Würdenträgern und Vertretern der katholischen Kirche, sowohl der römisch-katholischen als auch der griechisch-katholischen Kirche in Ost und West. Ein besonderer Willkommensgruß gilt dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch aus Freiburg; er wird den Kongress offiziell eröffnen.

Wir begrüßen unter uns viele Bischöfe aus Mittel- und Osteuropa. Besonders möchte ich aus Rom die Vertreter der Kongregation für die Ostkirchen, Pater Max Cappabianca, und des Päpstlichen Rates für die Förderung der Einheit der Christen, Pater Milan Žust, begrüßen. Ich begrüße auch den Vizegeneralsekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), Dr. Ferenc Janka. Für die Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft (COMECE) ist deren stellvertretender Generalsekretär Dr. Michael Kuhn unter uns.

Zahlreiche Mitglieder von Ordensgemeinschaften, die man bereits am Outfit erkennen kann, sind unter uns, auch Ihnen ein ganz besonders herzliches Willkommen. Namentlich möchte ich Schwester Ivanka Mihaljević vom Vorstand der UCESM begrüßen. Wir sind auch dankbar, dass viele Mitglieder von geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften unter uns sind, die gerade, wenn es um den Prozess der Neuevangelisierung geht, eine wichtige Vorreiterrolle haben.

Viele Vertreter katholischer Organisationen, die mit Renovabis auf die eine oder andere Weise verbunden sind, weilen unter uns. Ich begrüße

- stellvertretend für das Zentralkomitee der deutschen Katholiken den Generalsekretär Dr. Stefan Vesper,
- die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas,
- die Vertreter der Ackermann-Gemeinde, namentlich Herrn Bundesgeschäftsführer Matthias Dörr, und
- die Vertreter von „Kirche in Not“, unter anderem die frühere Generalsekretärin Frau Antonia Willemsen.

Herzlich willkommen heiße ich auch alle Gremienmitglieder von Renovabis, die den Weg hierhin gefunden haben, ebenso die Ansprechpartner von Renovabis sowie die Weltkirchereferenten in den deutschen Diözesen, mit denen wir ja sehr intensiv und eng zusammenarbeiten.

Ich begrüße meine beiden Vorgänger in der Rolle des Hauptgeschäftsführers von Renovabis, Pater Eugen Hillengass und Pater Dietger Demuth. Ich begrüße alle Angehörigen der orthodoxen Kirchen, mit

denen Renovabis auf vielfältige Weise zusammenarbeitet, unter anderem und stellvertretend für sie Bischof Antony von der bulgarischen Diözese von West- und Mitteleuropa. Ich begrüße die Mitglieder der armenischen apostolischen Kirche, als offiziellen Vertreter namentlich den ehrwürdigen Vater Bischof Moushegh Babayan aus Etchmiadzin. Ich begrüße ebenso die Gäste und Vertreter der evangelischen Kirche.

Auch aus der Politik sind unter uns Vertreter; namentlich möchte ich Herrn Dr. Florian Herrmann nennen, Mitglied des Bayerischen Landtags, und als Repräsentanten der Stadt Freising den neuen Oberbürgermeister, Herrn Tobias Eschenbacher.

Ich grüße alle Referenten, Mitwirkende bei Podiumsgesprächen und Arbeitskreisen und die Moderatoren und danke schon jetzt dafür, dass Sie bereit sind, verschiedene Aufgaben während des Kongresses zu übernehmen. Ein herzliches Grüß Gott gilt auch den Vertretern der Presse und der Medien. Wir haben ja bereits eine Pressekonferenz hinter uns, und ich würde mich freuen, wenn Sie Zeit dafür haben, die Impulse und Ereignisse unserer Zusammenkunft einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

Meine Damen und Herren, wie immer hat es eine ganze Reihe von Grußbotschaften gegeben – würden wir sie vorlesen hier, könnten wir uns den Kongress sparen; sie hängen deswegen an der seitlichen Wand der Aula aus. Unter anderem werden Sie dort finden Grußworte des Oberhauptes der Ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, Groß-erzbischof Sviatoslav Shevchuk, des Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Neuevangelisierung, Erzbischof Rino Fisichella, des Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Erzbischof Kurt Kardinal Koch, des Vorsitzenden der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Ludwig Schick, des Vorsitzenden des Trägerkreises von Renovabis, Erzbischof Joachim Kardinal Meisner, des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Alois Glück, des Leiters des Außenamtes des Moskauer Patriarchates, Metropolit Hilarion, des Vorsitzenden der orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland, Metropolit Augoustinos,

des Leiters der Hauptabteilung Ökumene und Auslandsarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Martin Schindehütte, sowie des Präsidenten der Europäischen Kommission, José Manuel Barroso, und der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland, Angela Merkel. Es ist erstaunlich, wie viele Menschen sich Zeit genommen haben, uns mit ihren Grußworten ein Zeichen der Aufmerksamkeit und auch der Wertschätzung zu vermitteln.

Der Heilige Vater Papst Benedikt XVI. hat uns in einem Gruß, der uns über Kardinal Bertone zugekommen ist, mitteilen lassen, dass er sich mit den Teilnehmern des Kongresses im Gebet verbindet. Er übermittelt allen herzliche Grüße und erteilt allen Teilnehmern und Teilnehmerinnen seinen apostolischen Segen.¹

Angespornt durch so viele Grußworte und den Segen des Heiligen Vaters wollen wir jetzt zu Beginn des Kongresses den Heiligen Geist, ohne den in der Kirche nichts läuft, anrufen. Wir wollen ihn um erleuchtete und erleuchtende Impulse bitten. Wir wollen ihn um anregende Gespräche bitten und wir wollen ihn bitten, dass dieser Kongress Früchte trägt.

Komm, Heiliger Geist, komm in unsere Mitte.

Sei Du bei uns.

Lehre uns, was wir tun sollen.

Weise uns, wohin wir gehen sollen.

Zeige uns, was wir wirken müssen, damit wir durch Deine Hilfe Gott in allem wohl gefallen.

Amen.

Ich möchte jetzt das Wort an den neuen Oberbürgermeister der Stadt Freising, Herrn Tobias Eschenbacher, geben, der seit diesem März im Amt ist. Ich sage schon jetzt: Ihr Vorgänger Dieter Thalhammer hat eine Rekordanzahl von Besuchen hier gemacht, und ich hoffe, auch Sie oft in unserer Mitte begrüßen zu können. Herzlich willkommen bei uns, wir freuen uns, dass Sie gleich im ersten Jahr zu uns gekommen sind!

¹ Der Text des Grußworts ist unten auf S. 41 nachzulesen.

Der Einsatz der Gemeinschaft „Chemin Neuf“ in Polen²

Als Beispiel für den Einsatz einer geistlichen Gemeinschaft mit dem Ziel, besonders junge Menschen für die Botschaft des Evangeliums zu gewinnen, soll „Chemin Neuf“, der „Neue Weg“, in Polen stehen. Dabei stellt sich eine Grundsatzfrage, über die ich mir immer wieder Gedanken mache: Es geht um eine „neue Evangelisierung“ – war aber die alte, die bisherige nicht ausreichend oder sogar schlecht? Eigentlich sollte Evangelisierung immer neu sein. Somit möchte ich diesem Begriff drei weitere Aspekte hinzufügen, nämlich den *neuen Enthusiasmus*, die *neuen Methoden* und die *neuen Ausdrucksmittel*. In der Präsentation, die Sie gleich sehen werden, erscheinen Vertreter traditioneller Ordensgemeinschaften, Dominikaner und Franziskaner, beim Tanz. Warum auch nicht? Die Aufnahme entstand beim Kongress zur Neuevangelisierung in Košice in der Slowakei, und viele junge Menschen waren begeistert.³



2 Pater Dartmann stellte Schwester Anna Bienkowska kurz vor. Von ihrer Ausbildung her ist sie Theologin, Philosophin und auch Ärztin, stieß während des Studiums zur Gemeinschaft „Chemin Neuf“ und leitet inzwischen das Jugendzentrum der Gemeinschaft in Łódź, das im Mittelpunkt ihrer Präsentation stand. Als Dolmetscher fungierte Martin Buschermöhle. – Zur geistlichen Gemeinschaft „Chemin Neuf“, ihrer Ausrichtung und weltweiten Tätigkeit finden sich ausführliche Informationen unter <http://www.chemin-neuf.de>.

3 Es schlossen sich eine Präsentation mit Bildmaterial an, u. a. vom Kongress in Košice und vom Jugendzentrum in Łódź; das in den Text eingefügte Bild zeigt das Haus (von Pater Hasso Beyer/ „Chemin Neuf“ freundlicherweise zur Verfügung gestellt). Es folgte ein kurzer Film, der ebenfalls den Alltag im Jugendzentrum schilderte und einen Eindruck von der Großstadtmission in Warschau in der Fastenzeit 2012 vermittelte. Zum Jugendzentrum vgl. auch <http://www.chemin-neuf.pl/annuaire/polska/dom-studencki-lodz>.

Beispielhaft für die *neuen Methoden* ist ein Zentrum, das wir in Łódź in einem Haus, das viele Jahre leer stand, eröffnet haben. Während der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg war dort die Verwaltung des Ghettos in Łódź ansässig. Der Bürgermeister war der Meinung, dass es das Beste wäre, wenn wir uns dieses Hauses annehmen würden, aber leider hatten wir zunächst nicht das Geld für die Instandsetzung. Zug um Zug haben wir dann die verschiedenen Räume renoviert. Seit etwa fünf Jahren kümmern wir uns nun um dieses Haus, und dank der Unterstützung von Renovabis wohnen dort derzeit 32 Studenten. Im Rahmen der gemeinsamen Bildungsarbeit leben dort nicht nur Geistliche, sondern auch Ehepaare. Im Haus werden Bildungsmaßnahmen, u. a. Exerzitien, durchgeführt, aber auch Feste zu verschiedenen Anlässen gefeiert.



Wenn es um neue Ausdrucksmittel geht, möchte ich etwa auf Lieder hinweisen, die die Freude und Hoffnung am Glauben ausdrücken. Erzbischof Rino Fisichella, der Präsident des Päpstlichen Rates

zur Neuevangelisierung, hat in einer Ansprache gesagt, die neue Evangelisierung sei keineswegs eine Antwort auf die Säkularisierung, sondern einfach ein Ausdruck dafür, dass wir Jesus folgen, der uns aufgefordert hat, die gute Nachricht zu verkündigen. Genau das ist meines Erachtens das Entscheidende: Die neue Evangelisierung ist nicht deswegen notwendig, weil wir in der Kirche eine Krise hätten, sondern weil uns Jesus Christus und unser Verhältnis zu ihm fasziniert. Das wollen wir mit unserer Arbeit bei „Chemin Neuf“ der Welt vermitteln.

Das „Glaubensmobil“ des Bonifatiuswerks – ein Modell für das Gespräch mit den Menschen über ihren Glauben⁴

Liebe Kongressteilnehmerinnen, liebe Kongressteilnehmer, lieber Pater Dartmann. Sie haben es schon gesagt, dass ich Politikwissenschaftlerin bin und mich hier wahrscheinlich in der Minderheit unter vielen Theologen befinde. Ich leite die Projektverwaltung im Bonifatiuswerk und vertrete heute Herrn Matthias Micheel, den Leiter der Abteilung missionarisch-diakonische Pastoral, der ursprünglich im Programm angekündigt war, aber leider terminlich verhindert ist. Ich habe die Freude, Ihnen heute das Glaubensmobil, eine Initiative des Bonifatiuswerks, vorstellen zu dürfen.



Vorher habe ich jedoch eine kleine Denkaufgabe für Sie: Machen Sie bitte einen Moment lang die Augen zu und überlegen Sie sich, wann Sie mit einem Mitmenschen so richtig herzlich und offen über Ihren persönlichen Glauben gesprochen haben. Warum stelle ich Ihnen diese Frage? Eigentlich ist es offensichtlich: Sie sind Teilnehmer an einem Kongress mit dem Titel „Heute den Glauben entdecken“, und über Ihren persönlichen Glauben zu sprechen, gehört ganz sicher zu Ihrem Alltag. Das Bonifatiuswerk hat jedoch festgestellt, dass es in Deutsch-

⁴ Pater Dartmann stellte die Referentin, die vor ihrer Tätigkeit beim Bonifatiuswerk u.a. als Jugendbildungsreferentin im Bistum Limburg und beim BDKJ tätig war, zunächst kurz vor. Sie leitete bis zum 31.12.2012 die Projektverwaltung im Bonifatiuswerk und ist gegenwärtig (2014) im Referat Wallfahrten in der Pilgerstelle des Bistums Limburg tätig.

land leider nicht mehr alltäglich ist, über den Glauben zu sprechen. Vielleicht ist, wenn Sie ehrlich sind, das ganz persönliche Glaubensgespräch auch doch schon ein Weilchen her. Nach meiner Beobachtung macht man sich auch in theologischen Kreisen sehr viele Gedanken darüber, wie der Glaube weitergegeben werden kann. Aber das ganz persönliche Glaubenszeugnis fällt leider häufig etwas kurz aus. Um darauf zu reagieren, dass die persönlichen Glaubensgespräche immer mehr aus dem Alltag verschwinden, hat das Bonifatiuswerk die Initiative „Glaubensmobil“ gestartet. Das Glaubensmobil ist vierzehn Monate durch Deutschland gefahren, hat gemäß dem Motto des diesjährigen Katholikentages in Mannheim „einen neuen Aufbruch“ gewagt und versucht, mit den Menschen ins Gespräch über ihren Glauben zu kommen. Das Motto dieses Glaubensmobils war es: „Zeig draußen, was Du drinnen glaubst.“ Der folgende Film vermittelt einen kurzen Eindruck.⁵



Kommentator:

Der rapsgelbe Kleinbus ist zum Markenzeichen von Johannes Schäfers geworden. Mit dem Glaubensmobil war der Religionspädagoge im Auftrag des Bonifatiuswerks der deutschen Katholiken ein Jahr lang kreuz und quer durch ganz Deutschland als Zuhörer und Erzähler von Glaubensgeschichten unterwegs.

Johannes Schäfers:
Das Ziel war auf der einen Seite, den missionarischen Gedanken des Bonifatiuswerkes weiterzutragen, also Menschen dazu zu ermutigen, ihren

⁵ Es folgte die Vorführung des Films; die zugehörigen Wortbeiträge sind oben abgedruckt. Die Bilder wurden freundlicherweise vom Bonifatiuswerk zur Verfügung gestellt. – Vgl. zum gesamten Projekt auch <http://www.bonifatiuswerk.de/glaubensmobil/>. Der Film ist z. Zt. auf dieser Seite ebenfalls wieder abrufbar (Stand: 26.06.2014).

Glauben zu leben und dies auch zu praktizieren. Auf der anderen Seite ging es für unser Werk auch darum herauszufinden, wie Menschen heute zum Glauben kommen, ihren Glauben leben, praktizieren und in ihrem Leben weitergeben.

Denn immer weniger Menschen in Deutschland glauben an Gott: Das muss auch das Bonifatiuswerk feststellen. In Ostdeutschland gehören mehr als 75 Prozent der Bevölkerung keiner christlichen Kirche mehr an. In westdeutschen Großstädten wie München, Frankfurt oder Hamburg zeigt sich mittlerweile ein ähnliches Bild. Selbst in katholisch geprägten Regionen fühlen sich kirchennahe Christen in ihrem Glauben oft allein gelassen.

Kommentator:

Wir werden hier in Deutschland auch immer mehr zu einer Glaubensdiaspora und sollten auf der Straße und an anderen Orten, die uns vielleicht fremd sind, zeigen, was wir drinnen glauben, damit Menschen sehen, wo wir vielleicht der Kirche entfremdet oder fremd geworden sind.

Das Bonifatiuswerk setzt mit der Aktion „Glaubensmobil“ ein Zeichen des Aufbruchs und der Ermutigung gegen die weit verbreitete Gleichgültigkeit im Glauben. Unter dem Motto: „Zeig draußen, was Du drinnen glaubst!“ macht der 39jährige Schäfers Menschen Mut, im Alltag offen über ihren Glauben zu sprechen. Und das mitten in der Fußgängerzone, am Flughafen, an der Strandpromenade oder vor dem Einkaufszentrum.

Eine Stimme im Gespräch:

Ich war lange auf der Suche nach der Kirche und habe allgemein mit ihr lange gezweifelt und gehadert. Nicht mit dem Glauben, mit dem Glauben nie.

Eine weitere Stimme im Gespräch:

Wir reden sicherlich über den Glauben, einfach auch situationsbedingt. Es gibt eben auch Situationen, wo wir einfach sagen, dass wir dem lieben Gott auch einmal Danke sagen müssen dafür, wie gut es uns geht.

Kommentator:

Insgesamt legte das Glaubensmobil 50.000 Kilometer zurück, von der Küste bis zu den Bergen, von Görlitz bis Aachen war es Gast bei 22 der insgesamt 27 deutschen Diözesen, besuchte Pfarrgemeinden und Kindergärten, Schulklassen und Jugendgruppen.

Johannes Schäfers:

Wir haben als kleinen Indikator immer diese Karte, die wir jeder Person, mit der wir sprechen, schenken. Bisher haben wir mit ungefähr 15.000 Menschen gesprochen.

Kommentator:

Die Katholische Kirche in Deutschland ist sehr bunt, hat Schäfers auf seiner Tour festgestellt. Nicht nur zwischen Nord und Süd, zwischen Stadt und Land gibt es große Unterschiede, sondern auch zwischen den Generationen. Viele, die irgendwann einmal christlich erzogen wurden, haben inzwischen den Kontakt zur Kirche verloren. Und trotzdem trägt sie der Glaube weiter, vor allem in schwierigen Zeiten.

Eine weitere Stimme im Gespräch:

Für mich ist wichtig, dass meine Kinder geschützt werden. Also bete ich oft zu Gott, dass sie nicht krank werden und keinen Unfall haben. Das ist mir wichtig und diesen Halt brauche ich.

Eine weitere Stimme im Gespräch:

Wenn es jemandem aus der Familie schlecht geht, wenn jemand krank ist oder wenn es um meine Kinder geht, dann wird der Glaube mir wieder wichtig.

Kommentator:

Die meisten der Kinder und Jugendlichen bringen mittlerweile ein diffuses Gottesbild mit, resümierte Schäfers. Sie könnten sich zwar vorstellen, dass der Mensch nicht das größte ist, sondern dass es etwas geben muss, das der Welt einen höheren Sinn verleiht, aber ein gefestigter Christusglaube sei oftmals nicht vorhanden. Nach vierzehn Monaten Glaubensmobil zieht Schäfers sein Fazit: Glaubensvermittlung funktioniert besonders gut über Beziehungen.

Johannes Schäfers:

Und die meisten Leute, die wir getroffen haben, haben uns gesagt, dass ihnen vielfach ihre Eltern und noch häufiger ihre Großeltern von Gott und vom Glauben erzählt haben und sie auf diese Weise zum Glauben kamen, manche auch durch ihre Partnerschaft, in der der geliebte Mensch zum Glaubenszeugen wurde.

Kommentator:

Für die Glaubensweitergabe im 21. Jahrhundert sind deshalb lebendige Zeugen wichtig, also Menschen, die andere mitreißen. Die Kirche in ganz Deutschland braucht für eine Neuevangelisierung viele begeisterungsfähige Mitarbeiter aus unterschiedlichen Milieus, findet Schäfers.

Johannes Schäfers:

Letztendlich geht es nur über lebendige Zeugen, über Menschen, die mit anderen Menschen mitleben, also ihre Erfahrungen, ihre Sehnsüchte und Hoffnungen teilen, und das nicht aufgesetzt, sondern aus der gleichen Lebenssituation heraus, und die dann ihre Lösungsperspektive, ihre Ansätze zu Gott und Jesus, nicht zurück halten, sondern diese auch ins Gespräch einblenden.

Man fragte Herrn Schäfers am Ende seiner Tour: „Wie wird der Glaube weitergegeben?“ Er kam zu der Erkenntnis, dass es drei Wege gibt:

- Der eine Weg ist der Dienst am Nächsten.
- Der zweite Weg ist eine spirituelle Erfahrung.
- Am häufigsten hat er erfahren, dass der Glaube in Beziehungen oder Freundschaften, in denen der Partner oder der Freund das Christsein vorlebte, weitergegeben wurde.

Im „Bonifatiusblatt“ finden Sie einen ausführlichen Artikel zu einigen Beispielen gelungener missionarischer Initiativen.⁶ Vielleicht können Sie im Anschluss daran mit anderen Menschen ins Gespräch über Ihren persönlichen Glauben kommen.

6 Vgl. Ausgabe 2/2012 des Bonifatiusblatts mit dem Titel „Zeig draußen, was Du drinnen glaubst! Herausforderung Glaubensdiaspora“. Eine Bilanz des „Glaubensmobils“ bietet der darin enthaltene Beitrag von Alfred Herrmann mit dem Titel „Sehnsucht nach neuen Aufbrüchen“ (S. 7-10), daraus folgender Auszug: „... ‚Katholische Christen erfahren leidvoll im Alltag‘, resümiert Johannes Schäfers, ‚dass sie immer häufiger mit ihrem Glauben allein dastehen, dass für immer mehr Menschen der Glaube keine Bedeutung mehr hat‘. Der daraus resultierende Wunsch nach mehr Sprachfähigkeit im Glauben zieht sich durch das ganze Spektrum katholischen Lebens. ‚Wie können wir über unseren Glauben sprechen?‘, fragen sich Kirchengemeinden heute oft hilflos; berichtet er. So wurde das GlaubensMobil von traditionell-konservativen wie auch experimentell-liberalen Kirchengemeinden eingeladen. ‚Alle sehnen sich danach, dass der Glaube wieder im alltäglichen Leben ankommt‘, erzählt Schäfers von den zahlreichen Diskussionen mit pfarrgemeindlichen Gremien ... Für Schäfers gibt es vor allem drei Wege, auf denen Menschen neu mit dem Glauben in Kontakt kommen: der Dienst am Nächsten, eine spirituelle Erfahrung – und der wirkungsvollste Weg: wenn ein katholischer Christ sein persönliches Zeugnis lebt und auch davon spricht. ‚Glaubensweitergabe ist immer Beziehungsarbeit‘, ist Schäfers sich sicher. ‚Wenn ich sage, warum mir beten hilft, warum ich auf Christus vertraue, werde ich am besten verstanden‘. Jeder, der glaube, solle den Mut zum Zeugnis aufbringen, so sein Resümee am Ende der GlaubensMobil-Tour: ‚Egal, ob Zahnarzthelferin, Elektroingenieur oder Lehrer, wenn es dem Nächsten schlecht geht, kann jeder sagen: Ich bete für dich‘.“

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Freiburg

Eröffnung des 16. Internationalen Kongresses Renovabis

Von Herzen danke ich Ihnen, lieber Pater Dartmann, und Ihren Mitarbeitern, dass Sie Vertreter der Kirche aus Ost- und Westeuropa und eine Reihe von Experten eingeladen haben, im Rahmen des 16. Internationalen Renovabis-Kongresses über die Evangelisierung in Europa nachzudenken. Im Namen der Deutschen Bischofskonferenz heiÙe ich Sie alle herzlich willkommen. Und ich danke allen, die diese Einladung zum Gespräch angenommen haben. Denn die Ortskirchen in Europa stehen gemeinsam vor Herausforderungen, und es ist gute weltkirchliche Praxis, an gemeinsamen Herausforderungen auch gemeinsam zu arbeiten.

Die Neuevangelisierung Europas ist ein Kernanliegen des Pontifikats von Papst Benedikt XVI. Der Heilige Vater hat deshalb im Jahr 2011 einen neuen Päpstlichen Rat gegründet, der die Aufgabe hat, sich intensiv mit dieser Neuevangelisierung zu befassen. Gerne habe ich die Einladung angenommen, dort mitzuarbeiten. Auch die 13. Generalversammlung der Bischofssynode, die im kommenden Oktober in Rom stattfindet, wird sich diesem Thema widmen. Und gewiss darf ich an dieser Stelle auch das von Papst Benedikt ausgerufene Jahr des Glaubens ansprechen, das am 11. Oktober 2012, dem 50. Jahrestag der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils, beginnt. Renovabis greift mit diesem Kongress eine der großen kirchlichen Debatten unserer Zeit auf. Er bezeugt damit, dass der von Papst Benedikt XVI. gegebene Impuls erste Früchte trägt.

Der Titel des Kongresses spricht von den „Wegen der Evangelisierung“. Zu Recht wird hier der Plural verwendet und damit zum Ausdruck



gebracht: Es gibt nicht den einen Weg der Neuevangelisierung in Europa, den es bei der Glaubensverbreitung im Übrigen wohl auch nie gegeben hat. Stattdessen existieren eine Vielzahl von Erfahrungen und Wegen evangelisierender und missionarischer Pastoral in den Ortskirchen Europas – eine Vielzahl, die mit den kulturellen Traditionen, aber auch mit den verschiedenartigen sozio-kulturellen und gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen, mit denen die Kirche zu tun hat, konfrontiert ist.

Gleichwohl dürfen wir dankbar feststellen, dass es bei aller Vielgestaltigkeit eine gemeinsame christliche Prägung Europas gibt. Das Christentum hat die Kultur und Kulturen Europas über Jahrhunderte hinweg wirkmächtig geformt. Sein Einfluss auf unser tägliches Leben ist in vielfältiger Weise bis heute prägend. Das jüdisch-christliche Erbe durchdringt unser Verständnis von Gesellschaft und Politik, von Wirtschaft und sozialer Gerechtigkeit, von Ehe, Familie und Bildung. Der weithin anerkannte deutsche Historiker Heinrich August Winkler, der seine Lehrtätigkeit in Freiburg begann und nach der Wende dem Ruf an die Humboldt-Universität in Berlin folgte, beschreibt dies mit den Worten: „Die stärkste dieser gemeinsamen Prägungen ist religiöser Natur: die christliche. Im Zuge der fortschreitenden Entkirchlichung und Entchristlichung Europas ist eine solche Feststellung alles andere als selbstverständlich. Erklärten Laizisten könnte es sogar als ein Versuch erscheinen, die Säkularisierung in Frage zu stellen und ihr Einhalt zu gebieten. In Wirklichkeit ist es gerade der spezifische, ja weltgeschichtlich einzigartige Charakter des westlichen Säkularisierungsprozesses, der uns veranlassen sollte, den religiösen Bedingungen dieser Entwicklung nachzugehen.“⁷

Winkler spricht hier ausdrücklich nur vom westlichen Europa und kulturell verwandten Weltregionen, die in der Tradition des Weströmischen Reiches stehen. Aber so sehr Differenzierungen zwischen diesem westlichen – d.h. katholischen und protestantischen Europa – und dem

7 Heinrich August Winkler: Geschichte des Westens. Von den Anfängen in der Antike bis zum 20. Jahrhundert. München 2009, S. 19.

Europa der orthodoxen Tradition sinnvoll sind, so gilt doch: Es ist das ganze Europa, das aus dem christlichen Erbe lebt. Und Europa als Ganzes wird auch – wenngleich in unterschiedlicher Weise – durch die Herausforderung der Säkularisierung bestimmt.

Erlauben Sie mir daher einige Überlegungen zum Begriff der Säkularisierung, der nicht zuletzt in den Lineamenta und im Instrumentum Laboris der kommenden Bischofssynode zur Beschreibung der gegenwärtigen Situation unserer Gesellschaften verwendet wird. Säkularisierung ist aus christlicher Sicht kein rein negatives Phänomen. Denn die Säkularisierungsprozesse in Europa haben zweifellos größere Freiheitspotenziale in unseren Gesellschaften erschlossen. Und die Trennung von Kirche und Staat, wenn sie geordnet und nicht feindselig erfolgt, gehört zu den Errungenschaften der europäischen Geschichte. Mehr noch – und darauf weist das Zitat von Heinrich August Winkler hin –: Das Christentum und der jüdisch-christliche Monotheismus tragen in sich selbst die Tendenz zu einer recht verstandenen Säkularisierung. Das vehemente Bekenntnis Israels zu Jahwe, dem gleichsam namenlosen Einen Gott, dessen Verehrung in einem mehr oder minder leeren Tempel erfolgte, war immer zugleich ein Bekenntnis zur Göttlichkeit Gottes und damit zur Weltlichkeit der Welt. Israel und seine Propheten stellten sich stets gegen die Vergötterung innerweltlicher Wirklichkeiten. Und in der Linie dieses religionsgeschichtlichen Prozesses hat das Christentum das mythische Denken zurückgewiesen und sich auf die Seite des Logos gestellt; ja, das Bekenntnis des Christentums ist das Bekenntnis zum inkarnierten Logos. Kurz: Das Christentum selbst hat wesentliche Denkvorsetzungen bereitgestellt, die die Säkularisierung der Welt ermöglichten und förderten.

Es gehört nun allerdings zur Signatur des heutigen Europas, dass die Säkularisierung vielerorts einhergeht mit einer fortschreitenden Entkirchlichung und Entchristlichung. Der Glaube wird abgedrängt ins rein Private und damit mehr und mehr aus dem Raum des öffentlichen Diskurses ausgeschlossen. Für die Kirche stellt sich somit die Frage, wie sie anschlussfähig wird an eine Epoche, die wesentlich auch durch diese Art der Säkularisierung bestimmt wird. Wie können wir dialog- und

sprachfähig werden gegenüber gesellschaftlichen Gruppen und Milieus, die der Kirche entfremdet sind? Wie sind die neuen Wege der Evangelisierung zu gestalten?

Ich möchte hier eine biblisch orientierte Antwort versuchen, die meines Erachtens zwei wesentliche Kennzeichen christlicher Identität hervortreten lässt. Die Apostelgeschichte spricht mehrfach von den frühen Christen als Anhängern des „neuen Weges“: Als solche will sie Saulus in Damaskus verfolgen.⁸ Dieser „neue Weg“ ist in der Apostelgeschichte des Evangelisten Lukas der zusammenfassende Begriff für die gesamte religiöse und sittliche Lebensart der Christen. Neu ist an diesem Weg vor allem das religiöse Bekenntnis zu Christus als dem Messias. Neu und anders ist zudem das sittliche Ethos der neuen Weg-Gemeinschaft, das uns in der Apostelgeschichte mehrfach anrührend geschildert wird.⁹ Die Anhänger des neuen Weges zeichnen sich dadurch aus, dass sie Christus als den „Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6) erkannt haben und dies auch durch ihr Handeln bezeugen. Das religiöse Bekenntnis und die sittliche Tat passen bei ihnen zusammen. Das macht ihr Zeugnis christusförmig.

Wenn wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts nach den geeigneten Wegen der Neuevangelisierung in Europa fragen, dann müssen wir uns zunächst selbstkritisch prüfen, ob auch wir in unserem pastoralen und missionarischen Handeln praktisch Anhänger des „neuen Weges“ sind und dementsprechend handeln. Wir müssen fragen: Wie christusförmig sind unsere Wege der Evangelisierung? Eine missionarische Pastoral in Europa muss sich daran messen lassen, ob und wie sie Räume für Christus eröffnet. Es gilt Ausschau danach zuhalten, auf welche Weise den Menschen in Europa durch unser Handeln die Begegnung mit Christus selbst ermöglicht wird.

Es gibt bereits viele Beispiele einer solchen missionarischen Präsenz in Deutschland. Ich erinnere an die „Glaubenskurse“ in ihren vielfältigen

⁸ Vgl. Apg 9,2; ferner 19,9.23; 22,4; 24, 14.22.

⁹ Vgl. dazu besonders Apg 4,23-37 oder ferner 11, 27-30.

Formen. Ich erwähne die im Zuge des 20. Weltjugendtages 2005 in Köln entstandene Nightfever-Initiative, die insbesondere junge Menschen anspricht. Sie verbindet persönliches Zeugnis, Katechese und liturgische Elemente miteinander. Es gibt zahlreiche Gruppen, die sich zum „Bibel teilen“ und zum Austausch im Glauben treffen. Daneben sind auch zahlreiche sogenannte niedrigschwellige Angebote im Bereich der City-Pastoral und der Urlauberseelsorge zu nennen, die oft nur durch geöffnete Kirchen und die Möglichkeit zum Gespräch versuchen, „die ‚Tür des Glaubens‘ (vgl. Apg 14,27) zu öffnen, die in die Gemeinschaft mit Gott führt“¹⁰.

Eine der zentralen Fragen der Neuevangelisierung in einer weithin säkularen und religiös multioptionalen Welt lautet: Wie wird die Botschaft des Evangeliums, wie wird der Glaube zur Erfahrung? Papst Benedikt selbst weist nachdrücklich darauf hin: „Um das Wort des Evangeliums fruchtbar zu verkünden, braucht es zuallererst eine tiefgehende Gotteserfahrung.“¹¹ Das Evangelium muss verkündet, der christliche Glaube „vorgestellt“ und gelehrt werden. Wenn der Glaube aber nicht zur persönlichen Erfahrung wird, wird er nicht lebendig und prägt nicht das Leben. Es geht nicht nur darum zu begreifen, sondern ergriffen zu werden. Den Glauben zu teilen, andere an der eigenen Glaubenserfahrung teilhaben, sie im eigenen Glauben mitglauben zu lassen, sind die entscheidenden Wege der Evangelisierung heute in einer säkularen Welt. Sich darüber auszutauschen, lohnt sich. Beschenken wir einander mit unseren Glaubenserfahrungen und unserem Glaubens-Zeugnis! Ich bin überzeugt, wir können viel voneinander lernen.

Es steht außer Frage, dass zusammen mit dem Glaubenszeugnis das diaconische Zeugnis von Anfang an wesentlicher Bestandteil des „neuen Weges“ war, von dem die Apostelgeschichte berichtet. Auch hier gilt es, heute Ausschau danach zu halten, welche Wege der sozial-pastoralen

10 Apostolisches Schreiben in Form eines Motu proprio „Porta fidei“ von Papst Benedikt XVI., mit dem das Jahr des Glaubens ausgerufen wird; hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2012 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 191), S. 3.

11 Papst Benedikt XVI., Apostolisches Schreiben in Form eines Motu Proprio „Ubicumque et semper“ vom 21.09.2010.

Arbeit am besten geeignet sind, den Menschen die Liebe Christi erfahrbar zu machen. Wo ermöglicht der caritative Dienst der Kirche die Begegnung mit Christus? Das religiöse Bekenntnis und das sittliche Tun sind dabei untrennbar verbunden, wenn wir uns auf dem „Weg der Wahrheit“ bewegen wollen, den uns auch der Apostel Petrus weist, wenn er vom rechten Christentum spricht.¹²

Die Deutsche Bischofskonferenz wird sich – zusammen mit vielen engagierten katholischen Christen – in zwei Wochen deshalb in Hannover im Rahmen des überdiözesanen Gesprächsprozesses über die Zukunft der Kirche in Deutschland der Frage der „Zivilisation der Liebe“ stellen und sich damit gerade auch den Fragen der Diakonia widmen. Wie der gesamte Gesprächsprozess soll auch die Begegnung in Hannover eine ernsthafte Selbstreflexion fördern. Sie ist nicht primär den Sorgen und Herausforderungen unserer Kirche geschuldet, sondern entspringt vielmehr der Überzeugung, „dass es die Kirche immer nötig hat, selbst evangelisiert zu werden, wenn sie ihre Lebendigkeit, ihren Schwung und ihre Stärke bewahren will, um das Evangelium zu verkünden.“¹³ In diesen Worten der Enzyklika *Evangelii nuntiandi* klingt deutlich die Dynamik an, die das Evangelium frei setzt für einen neuen Weg. Ich erhoffe mir sehr, dass der gesamte Gesprächsprozess und nicht zuletzt der Austausch über den diakonischen Auftrag der Kirche eine solche Dynamik erfahrbar machen. Denn die soziale Dimension des christlichen Zeugnisses ist oft das Erste, was Menschen von Christen erfahren. Für Viele macht sich an unserem Tun fest, ob wir tatsächlich Anhänger eines „neuen Weges“ sind, der sie zu Christus führt. Gerade auch in zunehmend säkularisierten gesellschaftlichen Kontexten wird man die Christen – wie schon in der Zeit der Apostel – zunächst an ihren Taten erkennen.

12 Vgl. 2 Petr 2,2.

13 Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ Seiner Heiligkeit Papst Paul VI. an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über Evangelisierung in der Welt von heute, Nr. 15; hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Neuauflage Bonn 2012 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 2), S. 17-20.

Auch die beiden Filmbeiträge, die wir gerade sehen konnten¹⁴, sind ermutigende Beispiele dafür, dass es der Kirche auf unkonventionelle Weise gelingen kann, dialogfähig zu sein. Die Stadtmission in Polen und das Glaubensmobil des Bonifatiuswerkes in Deutschland versuchen, Wege zu finden, Menschen neu auf den Glauben hin anzusprechen. Diese Aktionen zeigen, dass die Kirche in dem Maße die Menschen unserer Epoche verstehbarer anspricht, je mehr wir eine Sensibilität für die spirituellen Sehnsüchte und die sozialen Realitäten entwickeln, die das heutige Leben prägen. Eine Neuevangelisierung wird umso eher und umso mehr gelingen, je mehr wir eine hörende, dienende und pilgernde Kirche sind. Diese Kirche begibt sich an Orte, an denen die Menschen nach Sinn und Heil und, oft verborgen, nach Gott suchen, und öffnet dort den „Weg der Wahrheit“ (2 Petr 2,2). Um es mit einem Wort von Pierre Teilhard de Chardin zu umschreiben: Neuevangelisierung lebt aus der „Erfahrung, dass Gott sich überall verwirklicht in uns und um uns.“¹⁵ Neuevangelisierung macht frei von Angst vor den Veränderungen in Europa und stellt sich ihnen, denn auch in ihnen lässt Gott sich finden.

Zu den genuinen Aufgaben von Renovabis gehört es, bei der Weitergabe des Glaubens in Mittel- und Osteuropa mitzuwirken. Es kann einem deutschen Hilfswerk gewiss nicht darum gehen, unsere Nachbarkirchen in Europa mit Ratschlägen zu überrollen. Mit unserem Werk Renovabis suchen wir deutschen Bischöfe den Dialog mit den Ortskirchen im östlichen Europa. Und wir wollen, wo gewünscht, Stütze und Hilfe sein, wenn sich die Kirchen in Ost- und Mitteleuropa auf den Weg machen, die Evangelisierung voranzubringen. Renovabis hat dabei zugleich den Auftrag, die Erfahrungen der Kirchen in Ost- und Mitteleuropa der Kirche in Deutschland zu vermitteln. Dies entspricht dem in unserem Wort „Allen Völkern Sein Heil“ festgehaltenen Verständnis der Weltkirche als einer globalen Lern-, Solidar- und Gebetsgemein-

14 Erzbischof Zollitsch spielt auf die beiden kurzen Präsentationen an, die seinem Vortrag vorangegangen sind. Vgl. dazu auch oben S. 19–26.

15 Zitiert nach Adolf Haas: Teilhard de Chardin-Lexikon. Freiburg i. Br. 1971. Bd. 1, S. 370; Apostolisches Schreiben „Porta fidei“ (vgl. Anm. 10, oben S. 31), S. 3.

schaft. Gerade als Lerngemeinschaft im Austausch der Erfahrungen und Gaben wird die Kirche in Europa und weltweit den Herausforderungen von Globalisierung und Säkularisierung angemessen begegnen können – als eine Kirche, in der wir aufeinander hören, als eine Kirche, die es in den unterschiedlichen Prozessen unserer Gesellschaften vermag, den „neuen Weg“ glaubwürdig und einladend zu gehen.

Ich danke Renovabis für die vielen Initiativen und bin dankbar, dass wir als Kirche in Deutschland dieses Werk haben. Der Heilige Vater drückt es immer wieder aus, dass die Menschen in Europa immer mehr erfahren können und sollen, dass die „Tür des Glaubens“ (vgl. Apg 14,27), die in das Leben der Gemeinschaft mit Gott führt, immer offen steht. Und so lade ich Sie ein, die Tür des Herzens füreinander und gegenseitig zu öffnen, damit wir uns neu vergewissern auf dem gemeinsamen Weg der Neuevangelisierung hier in Europa. Ich wünsche dieser Tagung, dem 16. Internationalen Kongress Renovabis, die Führung des Heiligen Geistes und reichen Segen.

**Grußworte an die
Teilnehmerinnen und Teilnehmer
des 16. Internationalen
Kongresses Renovabis**

Grußworte von kirchlichen Würdenträgern



Grußwort des Vorsitzenden der Orthodoxen Bischöfskonferenz in Deutschland

„Scheitert der Euro, scheitert Europa.“

Dieser pragmatische Satz unserer Bundeskanzlerin ist – jedenfalls in Deutschland – so etwas wie ein verkürztes Credo, ein „Mantra“ der Europäer geworden. An diesem Satz ist so viel wahr, dass das Scheitern der gemeinsamen Währung von siebzehn europäischen Staaten gewiss ein schwerer Rückschlag für die politische und wirtschaftliche Integration dieser und der übrigen (noch) nicht zu „Euroland“ gehörenden europäischen Staaten in ein auch nach dem Vertrag von Lissabon noch nicht klar vor Augen stehendes europäisches Ganzes wäre.

Andererseits muss man auch die Gegenprobe machen und fragen: Was wäre gewonnen, wenn das Experiment mit der gemeinsamen Währung doch noch gelänge? Was ist das für ein Europa, dessen Gelingen in erster Linie von der monetären Einheit und der wirtschaftlichen Prosperität abhängt? Die schwere ökonomische Krise unserer Tage hat uns den Blick so sehr verengt, dass wir nur noch auf die Wirtschaftsindizes schauen und schon glücklich wären, wenn wir nicht noch hinter die „Schwellenländer“ China, Indien oder Brasilien zurückfielen.

Aber welche Rolle spielen in diesem Europa noch die Grundfragen, z. B. jene bedrängend aktuellen, die mit dem Ende und dem Anfang des menschlichen Lebens zu tun haben? Auf die sokratische Frage „Wie soll man leben?“ antwortet das Evangelium Jesu Christi, indem es die Lebensweise der „Völker“ der des Glaubens gegenüberstellt. Die Völker, die „Heiden“, trachten danach, das Leben als Überleben zu sichern, indem sie es zur Gänze unter die Leitfragen „Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Womit sollen wir uns bekleiden?“ (Mt 6,31) stellen. Die Jünger Jesu hingegen betrachten das physische Überleben nicht als Selbstzweck, sondern als Nebenprodukt der Suche nach etwas weit Besserem, Schönerem, Vollkommenerem, nach etwas, das „hier“ beginnt, aber „hier“ nicht endet – als Nebenprodukt der „Suche nach dem Reich Gottes und

seiner Gerechtigkeit“ (Mt 6,33). Kirche ist als solche das Wagnis dieser Suche nach dem Reich Gottes – im Wissen darum, dass das sterbliche, vergängliche Leben, dass – mit anderen Worten – Europa erst dank dieser Indiennahme durch den Glauben jenen Glanz, jene Liebenswürdigkeit, jene Seriosität empfängt, die es wahrhaft lebenswert machen.

Ohne diesen Glauben, ohne diese Erfahrung der Kirche wird Europa noch abgründiger scheitern als durch das vorübergehende Misslingen seiner monetären, fiskalrechtlichen und wirtschaftlichen Einheit, so bedauerlich ein solches Misslingen zweifellos wäre. Gerade deshalb sprechen wir ja auch hier und heute von der Notwendigkeit der „Evangelisierung“ bzw. der Neuevangelisierung unseres Kontinents.

Obwohl das Stichwort „Evangelisierung“ nicht neu ist – die Sache selbst, so scheint es, geht nicht voran. Im Gegenteil: Die Erosion des Glaubens beschleunigt sich, die Gemeinde der kirchentreuen Christen schrumpft und zugleich schwindet der ökumenische Elan, der noch im 20. Jahrhundert die Kirchen so sehr inspirierte.

Trotz der alles ergreifenden Globalisierung liegt über Europa noch immer der Schatten der Polarität: West und Ost, die alte EU und die Transformationsstaaten. Europa taumelt zwischen Postmoderne und Restauration. Und die christlichen Kirchen sind in ihrem aggiornamento, in ihrer „Verheutigung“; so tief von dieser Situation betroffen, dass man darum fürchten muss, ob sie die prophetische Kraft noch haben, „das Evangelium vom Reich“ (Mt 4,23) jenseits aller Quotenseligkeit und frei vom Zeitgeist, „sei es gelegen oder ungelegen“ (2 Tim 4,2), zu verkündigen.

Die Evangelisierung ist darum – so scheint es mir jedenfalls – noch vor allen Strategien eine Frage der Integrität, der Unversehrtheit des Glaubens aus der Erfahrung des Herzens.

Gott segne Ihre Tagung und schenke Ihren Bemühungen reiche Frucht!

*Metropolit Augoustinos von Deutschland und
Exarch von Zentraleuropa*

Grußbotschaft des Heiligen Vaters¹⁶

Papst Benedikt XVI. hat mit Freude davon Kenntnis erhalten, dass die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken zugunsten der Menschen in Mittel- und Osteuropa Renovabis vom 30. August bis zum 1. September den 16. Internationalen Kongress in Freising veranstaltet. Mit den Teilnehmern dieser Tagung, die sich mit dem Thema „Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“ beschäftigen, verbindet sich Seine Heiligkeit gerne im Gebet und übermittelt allen herzliche Grüße.

Der ständige Wandel unserer Gesellschaft ist eine Herausforderung für die christliche Verkündigung und die Evangelisierung. Aus dem Bewusstsein, dass der Glaube sich nicht nur auf eine historische Gegebenheit bezieht, sondern vor allem von der Gegenwart Jesu Christi im Heute lebt, wollen wir persönlich und in unseren Gemeinden die Begegnung mit dem Auferstandenen im Hören auf sein Wort, im gemeinsamen Gebet und in den Sakramenten pflegen, um so für unsere Mitmenschen Zeugen des göttlichen Heils zu werden.

Mit dem Gebetswunsch, dass es den Mitarbeitern von Renovabis immer mehr gelinge, die Liebe Christi in ihrem Leben und Wirken aufleuchten zu lassen, erteilt Papst Benedikt XVI. allen Teilnehmern des Kongresses von Herzen den Apostolischen Segen.

*Tarcisio Kardinal Bertone,
Staatssekretär Seiner Heiligkeit*

¹⁶ Vgl. dazu auch oben S. 18

Grußwort des Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen

Hochwürdiger Pater Dartmann,

ganz herzlich möchte ich Sie und alle Teilnehmenden am 16. Internationalen Kongress Renovabis begrüßen.

Das gewählte Thema „Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“ greift den Wunsch unseres Heiligen Vaters Benedikt XVI. auf, der zum 50jährigen Jubiläum der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils ein „Jahr des Glaubens“ eröffnen wird und in diesem Zusammenhang die diesjährige Bischofssynode unter das Thema der Neuevangelisierung gestellt hat.

Bei verschiedenen Begegnungen mit den unterschiedlichsten Menschen aus Mittel- und Osteuropa erfahre ich immer wieder, dass diese nicht nur auf materielle und kulturelle Hilfe angewiesen sind, sondern auch von tiefer Sehnsucht nach Gott in ihrem Leben erfüllt sind, auch wenn dies nicht immer augenscheinlich in den Vordergrund tritt. Und wenn man heute über verschiedene Krisen spricht, vergisst man oft, dass die tiefste Krise überall in Europa und auch in der Welt der Mangel an Glauben ist, ein Mangel an Vertrauen in Gott und in den Mitmenschen. Darin liegen oft auch die Konflikte zwischen Christen unterschiedlicher Konfessionen begründet. Neue Wege der Evangelisierung suchen und den Glauben zu vertiefen, bildet in diesem Sinn auch einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der ökumenischen Beziehungen zwischen den Christen verschiedener Konfessionen auf dem Weg zur vollen Einheit in Christus.

Gerne ergreife ich die Gelegenheit, noch einmal ausdrücklich für die Hilfe zu danken, die Renovabis für die Förderung der Einheit der Christen bereitstellt, besonders für die Projekte und Aktivitäten, die unser Päpstlicher Rat zur Förderung der Einheit der Christen mit dem

Komitee für die kulturelle Zusammenarbeit zugunsten der orthodoxen und der orientalisch-orthodoxen Kirchen durchführen kann.

Für die Beratungen Ihres Treffens wünsche ich Ihnen gutes Gelingen und hoffe, dass der 16. Internationale Kongress Renovabis reiche Früchte für den Glauben und das gemeinsame Zeugnis für Christus auf unserem Kontinent tragen wird.

Indem ich Sie alle mit meinem Gebet begleite, verbleibe ich mit freundlichen Grüßen und guten Segenswünschen

Kurt Kardinal Koch

Grußwort des Erzbischofs von Köln

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Teilnehmer des diesjährigen Internationalen Kongresses „Renovabis“!

Es ist etwas Geheimnisvolles und Großes um das Samenkorn. Christus wählt es, um seine Jünger das Vertrauen darauf zu lehren, dass Gott den Erfolg der Ernte wie auch der Mission schenkt – bisweilen aus ganz winzigen Anfängen heraus (Mk 4,26-32; vgl. 1 Kor 3,6 f.). Bis heute ist diese Metapher beliebt: ob nun die Deutsche Bischofskonferenz eine „Zeit zur Aussaat“ (2000) ausruft oder die Ökumene „die Früchte ernten“ will (2009/2011), die in den Dialogen gesät wurden.

Wenn wir „neue Wege der Evangelisierung in Europa“ gehen und das Evangelium neu verkünden wollen, heißt das gerade nicht, ein neues Evangelium zu verkünden. Das hat schon der Apostel Paulus kategorisch ausgeschlossen (Gal 1,6-9) – derselbe Paulus freilich, der sich „für alle zum Sklaven“ machte, „um möglichst viele zu gewinnen“; der „den Juden ... ein Jude“ wurde, „den Gesetzlosen ... sozusagen ein Gesetzloser“; „den Schwachen ... ein Schwacher“; der „allen ... alles“ wurde, „um auf jeden Fall einige zu retten“: „um des Evangeliums willen“ (1 Kor 9,19-23).

Auch Jesus, der doch das Vertrauen in die Liebe und Macht seines göttlichen Vaters geradezu verkörpert, weiß, dass der Erfolg der Verkündigung entscheidend von der Situation der Zuhörer abhängt. Er lehrt uns dies, wenn er vom Sämann spricht, der aufs Feld ging, um zu säen, und dessen Körner teilweise auf den Weg fielen, sodass die Vögel sie fraßen, teilweise auf felsigen Boden, wo sie zwar sofort aufgingen, aber dann ebenso schnell verdorrten, teilweise in die Dornen, die sie erstickten, teilweise aber auch auf guten Boden, sodass sie dreißigfach, ja sechzigfach und hundertfach Frucht brachten (vgl. Mk 4,1-9).

Dank Gottes Gnade und der Mühe zahlreicher Verkündiger sät auch in Mittel- und Osteuropa der Sämann heute noch das Wort. Aber die Ideologen und Strategen östlicher wie westlicher Herkunft haben in den

vergangenen Jahrzehnten ganze Arbeit geleistet und eine Schneise weltanschaulicher Verwüstung hinterlassen. In einer Atmosphäre der Oberflächlichkeit wird heute das gesäte Wort schnell wieder weggenommen. Viele von denen, die das Wort zunächst freudig aufgenommen hatten, sind in der kommunistischen Unterdrückung zu Fall gekommen. Mehr – wenn auch nicht ausschließlich – von Westen kommen die Sorgen der Welt, der trügerische Reichtum und die Gier nach all den anderen Dingen, die sich breitmachen und das Wort ersticken (vgl. Mk 4,14-20).

Was heißt das für uns und unsere neuen Wege der Evangelisierung in Europa? Zunächst einmal müssen wir nüchtern schauen und analysieren, wie es dort um den Ackerboden bestellt ist. Wo verhalten sich Staat und Gesellschaft gleichgültig oder sogar feindselig gegenüber dem Evangelium? Wo bieten sich Gelegenheiten zu redlichem Dialog und konstruktiver Kooperation? Wo sind kirchliche Strukturen erstarrt, zum Selbstzweck geworden, sodass sie Gottes lebendige Gnade nicht mehr vermitteln, sondern verdunkeln? Wo müssen wir in der Kirche das Mitläufertum zurückdrängen und das persönliche, frohe Glaubenszeugnis wieder in den Vordergrund stellen? Kurz: Wie können wir freundlich dafür werben und zugleich energisch darauf drängen, dass der Boden für Gottes Wort neu bereitet wird?

Was die Seele im Leib ist, sind die Christen in der Welt, legt uns der Diognetbrief im 6. Kapitel nahe. Für uns Heutige bedeutet das, die Welt mit dem Evangelium zu prägen und zu gestalten, ohne freilich in theokratischer Weise den Leib – die Gesellschaft – durch die Seele – die Kirche – zu ersetzen. So werden wir auch wieder guten Boden erhalten, Menschen, die das Gotteswort „hören und aufnehmen und Frucht bringen, dreißigfach, ja sechzigfach und hundertfach“ (Mk 4,20).

Dazu wünsche ich allen Teilnehmern des Kongresses Gottes reiche Gnade!

In herzlicher Verbundenheit

Joachim Kardinal Meisner

Grußwort des Erzbischofs von Bamberg

Sehr verehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer des
16. Internationalen Kongresses Renovabis!

„Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“: Dieses Thema wird vom 30. August bis 1. September von einer Vielzahl von Referenten, Experten und Diskussionsteilnehmern auf dem 16. Internationalen Kongress Renovabis aus unterschiedlicher Perspektive beleuchtet. Durch das umfangreiche Programm und die namhaften Persönlichkeiten ist garantiert, dass dabei ein wichtiger Beitrag zur „Neuevangelisierung Europas“, die Papst Benedikt XVI. ein so großes Anliegen ist, geleistet wird.

Nicht nur, dass die öffentliche Meinung heute die religiöse Überzeugung als Privatsache deklariert; darüber hinaus ist es auch ein großes Defizit in Europa und andernorts, dass viele, die sich Christen nennen, sich nicht mehr in der Öffentlichkeit zu ihrem Glauben bekennen. Viele Gläubige haben es aufgegeben, neue Christen gewinnen oder die, die das kirchliche Leben aufgegeben haben, zurückholen zu wollen. Die Evangelisierung gehört aber wesensnotwendig zum Christsein dazu. Dazu ist zu allererst wichtig, den eigenen Glauben als lebensprägend und bereichernd zu entdecken und ihn privat sowie im öffentlichen Leben in Wort und Tat zu bekennen. Das Evangelium lehrt, dass in Jesus Christus das Heil für alle Menschen und die ganze Welt gekommen ist. Unser Herr will, dass seine Nachfolger überall hingehen und alle zu seinen Jüngern machen, „denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen“ (Apg 4,12).

Die weltweite Evangelisierung und die Neuevangelisierung Europas sind ein wesentlicher Auftrag der Kirche heute. Mehrere Jahrzehnte atheistischer Kommunismus liegen hinter vielen Ländern Mittel- und Osteuropas; sie haben ihre Spuren hinterlassen. In ihnen gilt es in den kommenden Jahren an dem anzuknüpfen, was an Christlichem bewahrt

und in den zwanzig Jahren Postkommunismus wieder zum Wachsen gebracht wurde.

Bei meiner Reise durch Russland Mitte August dieses Jahres konnte ich erneut feststellen, wie wichtig und erforderlich die Erneuerung des christlichen und kirchlichen Lebens durch die Verkündigung des Evangeliums, die Feier der Gottesdienste und den Aufbau der Caritas ist. Ostern, das Fest der Auferstehung, spielt in der orthodoxen und katholischen Kirche Russlands eine besonders wichtige Rolle. Der Glaube und das christliche Leben sind auch im Auferstehen begriffen. Die Kirche wird immer mehr in den Köpfen und Herzen, im Handeln und Wandeln der Menschen lebendig. Es bleibt aber auch noch viel zu tun. Am Ziel der Neuevangelisierung sind die Kirchen in diesen Ländern noch längst nicht. Der Glaube muss noch von vielen entdeckt und das kirchliche Leben weiterhin aufgebaut werden. Dazu sind auch „Neue Wege der Evangelisierung in Europa“ notwendig. Wir Christen und Kirchen in Westeuropa müssen unseren Schwestern und Brüdern in Mittel- und Osteuropa dabei helfen. Wir können aber auch von unseren Glaubensgeschwistern, die im Kommunismus „den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet und den Glauben bewahrt“ haben (vgl. 2 Tim 4,7), viel für unser Christsein im 21. Jahrhundert lernen.

In diesem Sinn grüße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 16. Internationalen Kongresses Renovabis in Freising. Ich wünsche ihnen Gottes Segen beim Nachdenken und Diskutieren darüber, wie wir in Zukunft als Christen glauben, leben, wirken und missionarisch tätig sein können in einem Europa, das seine Wurzeln im Christentum hat und eine gute Zukunft im Evangelium Jesu Christi haben wird.

Dr. Ludwig Schick

Grußwort des Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Neuevangelisierung

Sehr geehrte, liebe Teilnehmer des 16. Internationalen Kongresses Renovabis!

Die Kirche ist heute dazu berufen, mit einem neuen missionarischen Eifer auf die Welt zuzugehen. Dies ist die Motivation, die Papst Benedikt XVI. dazu bewegt hat, vor zwei Jahren den „Päpstlichen Rat zur Förderung der Neuevangelisierung“ zu errichten. Als Kirche sind wir heute zu einer neuen Dynamik der Glaubensvertiefung, Mission und Evangelisierung eingeladen.

Das Thema Ihres diesjährigen Kongresses „Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“ spiegelt greifbar diesen Ruf nach einer tiefen Neuevangelisierung wieder. Es ist für mich eine große Freude, dass Sie in diesen Tagen darüber sprechen und nachdenken werden, wie die Dynamik einer neuen Evangelisierung auch in Ihrem Hilfswerk Renovabis konkret werden kann. Ich möchte an dieser Stelle die Gelegenheit nutzen, Ihnen einmal für Ihre vielen Initiativen wie überhaupt für die wertvolle Tätigkeit Ihres Hilfswerkes in so vielen Ländern zu danken. Seit der Gründung von Renovabis im Jahre 1993 auf Initiative der katholischen Laien in Deutschland zusammen mit den deutschen Bischöfen hat sich Ihr Hilfswerk immer wieder tatkräftig zum Aufbau der Ortskirchen in den Ländern Mittel- und Osteuropas eingesetzt. Dabei war eines der wichtigsten Anliegen von Renovabis, dass Glauben und Handeln immer eine Einheit bilden. Der Glauben schenkt dem Handeln Orientierung und Leben.

Wenn wir heute von „Neuevangelisierung“ in der Kirche sprechen, dann bedeutet es nicht, dass vorher keine Mission stattgefunden hat. Die Mission der Kirche war und ist immer die Verkündigung der gleichbleibenden Botschaft von Jesus Christus, dem Heiland der Welt. Alle Menschen sind dazu eingeladen, sich zu ihm zu bekehren und durch das Hören auf sein Wort seine Jünger zu werden.

Der geschichtliche Kontext und die Situation der Verkündigung verändern sich jedoch und wir müssen gerade heute fragen, wie wir diese zugleich „alte“ aber auch immer wieder „neue“ Botschaft in eine zeitgemäße Sprache und mit neuer Begeisterung zu unseren Mitmenschen tragen können. Dies kann nur durch eine tiefe innere Erneuerung des Glaubens geschehen, die sich dann in einer neuen Sprache und in neuen Formen ausdrückt. Wichtig ist, dass die verschiedenen Projekte der Evangelisierung nicht einfach nur auf menschlichen Initiativen beruhen, sondern wirklich vom Heiligen Geist ausgehen. Wenn wir uns seinem Wirken öffnen, schenkt er uns sein „neues Leben“. Dieses göttliche Leben, einmal als Geschenk empfangen, dürfen wir dann wiederum selbst zu allen Menschen tragen. Nur der Geist kann uns dieses Leben schenken. Neuevangelisierung bedeutet, dieses unschätzbare Geschenk Gottes immer wieder neu zu empfangen, um es dann jeweils neu in die ganze Welt und zu allen Menschen zu tragen.

Ich wünsche der Konferenz einen guten Verlauf und viele konkrete Ergebnisse! Seitens des Päpstlichen Rates zur Förderung der Neuevangelisierung bitte ich um Ihr Gebet und freue mich, Sie und das ganze Hilfswerk Renovabis dabei an unserer Seite zu wissen.

Erzbischof Rino Fisichella

Grußwort des Apostolischen Nuntius

Sehr geehrte, liebe Teilnehmer des 16. Internationalen Kongresses Renovabis!

Warum sollen wir „heute den Glauben entdecken“, wenn wir schon getauft sind und so die Bedingung erfüllen, die Jesus für die Erlangung des Heiles nennt, wenn er sagt: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet“ (Mk 16,16) und wenn wir, wie es im Galaterbrief heißt, Christus als Gewand angezogen haben (vgl. Gal 3,24)?

„Neue Wege der Evangelisierung“ ist das Grundthema des Kongresses, der in Vorbereitung auf das „Jahr des Glaubens“ stattfindet. Auch die Generalversammlung der 13. Weltbischofssynode, die am 7. Oktober im Rom eröffnet wird, hat als Thema „Die Neuevangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens“. Damit ist uns der Weg grundsätzlich gezeigt: Es geht um eine Weitergabe; diese aber verlangt als erstes von uns, dass wir innehalten und uns auf die Gabe des Glaubens, die es weiterzugeben gilt, besinnen, damit wir sie recht zu schätzen wissen. Dabei fangen wir nicht bei Null an. Vielmehr ist es umgekehrt: Wir sind als Glaubende reich und wir freuen uns am Glauben. Es kann unsere Hoffnung stärken, wenn wir erkennen, dass Christus in seiner Kirche lebendig und wirksam ist. Darauf hat uns die zweite Sonderversammlung der Bischofssynode für Europa hingewiesen, die 1999 zur Vorbereitung des Großen Jubiläums des Jahres 2000 stattfand. Und es ist Ihnen wohl bekannt, wie Papst Benedikt XVI. vom Anfang seines Pontifikats an uns immer wieder zu Christus führt, auf dass wir – wie es der heilige Benedikt in seiner Regel von den Mönchen verlangt – „Christus nichts vorziehen“ (Regel 72).

Das Neue, die neuen Wege, von denen im Titel dieses Kongresses die Rede ist, liegen in erster Linie in uns selber: dass wir nämlich in erneuertem Glauben unsere Verantwortung für die Verbreitung der Frohbotschaft wahrnehmen. Wie ermutigend sind da die Worte, die in der Vision der Offenbarung des Johannes vom himmlischen Jerusalem Gott vom

Thron her spricht: „Seht, ich mache alles neu“ (Apk 21,5) – eben das, worum wir immer bitten: RENOVABIS – „du wirst das Antlitz der Erde erneuern“ –, damit unsere neuen Wege wirklich zur Evangelisierung Europas führen, weil sie immer wieder im Glauben und auf den Glauben hin durchlaufen werden. In dem Nachsynodalen Schreiben „Ecclesia in Europa“ aus dem Jahre 2003 hat Papst Johannes Paul II. die Wiedererlangung der Freiheit der Kirche im Osten Europas ein Zeichen der Hoffnung genannt, um weitere konkrete Schritte der Evangelisierung darzustellen, wie sie die Synodenväter beschrieben: „Mit Freude stellen wir die zunehmende Öffnung der Völker aufeinander hin fest, die Versöhnung zwischen Nationen, die lange Zeit verfeindet waren, die fortschreitende Ausdehnung des Einigungsprozesses auf die Länder Osteuropas. Es wachsen Anerkennung, Zusammenarbeit und Austausch aller Art, so dass nach und nach eine europäische Kultur, ja ein europäisches Bewusstsein entsteht ...“ (Ecclesia in Europa, 12). Hier haben wir Wegweiser für den Kongress: Öffnung, Versöhnung, Ausdehnung, Zusammenarbeit, europäisches Bewusstsein. All das gehört zu unserem Vorrat auf unserem Weg der Evangelisierung in Europa, auch unter den Lebensbedingungen, die wegen der heutigen Finanzkrise oft schwierig sind. Mit Gottes Segen, unter dem Schutz der Gottesmutter Maria! Und eine gute Heimreise!

Erzbischof Dr. Jean-Claude Périsset

Grußwort des Großerzbischofs der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche

Hochwürdiger Pater Stefan Dartmann, sehr geehrte Teilnehmer des Kongresses, verehrte Damen und Herren,

mit großer Freude begrüße ich Sie zum 16. Internationalen Kongress Renovabis 2012. Das Thema, das Sie beim Kongress besprechen, ist eines der Zentralthemen des ganzen Lebens der Kirche und des Christentums. Schon zwei Jahrtausende evangelisiert die Kirche alle Völker der Welt, verkündet das Wort Gottes allen Menschen auf allen Kontinenten und in allen Rassen. Christus kommt ins Herzen jedes Kindes Gottes und versucht, einen Wohnsitz für sich in jeder Seele zu finden. Die wichtigste Aufgabe der Kirche ist, den Weg zu jedem Menschen zu finden. Während der ganzen Geschichte der Kirche war Europa ein Zentrum der Verbreitung des Glaubens Christi in der ganzen Welt. Das Christentum wurde zum Fundament der europäischen Kultur.

Unsere Zeit bringt der Kirche neue Schwierigkeiten. Die Völker Europas, die traditionell christlich sind, erleben eine starke Krise des Glaubens. Für viele von unseren Zeitgenossen spielt der Glaube nicht mehr eine wichtige Rolle. Dieses Problem ist vielflächig. Weil unsere Zivilisation auf dem Christentum gebaut ist, verliert unser Kontinent bei der Vernichtung des Glaubens auch das Fundament unserer Kultur. Ohne Fundament ist das Haus schwach.

Heute dürfen wir nicht mehr von der europäischen Kultur, sondern von einer Weltkultur sprechen, weil wir in einer Epoche der Globalisierung leben. Die Menschen spüren wie niemals zuvor die Einflüsse aller Mitmenschen aus der ganzen Welt. Es ist eine einzigartige Zeit, in der alle Menschen ihre eigene Zugehörigkeit zum ganzen Weltorganismus fühlen. In dieser Situation ist das Christentum nicht nur die größte Religion der Welt, der die Mehrheit der Erdbevölkerung angehört, sondern eine geistliche Tatsache, die jeden Menschen betrifft. Die Krise des Glau-

bens ist eine Weltkrise, die eine ganze Kulturepoche bedroht. Nichts kann für die Zivilisation so folgenreich sein wie eine Glaubenskrise.

Die letzten Jahrzehnte standen unter dem Zeichen der Demokratie und des Liberalismus. Die Menschenrechte gehören inzwischen zu den wichtigsten Schätzen der Welt. Die damit verbundenen Prinzipien allerdings werden oft missbraucht, wenn etwa alle Meinungen geschützt werden, Moral und Spiritualität jedoch nicht. Die Liste der sittlichen Probleme unserer Zeit wird immer größer, gleichzeitig wird unsere christliche Kultur schwächer.

Vor uns steht heute eine hochwichtige Aufgabe – unsere Zivilisation muss gerettet werden. Ohne Gott kann keine Gesellschaft existieren. Christus ist unser Retter, der die menschliche Natur an sich nahm und zum Menschen wurde, um uns zu retten und uns seine Gnade zu schenken. Er rettet den Menschen in der ganzen Vollkommenheit seines Wesens. Als ein bedeutsamer Bestandteil gehört dazu auch menschliche Gesellschaftlichkeit. Das bedeutet, dass Christus auch diesen Aspekt der Menschlichkeit rettete. Das Kreuzesopfer Christi ist ein Geschenk an die Menschen, das wir freiwillig annehmen sollten. Nur diejenigen können an der Rettung Christi teilnehmen, die bereit sind, ihm ihre Herzen zu öffnen und ihre Seelen für Gott als Altar vorzuschlagen. Damit dies möglich wird, sollten wir Christen das Wort Gottes an alle, die sich noch nicht zu ihm bekannt haben, weitergeben, und ihnen seine Liebe, Hoffnung und Glaube eröffnen.

Was kann wichtiger sein, als die Menschheit mit ihrem Herrn und Gott zu vereinen? Welche Ehre ist größer, als Werkzeug in den Händen Gottes zu sein? Wie können wir Gott und unseren Mitmenschen besser dienen, als den mystischen Leib Christi zu heilen? Das, was wir jetzt können und sollen, ist die höchste Verwirklichung des Menschen. Das echte Wesen des Menschen besteht darin, Kind und Diener Gottes zu sein!

Die Welt versteht uns nicht. Sie hat Christus auch nicht verstanden. Die Welt liebt uns nicht. Sie hat Christus auch nicht geliebt. Egal, was die-

jenigen denken, für die Christus fremd ist: Nur von ihm her leuchtet uns das echte Licht der Wahrheit. Als Glieder der Kirche haben wir die Aufgabe, Träger dieser Wahrheit zu sein. Diese Aufgabe verlangt von uns eine aktive Position. Damit die Menschen das Wort Gottes hören können, müssen wir es ihnen mitteilen. Das Übel liegt genau dort, wo Gott nicht bekannt ist, und das ist dort, wo wir ihn nicht verkündigen.

Damit wir unsere Aufgabe gut lösen, müssen wir die Wege zur Evangelisierung fachlich und verantwortlich gestalten. Daher freue ich mich, dass Sie so großes Interesse an diesem Thema haben.

Ich wünsche Ihnen in Ihrer Arbeit viel Erfolg und bete zu Gott um seinen Segen für Sie. Ich erwarte mit Spannung die Ergebnisse der Konferenz und hoffe, dass sie ein Schritt in die Zukunft der Kirche und der Weltgesellschaft sein wird.

Dr. Sviatoslav Shevchuk

Grußworte aus Politik und Gesellschaft

Grußwort des Präsidenten der Europäischen Kommission

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir leben in Europa in einer außergewöhnlichen Zeit. Die Wirtschaftskrise ist die größte Herausforderung der Europäischen Union seit ihrer Gründung. Aber die Krise ist nicht nur eine Wirtschaftskrise, sie stellt vor allem unser Wertesystem in Frage.

Solidarität ist eine der wichtigsten Grundideen der Europäischen Union. Diese Grundidee wurde in den letzten Jahren auf den Prüfstein gestellt. Die Arbeitslosigkeit, insbesondere auch unter Jugendlichen, steigt; die Schere zwischen Arm und Reich nimmt zu. Nachhaltigkeit der Staatsfinanzen, von Energiequellen, beim Klimaschutz oder in der Landwirtschaft muss durch tiefgreifende politische Maßnahmen herbeigeführt werden, wenn wir verhindern wollen, auf Kosten der nächsten Generationen zu leben. Diese Weichenstellung ist oft schmerzhaft und schwer zu vermitteln, die Entscheidungen sind jedoch nötig und betreffen Millionen von Bürgern.

Die Frage, die hinter allem steht ist: Wie viel Solidarität wollen wir leisten?

Und hier können die Kirchen und Glaubensgemeinschaften ihren Beitrag zur Bewältigung der Krise leisten. Solidarität ist eine zentrale Botschaft des christlichen Glaubens. Was bedeutet es für Europa, den Nächsten höher zu achten als sich selbst? Wer ist mein Nächster? Und was kann man dem zunehmenden Individualismus entgegensetzen?

Der christliche Glaube basiert auf Ausgewogenheit zwischen den Rechten des Einzelnen und Bedürfnissen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Er setzt der Sorge vor der Zukunft Hoffnung und Vertrauen entgegen. Gerade in schweren Zeiten ist diese Botschaft von zentraler Bedeutung.

Deshalb ist es wichtig, dass Glauben und Religion nicht in die Privatsphäre gedrängt werden. Mehr denn je brauchen wir auch die Stimmen der Kirchen im öffentlichen Raum, um die Werte hochzuhalten, die friedvolles und fruchtbares Miteinander in Europa erst möglich machen.

Ich wünsche Ihnen einen guten und fruchtbaren Verlauf und anregende Diskussionen.

José Manuel Barroso

Grußwort des Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz

Im März kommenden Jahres kann Renovabis den 20. Jahrestag seiner Gründung feiern. Es wird der richtige Zeitpunkt sein, um Bilanz über zwei Jahrzehnte der Arbeit zu ziehen. Ich will diesem Ereignis nicht vorgreifen. Und doch ist schon heute festzustellen: Renovabis hat sich in dieser Zeit zu einer unverzichtbaren Institution für die pastorale und soziale Entwicklung in den Staaten Mittel- und Osteuropas entwickelt.

Die von Renovabis geleistete Arbeit ist in ihrer Vielfalt und Intensität wahrlich beeindruckend. In einer Welt des Umbruchs bietet Renovabis Hoffnung und gibt Vertrauen in den Sinn des persönlichen Engagements. Damit wird ein ganz wesentlicher Beitrag dazu geleistet, dass die Menschen in Mittel- und Osteuropa ihre Heimat als Ort der Zukunft betrachten, für den es sich einzusetzen lohnt. Zukunft im Sinne des eigenen Fortkommens, Zukunft zugleich im Miteinander – beides bedingt einander, wenn sich eine Gesellschaft in politischer und sozialer Hinsicht im Gleichklang entwickeln will.

Gerade wir Deutschen empfinden gegenüber Mittel- und Osteuropa zu Recht eine besondere Verantwortung dafür, aus der Vergangenheit die Brücke in die Zukunft zu schlagen. Solidarität, tätige Nächstenliebe und Hilfe zur Selbsthilfe sind entscheidende Grundstoffe für unser gemeinsames Haus Europa. Renovabis ist dabei ein ganz wichtiger Baumeister. Sie alle, die dem Geist und dem Werk von Renovabis verbunden sind, gestalten aktiv ein auf Versöhnung und Verständigung basierendes Zusammenleben der Menschen und Völker.

Das Land Rheinland-Pfalz pflegt seit 1996 eine Partnerschaft mit der Woiwodschaft Oppeln in Polen. Mit der Region Mittelböhmen in der Tschechischen Republik ist Rheinland-Pfalz im Rahmen eines 4er-Netzwerkes von Regionalpartnern seit dem Jahr 2003 verbunden. In beiden Staaten ist auch Renovabis mit zahlreichen Projekten vertreten.

Das Motto des diesjährigen Kongresses Renovabis ist so gut gewählt wie aktuell. Welche Wege müssen beschritten werden, um die Menschen zu erreichen, ihnen das Wort Gottes zu vermitteln, sie im Glauben zu bestärken? Welche Perspektiven bieten sich? Antworten auf diese Fragen zu finden ist eine beständige Herausforderung. Sicher ist, und dies gilt es immer wieder zu betonen, dass beide Seiten voneinander lernen können und müssen. In der Seelsorge wie in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit können wir von der reichhaltigen Kultur, den Erfahrungen, Werten und Ideen der Menschen in Mittel- und Osteuropa profitieren. Das ist gelebte Partnerschaft.

In seiner Botschaft zum 46. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel hat Papst Benedikt XVI. sehr bedenkenswerte Worte formuliert: „Sich zur Kommunikation erziehen heißt nicht nur reden, sondern auch hören und betrachten lernen; das ist besonders wichtig für diejenigen, die das Wort Gottes verkünden.“ In diesem Sinne grüße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 16. Internationalen Kongresses sehr herzlich. Erneut lädt ein hochkarätig besetztes Podium ein, über neue Wege der Evangelisierung nachzudenken und sich darüber auszutauschen. Ganz zweifellos werden die von dem Kongress ausgehenden Impulse das segensreiche Wirken von Renovabis weiter befruchten.

Mit freundlichen Grüßen

Kurt Beck

Grußwort des Hessischen Ministerpräsidenten

Kongresse sind ein gutes Mittel, um Menschen vor Ort zusammenzuführen und miteinander ins Gespräch zu bringen. Sie dienen dem persönlichen Kennenlernen und Erfahrungsaustausch, aber auch der intensiven Auseinandersetzung mit bestimmten Themenbereichen. Der jährliche Internationale Kongress von Renovabis ist mittlerweile zu einer unverzichtbaren Institution im Dialog zwischen Ost und West geworden. Initiativen wie Renovabis leisten einen wichtigen Beitrag zu einem respektvollen Umgang miteinander und zum weiteren Zusammenwachsen Europas. Ich danke allen, die durch ihr ehrenamtliches Engagement die wichtige Arbeit solcher Initiativen erst ermöglichen.

Im Vordergrund der langjährigen Arbeit von Renovabis steht die Solidarität der deutschen Katholiken mit den Bürgerinnen und Bürgern der ehemals kommunistischen Staaten in Mittel- und Osteuropa. Aber was meinen wir eigentlich, wenn wir von Solidarität sprechen? Es geht um ein Grundprinzip des menschlichen Zusammenlebens. Solidarität bedeutet Zusammengehörigkeit und Zusammenhalt – geprägt von gegenseitigem Vertrauen, aber auch mit gegenseitigen Verpflichtungen. Die Herausforderungen der heutigen Zeit zeigen uns die Schwierigkeit, aber auch die Wichtigkeit einer gelebten Solidarität. Renovabis praktiziert in vielen Projekten erfolgreich und konkret christliche Nächstenliebe.

Ich grüße die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kongresses herzlich und wünsche ihnen auch in diesem Jahr wieder spannende Diskussionen und interessante Begegnungen.

Volker Bouffier

Grußwort des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 16. Internationalen Kongresses Renovabis,

ich freue mich sehr und bin Renovabis sehr dankbar dafür, dass sich der diesjährige Internationale Kongress hier in Freising der Frage nach dem Glauben im Heute, der Suche nach neuen Wegen der Evangelisierung in Europa widmet.

Wir sehen uns heute gegenläufigen Bewegungen gegenüber: Einerseits hat Religion in den vergangenen Jahren einen Bedeutungszuwachs in der Politik erlangt; andererseits ist Kirche mit den Realitäten heutiger moderner Gesellschaften konfrontiert, die pluralistischer und säkularer ausdifferenziert sind. Wir beobachten zunehmend Bestrebungen, Religion aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen. Die unterschiedlichsten Glaubensüberzeugungen, Weltanschauungen, Lebensstile fordern unseren Respekt und unsere Toleranz, gleichzeitig fordern sie uns als Kirche heraus, fordern sie unsere Verantwortung. Als Kirche stehen wir in der Pflicht, den Dialog zwischen den Religionen und Kulturen zu führen, auch den Dialog mit den säkularen Kräften unserer Gesellschaften. In der Auseinandersetzung mit einem mehr und mehr säkularen Umfeld kann auch eine Chance für unsere Kirche liegen. Auftrag von uns Christinnen und Christen ist es, das Evangelium zu verkünden und den Menschen unserer Zeit in ihren konkreten Lebenssituationen Gottes Wort und seine grenzenlose Liebe in Wort und Tat zu vermitteln. Dabei gilt es, uns auf die Strahlkraft unserer Kirche zu besinnen.

Mit der Aufforderung „Im Heute glauben“ ist daher auch der Gesprächsprozess überschrieben, den wir derzeit in der deutschen katholischen Kirche führen. Dabei geht es um eine Standortbestimmung der Kirche in Deutschland, um die Vergewisserung unserer Glaubensquellen, um das gemeinsame Gespräch über den Glauben und den Auftrag der Kirche und darum, die gemeinsame Verantwortung für die Kirche bewusst

zu machen. Als Kirche gewinnen wir dann an Ausstrahlung und sind wir dann glaubwürdig und überzeugend, wenn wir eine dienende Kirche sind, die den Menschen nahe ist, die die Lebenswirklichkeit der Menschen wahrnimmt und ernst nimmt.

Als Christinnen und Christen wissen wir auch, dass die Botschaft des Evangeliums in einer lebendigen Spannung zur gesellschaftlichen Realität und ihren Herausforderungen stehen kann. Diese Spannung wollen wir aushalten und fruchtbar machen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ die Richtung gewiesen: „Freude und Trauer, Hoffnung und Angst der Menschen von heute, insbesondere der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“ So können und müssen wir auch Wege der Evangelisierung beschreiten, in dem wir unseren Glauben als Auftrag und Verpflichtung zu gesellschaftspolitischem Engagement, zum Einsatz für das Gemeinwohl im Diskurs mit den anderen gesellschaftlichen Kräften leben.

Um diesen unseren Auftrag zu erfüllen, braucht es Menschen mit Mut und Gottvertrauen. Als Christinnen und Christen wollen wir uns dieser unserer Verantwortung in Kirche und Gesellschaft stellen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen für die bevorstehenden drei Tage ertragreiche Diskussionen und fruchtbare Erfahrungen der europäischen Vielfalt, die dieser Internationale Renovabis-Kongress in sich birgt.

Alois Glück

Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg

Mit der Gründung von Renovabis im Jahr 1993 als „Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa“ wurde eine unvergleichliche Erfolgsgeschichte ins Leben gerufen. Seitdem wurden mehr als 17.600 Projekte im Rahmen der pastoralen, sozial-caritativen und gesellschaftlichen Erneuerung in 29 Staaten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa gefördert und den Menschen vor Ort geholfen.

Der 16. Internationale Kongress Renovabis 2012 wird diese Erfolgsgeschichte fortführen und sich auch in diesem Jahr mit politischen, sozialen und religiösen Herausforderungen auseinandersetzen. Unter dem Leitgedanken „Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“ suchen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Wegen, wie der Glaube im Europa des 21. Jahrhunderts neu entdeckt und weitergegeben werden kann.

Nicht nur in den Ländern Mittel- und Osteuropas, die sich aufgrund der jahrzehntelangen kommunistischen Herrschaft bis heute mit atheistischen und säkularen Strömungen auseinandersetzen müssen, ist das Thema von großer Bedeutung. Auch in Ländern wie Spanien, Italien oder Deutschland, wo die katholische Kirche nach wie vor die jeweils größte Glaubensgemeinschaft stellt, ist das Kongressmotto aufgrund der stetig wachsenden Anzahl von Kirchenaustritten und der zugleich sinkenden Zahl an Menschen, die aktiv am religiösen Leben teilnehmen, aktueller denn je.

Ich wünsche mir deshalb, dass vom 16. Internationalen Kongress Renovabis bedeutende und nachhaltig wirkende Impulse ausgehen, die diesen Tendenzen entgegenwirken und den Menschen neue Wege zum Glauben aufzeigen. Gemäß dem Subsidiaritätsprinzip müssen bei der Findung neuer Wege der Evangelisierung aber vor allem die Menschen vor Ort eingebunden werden. Denn nur dann, wenn diese Wege nicht

von oben verordnet werden, sondern von unten wachsen, werden sie auf lange Sicht zu einer Wiederentdeckung des Glaubens führen.

Dem 16. Internationalen Kongress Renovabis wünsche ich einen erfolgreichen Verlauf sowie allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern anregende Gespräche.

Winfried Kretschmann

Grußwort der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland

Der Eiserne Vorhang in Europa mag längst Vergangenheit sein. Sein Fall aber bleibt weiterhin ein Signal an alle Welt: Freiheit lässt sich auf Dauer nicht einsperren, die urmenschliche Sehnsucht nach Selbstbestimmung lässt sich nicht unterdrücken. Es war kein Zufall, dass der Impuls zur Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas auch stark vom kirchlichen Raum ausging. Denn Freiheit beschreibt einen wesentlichen Teil des christlichen Menschenbildes. In seinem Brief an die Galater hielt Apostel Paulus fest: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ Freiheit, in Verantwortung wahrgenommen, ist ein unverzichtbarer Maßstab für die Gestaltung unseres Zusammenlebens. Die Befreiung zur Freiheit ermutigt zum Mitreden, zum Sich-Einbringen und spendet Zuversicht, gemeinschaftlich eine feste Brücke in eine gute Zukunft bauen zu können.

Freiheit in Verantwortung für sich und für andere zu nutzen, will gelernt sein. In jedem Fall ist ohne Orientierung verantwortungsbewusstes, am Gemeinwohl orientiertes Handeln kaum denkbar. Entsprechende Maßstäbe zu vermitteln, zu leben und vorzuleben – das ist für die Kirchen Alltag. Der Öffentlichkeitsauftrag der Kirchen und ihr Wächteramt sind für eine verantwortungsgeleitete gesellschaftliche Entwicklung unverzichtbar.

Gewiss blieb eine jahrzehntelange sozialistische Herrschaft nicht ohne Folgen für den gelebten Glauben und die Traditionen des Christentums. Aber auch moderne Formen der Lebensführung bergen die Gefahr der Sinnentleerung durch Überbetonung materieller Werte in einer Leistungsgesellschaft, in der Effizienz, Flexibilität und Selbstverwirklichung als Idealbilder überstrapaziert werden. Umso wichtiger ist das ständige Bemühen um gesellschaftlichen Zusammenhalt. Das Verständnis einer Gesellschaft als Verantwortungsgemeinschaft kann nur aus gemeinsamen Leitbildern erwachsen. Diese können nicht staatlich verordnet werden. Sie resultieren aus persönlichen

Überzeugungen und Prinzipien wie etwa der Beachtung und Bewahrung der Würde des Menschen.

Für mich entspringen Leitbilder für verantwortungsbewusstes Handeln dem christlichen Menschenbild, das wie keine andere religiöse Anschauung die Geschichte und Entwicklung Europas geprägt hat. Aber ich will niemandem absprechen, auch über andere Wege sich solche Maßstäbe zu eigen zu machen. Deshalb halte ich ökumenische Öffnung und interreligiösen Dialog als gemeinschaftsstiftende Kräfte für außerordentlich bedeutsam. Ein solcher Dialog bedeutet weder einen Ausschluss von Kritik noch den ohnehin zum Scheitern verurteilten Versuch, verschiedene Glaubensrichtungen über einen Kamm zu scheren. Im Gegenteil, nur wer seine Wurzeln kennt und sich seines Erbes vergewissert, kann im Austausch mit anderen Religionen und Kulturen selbstbewusst eine menschenwürdige Zukunft gestalten.

Dialog hilft, zu verstehen. Wer versteht, kann auch vertrauen. Und wer einander vertraut, kann Kräfte bündeln und gemeinsame Herausforderungen auch gemeinsam angehen. Deshalb freue ich mich sehr und bin dankbar dafür, dass sich der Internationale Kongress Renovabis als viel beachtetes Forum des Austauschs und der Begegnung etabliert hat. Er unterstreicht die völkerverbindende Kraft des Glaubens, den es in unserer Welt des Wandels – auch dem diesjährigen Thema entsprechend – immer wieder aufs Neue zu entdecken und zu vermitteln gilt. In diesem Sinne wünsche ich den Kongressteilnehmerinnen und -teilnehmern gewinnbringende Tage der Gemeinschaft und des Gesprächs.

Dr. Angela Merkel

Grußwort des Bundesministers für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

Sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer,

Religion ist zurück auf der Agenda. Erwartete man bis vor kurzem mit Blick auf die in Europa verbreitete Säkularisierung und die wachsende Distanz zu allem, was mit Gott, Religion oder institutionalisierter Spiritualität zu tun hat, eine ähnliche Entwicklung im Rest der Welt, so ist heute eher das Gegenteil eingetreten. Menschen bekennen sich zu ihrer Religion – mal still, mal leidenschaftlich, mal aggressiv kämpferisch. Der Umgang mit Religion und mit Verkündigung ist wieder eine politische Frage geworden – das gilt insbesondere für die Entwicklungspolitik.

Für mein Ministerium gilt der zentrale mit den Kirchen vereinbarte Grundsatz: „Maßnahmen im Bereich der kirchlichen Verkündigung sind ausdrücklich von der Förderung ausgeschlossen“. Würden mit staatlichen Mitteln die Evangelisierung, religiöse Minderheiten oder ausgewählte Religionsgemeinschaften in einem Land unterstützt, könnte diese Förderung im schlimmsten Fall kontraproduktiv und sogar konfliktverschärfend wirken. Es wäre zudem inakzeptabel, mit deutschen Steuermitteln ausgewählte Religionsgemeinschaften, Volksgruppen oder Ethnien finanziell bevorzugt zu fördern. Die Akzeptanz unserer Entwicklungspolitik hängt entscheidend davon ab, dass wir zugunsten aller Menschen, unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit, tätig sind.

Das heißt im Umkehrschluss aber nicht, dass wir uns nicht für die berechtigten Anliegen der Christen – ob in Mittel- und Osteuropa, in Ägypten, Indien, Irak, Nigeria und vielen anderen Ländern der Welt – einsetzen. Unabhängig von finanzieller Förderung bestehen vielfältige Möglichkeiten der Unterstützung: Sei es im Rahmen von bilateralen Politikgesprächen von Regierung zu Regierung, im Verbund mit anderen Staaten auf internationaler Ebene oder über die Instrumente der nicht-staatlichen Zusammenarbeit.

Ich bin mir daher sicher, dass Ihr hochaktuelles und wichtiges Kongress-thema von lebhaften und vielseitigen Diskussionen geprägt sein wird, und wünsche Ihnen einen spannenden und bereichernden Austausch!

Mit freundlichen Grüßen

Dirk Niebel

Grußwort des Bayerischen Ministerpräsidenten

Zum Internationalen Kongress Renovabis heiße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus dem In- und Ausland herzlich im bayerischen Freising willkommen.

In diesem Jahr steht er unter dem Motto: „Heute den Glauben entdecken. Neue Wege der Evangelisierung in Europa“. Er reagiert damit auf den schleichenden Prozess der Verdrängung des Glaubens aus dem öffentlichen Leben, aus dem Alltag vieler Menschen und schließlich aus ihren Herzen. Er sucht nach Erklärungen für dieses Phänomen, das weite Teile Europas erfasst hat, und nach Möglichkeiten, diesem Verlust des Glaubens zu begegnen. Der Kongress stellt sich damit einer zentralen Frage unseres kulturellen Selbstverständnisses und unserer Perspektiven für die Zukunft.

Bayern ist zwar ein säkularer Staat, der seinen Bürgerinnen und Bürgern das Recht der Freiheit der Religion – und damit auch der Freiheit, keine Religion zu besitzen – zuerkennt. Aber er stellt die anerkannten Religionsgemeinschaften und das Wirken der Geistlichen ganz bewusst unter den Schutz des Staates und bekennt sich zu seinen christlichen Traditionen und Werten. Wir haben eine Kultur der Toleranz und des Dialogs, wir haben aber auch eine Kultur des Herzens, in der die Ehrfurcht vor Gott und die aus tiefer religiöser Überzeugung kommende Achtung vor der Würde des Menschen zentrale Manifestationen sind.

Das christliche Menschenbild und christliche Werte halten wir bewusst lebendig, weil sie eine feste und verlässliche Grundlage des Zusammenlebens sind – über Herkunftsländer, soziale Schichten und Generationen hinweg. Zudem gibt der Glaube Halt und Orientierung in kritischen Lebenssituationen, ist eine Quelle der Inspiration und Energie und spendet Zuversicht und Lebensfreude. Der Glaube bietet feste Wurzeln, die den Menschen Rückhalt und Kraft geben. Eine lebendige religiöse Tradition gehört deshalb zu den Faktoren, die Bayern stark machen.

Deshalb ist und bleibt der Bayerischen Staatsregierung eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Kirchen (und) Religionsgemeinschaften sowie ihren zahlreichen sozialen und gesellschaftlichen Unterorganisationen wichtig, ebenso der Schutz christlicher Feiertage und religiösen Brauchtums. Die Fronleichnamsprozession gehört ebenso zu Bayern wie das Marterl am Wegesrand oder das Kruzifix im Klassenzimmer.

Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, aber ein Geschenk, das wir nicht als Selbstverständlichkeit betrachten dürfen, sondern um das wir immer wieder neu ringen müssen. Ich kann deshalb die Solidaritätsaktion Renovabis nur bestärken, wenn sie nach Wegen sucht, wie die Menschen heute den Glauben wieder oder auch neu für sich entdecken können – bei uns in Bayern, aber auch in ganz Mittel- und Osteuropa.

Den Kongress in Freising begleiten meine guten Wünsche.

Horst Seehofer

II. Referate und Podien

À Dieu? Brücken aus der Ferne zum Evangelium

Kürzestdiagnose

Der polnische Satiriker Stanislaw Jerzy Lec formuliert in einem seiner „unfrisier-ten Gedanken“: „Nur wenige sahen es dem 19. Jahrhundert an, dass ihm das 20. folgen würde.“¹ Ein unerwarteter Umschwung bestand jedenfalls darin, dass Religionskritik damals Sache weniger Philosophen war und Atheismus am Schreibtisch gedacht wurde, während der Glaubensschwund heute allgemeine Frucht kontinentübergreifender laizistischer oder agnostischer Kultur ist. Die Austrocknung der christlichen Lebenswelt brachte zugleich nicht den erwarteten Humanismus des „menschlichen Menschen“, sondern eine Wiederkehr heidnischer Elemente (der „Mächte“ von Blut, Rasse, Herrenvolk; oder von Klasse, Sakralisierung der Führerclique und „mütterlichen“ Partei aller Couleure) und in den letzten Jahrzehnten die Erfindung außerchristlicher Rituale (von der „sanften“ Esoterik bis zur bedrohlichen Form eines Satanismus, der bereits Opfer gefordert hat²).

Inmitten einer allenthalben „dampfenden Religiosität“, wie Wolfgang Frühwald formulierte, schwindet in Mitteleuropa die überlieferte Glaubenswelt dahin oder ist bereits zum Substanzlosen ausgedünnt. Allerdings, um die Betrachtung auf Deutschland zu beschränken, gibt es nach



1 Das große Stanislaw Jerzy Lec Buch. Hrsg. v. Karl Dedecius. München 1990, S. 192.

2 Vgl. den aufschlussreichen Sammelband von Franz G. Friemel und Franz Schneider (Hrsg.): „Ich bin ein Kind der Hölle.“ Nachdenken über den Teufel. Leipzig 1996.

wie vor Unterschiede in West und Ost: im Westen könnte man von einem Präagnostizismus sprechen, im Osten von einem Postagnostizismus, der nach dem Abräumen der Glaubensinhalte seit 1933 wieder Aufbruch zeigt. Zwar nicht: *ex oriente lux*, aber: *ex oriente desiderium lucis*.

„Es kann sein, dass uns nichts anderes mehr zur Verfügung steht als die Abwesenheit Gottes.“³ George Steiner fügt einige Jahre später hinzu: „Ein solcher Agnostizismus, gebrochen durch Impulse gequälten Gebets, gedankenloser Schreie zu Gott in Augenblicken des Schreckens und des Leidens, ist im post-darwinschen, post-nietzscheschen und post-freudischen Abendland allgegenwärtig. Ob bewusst oder nicht, der Agnostizismus ist die etablierte Kirche der Moderne.“⁴ Adieu also? Aber hat Adieu nur noch die umgangssprachliche Bedeutung eines Abschieds? Sehen wir tiefer zu.

Bei meinem 18jährigen Pendeln zwischen Ost und West ging es um die Frage, was die intellektuelle Vorarbeit für den Glauben bedeutet. Der 1993 in Dresden neugegründete Lehrstuhl für Religionsphilosophie (der 2011 mit meinem Weggang wieder „eingespart“ wurde) zeigte, dass es gerade über den Intellekt einen wirkungsvollen Zugang zum Christentum gibt. Diesem Zugang arbeitet auch Philosophie in verschiedenen Ausprägungen zu. Evangelisierung beruht also auch auf Denken, denn *Glauben beginnt zunächst mit Wissen über den Glauben und setzt fort mit Reflexion über den Glauben*.

Dass Religion (näherhin die biblische Offenbarung) nicht vom Anspruch auf absolute Aussagen über Gott gelöst werden muss, wird an bedeutenden Philosophen der letzten Jahrzehnte sichtbar: Vernunft ist nicht zwingend relativierend.

3 George Steiner: Der Garten des Archimedes. München 1997, S. 65.

4 George Steiner: Errata. Bilanz eines Lebens. München 2002, S. 215 f.

In Sichtweite Athens: Jerusalem

Leben von „anderswoher“: Emmanuel Levinas

Jerusalem steht sinnbildlich für den konkreten Einbruch einer Offenbarung (Apokalypse) göttlicher Wirklichkeit. Sie wurde durch Emmanuel Levinas in eine neue Grammatik des menschlichen Tuns übersetzt. Er entwickelte eine Anthropologie und vor allem eine Ethik – gerade auch für „Agnostiker“ – aus dem biblischen Leitfadern.

Levinas stellt zur Klärung einer neuen Ethik zwei Leitfiguren in erkenntnistheoretischen Gegensatz: Odysseus, der nach der Wirrnis ziellosen Umherstreifens *sich erinnernd* zum heimatlichen Anfang zurückkehrt, und Abraham, der in das schlechthin Unbekannte, sperrig Heimatlose aufbrechen muss, einer fremden Stimme folgend – im reinen Gehorsam des Hörens.⁵ Jenseits autonomer Subjektivität und emanzipatorischer Vernunft, wie sie die Moderne denken will, steht Abraham asymmetrisch „ausgeliefert“ zu einem „Befehl“ von *anderswoher*.

Vor der Ur-Gestalt Abrahams wird Dasein als Geiselsein ausgelegt. Levinas deutet jede tiefere Beziehung als gegenläufig Einbrechendes, ja Entmündigendes: da sonst die Selbstherrlichkeit des Ich niemals ausgehebelt werden könne. Wie Abraham hat das Ich seine Freiheit an die Stimme des Anderen, an die keiner Rechtfertigung bedürftige Andersheit abzugeben; diese ist schon gerechtfertigt dadurch, dass sie schlichtweg anders ist. So wird das Subjekt endlich, was es seiner Wortbedeutung nach längst schon ist: das Unterworfenen. Seine vorgebliche Identität ist jener Panzer, den es zu durchstoßen gilt. Seine Souveränität ist jene unethische Selbstgewissheit, an der jedes Tun selbstisch zugrunde geht. Identität kann in Zukunft nur noch heißen: einem anderen zu gehören.

5 Emmanuel Levinas: Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität. Übers. v. Wolfgang Nikolaus Krewani. Freiburg/München 1987.

Bei Levinas bleibt dieser andere strikt weltlich – er bleibt die Übersetzung des göttlichen Rufes an Abraham in den menschlichen Ruf des jeweils Bedürftigen, in jenes Antlitz (*visage*), das nur noch Schrei (nach mir) ist. Die einzig gültige Form des Ich wird nunmehr das mit dem anderen trüchtige Ich – männliche Mündigkeit hat sich zu verlieren in die unmündige Weiblichkeit und Verletzlichkeit des Ich, in die vom anderen diktierte Weise des Seins. Fürsorge hat zu treten an die Stelle von leerer unbewusster Sorge um das Eigene – all das sind eklatante Verletzungen der modernen Autonomie.

Diese Entwicklung des biblischen Fadens durch Levinas hat Themen wie Selbstbesitz als unethisch aufgedeckt, als Ich-Okkupation fremden Terrains. Leben ist nicht mehr aus der Verteidigung des Selbstseins heraus zu leben, sondern nur aus seiner Preisgabe, die ethisch gefordert ist. *Solcherart Ethik führt tief in den Umsturz der Wirklichkeit durch die Offenbarung hinein.*

Gottes Entäußerung ins Diesseits: Paulus bei Giorgio Agamben

Auch der „Tod Gottes“ in Jerusalem hat das Denken befruchtet. Er führt nämlich auf ein Phänomen, das nicht allein der Theologie, sondern ebenso der Philosophie zu denken gab: auf die göttliche *Kenose*, die freiwillige Leere, die Umkehr von Fülle. Denn „er, der Gott gleich war, entäußerte sich selbst und wurde ein Mensch“ (Phil 2,6). *Also spricht der Glaube nicht allein von einem Jenseits, sondern das Jenseits ist geöffnet ins Diesseits, es legt sich frei, es entbirgt sich immer weiter. Geschichte wird Freilegung der Heilsgeschichte.* Der gängige Vorwurf des Zwiespalts von Diesseits und Jenseits trifft nicht die freiwillige Bindung Jesu: an das Fleisch, die Folter, die Kirche, an Brot und Wein – an das Konkrete, hier, jetzt.

Dies führt zur heute vielbeachteten Geschichtsphilosophie von Paulus. *Es ist wohl kein Zufall, dass in den letzten Jahren mehrere philosophische Reformulierungen von Paulus stattfanden.*⁶ Er, der Jesus nicht

6 Alain Badiou, Jacques Derrida, Slavoj Žižek, Giorgio Agamben.

als geschichtliche Person gekannt hatte, stellt als eine aus völliger Erschütterung kommende Existenz jenen Umsturz vor, der anstelle der postmodernen „Mehrfach-Identität“ ein unerhört Neues vorlebt.

Einen solchen Umsturz arbeitet Giorgio Agamben in einem Kommentar zum Römerbrief aus.⁷ *Man kann Paulus den „Theoretiker des neuen Subjektes“ nennen, das durch einen Bruch, eine Entleerung gegangen ist. Das neue Subjekt stammt aus einem unvorhergesehenen Ereignis: „Ist also einer in Christus, dann ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen; siehe, Neues ist geworden.“ (2 Kor 5,17)*

Jeder kann dasselbe Ereignis wahrnehmen aufgrund von Zeugnissen und wird dadurch umgeschaffen zum „Menschen ohne Eigenschaften“, ohne jene festgeschriebenen Prägungen der Herkunftskultur. Also ohne den Hochmut der (vermeintlich) überlegenen Kultur und der höheren Bildung (wie bei den Griechen), des ausgeklügelten Rechtssystems (wie bei den Römern und Juden). Paulus spricht sowohl gegen die jüdische Forderung von „Zeichen“ = Beglaubigungen, als auch gegen die griechische Forderung von „Weisheit“ = durch Denken erschließbare Wahrheit (1 Kor 1,22 ff.). Es gibt im Christus-Ereignis keine Voraussetzungen, außer: sich davon treffen zu lassen.

Mehr noch: Alle Formen staatlicher oder sakraler Macht werden zweitrangig, sind in ihren Grundlagen ausgehebelt. Das betrifft die kosmisch-politische Ordnung, wie sie die alten Großreiche errichteten und wie sie das Römische Reich in seiner weltumspannenden Totalität darstellt; das betrifft auch und sogar die Auserwählung Israels, die sich in der Thora ihren elitären Ausdruck geschaffen hat. Das Christus-Ereignis ist a-kosmisch, il-legal. Wer von der *klésis* getroffen ist, dem Ruf, der gehört in eine neue Polis, in das neue Israel. Er gehört zur *ecclesia*, und dieses Herausgerufensein ist universal. Der Ruf spart niemanden aus. „Es gilt nicht mehr Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau – einer seid ihr in Christus.“ (Gal 3,28; vgl. 3,13). *Die Unterschiede dieser Welt, auf denen die Herrschaft der einen über die anderen*

7 Giorgio Agamben: Die Zeit, die bleibt. Kommentar zum Römerbrief. Frankfurt 2002.

ruht, gibt es immer noch, aber unwichtig sind sie geworden vor dem einen großen Ereignis. Das Christus-Ereignis, so Paulus, vereint im Bekenntnis zu einem neuen Dasein, zu einer neuen Gemeinschaft: ohne bestimmte, vorausgesetzte Kultur, ohne bestimmte Werte, ohne Regeln, ohne aristokratisches, abgesondertes „Eigen- und Anderssein“.

Mit einer solchen Analyse trifft man unmittelbar heutige politische Themen; man berührt Herkunft und Zukunft einer schwierigen politischen Kultur.

Auferstehung und Schuldlösung: Sinnpotentiale des Christentums bei Habermas und Derrida

Die unerwartete Wende von Intellektuellen zu Fragen eines neuen (und alten) Sinnentwurfs lässt sich weiter fortsetzen. *Die Suche nach einer Anthropologie „jenseits des Nihilismus“ hat schon begonnen; sie zielt auch auf die säkular nicht mögliche Rede von einem Dasein nach dem Tod und von einer Schuldlösung angesichts ungeheurer Verbrechen der jüngsten Geschichte.*

Die Rede ist zum Beispiel von der Notwendigkeit einer universalen Gerechtigkeit – für die im Vergangensein verschwundenen Opfer. Gerechtigkeit, ein Zentralthema der Philosophie seit Platon, bleibe nämlich leer, wenn sie nur auf die Zukünftigen, also auf einen schmalen und noch unrealen Ausschnitt der Menschheit, bezogen würde. „Auferstehung“ wäre die Sinnantwort auf irdisch nicht gutzumachende Leiden: „Erst recht beunruhigt uns die Irreversibilität vergangenen Leidens – jenes Unrecht an den unschuldig Misshandelten, Entwürdigten und Ermordeten, das über jedes Maß menschlicher Wiedergutmachung hinausgeht. Die verlorene *Hoffnung auf Resurrektion* hinterlässt eine spürbare Leere“, so – erstaunlicherweise – Habermas' Rede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001.⁸ Mit anderen Worten: Im

8 Jürgen Habermas: *Glauben und Wissen*. Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2001. Frankfurt 2001.

Sinngefüge bedarf es einer Antwort auf das menschlich nicht zu Lösende; „Auferstehung“ ist mehr als ein „Anliegen“ in theologischer Metasprache, sie hat eine „Systemstelle“ im menschlichen Verlangen nach endgültiger Gerechtigkeit. Der größere „Rest“ (der Toten und jetzt Lebenden) bleibt ohne Auferstehung einem gerechten Ausgleich für immer entzogen. Daher ist eine Geschichte „mit Finale“ einem zyklischen Weltverlauf ohne Finale gedanklich und religiös vorzuziehen.

Damit begann Habermas ein Gespräch (spektakulär auch mit Joseph Ratzinger 2004)⁹, in welchem er Religion im Verhältnis zur Vernunft gleichsam neu kartographiert. Während er in den neunziger Jahren starken Nachdruck auf das „nachmetaphysische Denken“ legte¹⁰, gelangt er in einer jüngsten Veröffentlichung zu einer Kritik an dessen scheinbarer Unbefragbarkeit.¹¹ Zwar beharrt er auf einer „detranszendentalisierten Vernunft“, doch nur im Sinne eines unersetzlichen, notwendig eng fokussierten Instruments von Wissenschaft. Keineswegs aber muss Methode zur Mentalität werden, muss der beschränkende Blick zur beschränkten Weltsicht gerinnen; über (zu glaubende oder zu verwerfende) Inhalte einer religiösen Weltdeutung ist damit nichts entschieden und nichts zu entscheiden. In dieser Trennung von (natur)wissenschaftlicher Methode im Teilbereich und religiöser Auslegung des Gesamten öffnet sich – entgegen alten Borniertheiten – das Fenster zu einem neuen Austausch.

Eine zweite, tiefgehende Forderung, wiederum philosophisch ausgesprochen, sogar von einem Agnostiker, kommt hinzu – umso verblüffender, als der kirchliche Gebrauch auf diesem Gebiet immer mehr ausdünn. Die Rede ist von der notwendigen Absolution von Schuld, und zwar auch von der Verzeihung für die Täter – und sie müsste bis zur Verzeihung des Unverzeihlichen gehen, so Derrida in einem Interview: „Man muss von der Tatsache ausgehen, dass es, nun ja, Unverzeihbares

9 Jürgen Habermas, Joseph Ratzinger: Dialektik der Säkularisierung. Freiburg 2005.

10 Jürgen Habermas: Nachmetaphysisches Denken. Frankfurt 1992; ders., Politik, Kunst, Religion. Stuttgart 1992.

11 Jürgen Habermas: Zwischen Naturalismus und Religion. Frankfurt 2005.

gibt. Ist es nicht eigentlich das Einzige, was es zu verzeihen gibt? Das einzige, was nach Verzeihung *rufft*? Wenn man nur bereit wäre zu verzeihen, was verzeihbar scheint, was die Kirche ‚läbliche Sünde‘ nennt, dann würde sich die Idee der Vergebung verflüchtigen. Wenn es etwas zu verzeihen gibt, dann wäre es das, was in der religiösen Sprache ‚Tod-sünde‘ heißt, das Schlimmste, das unverzeihbare Verbrechen oder Unrecht. Daher die Aporie, die man in ihrer trockenen und unerbittlichen, gnadenlosen Formalität folgendermaßen formulieren kann: Das Vergeben verzeiht nur das Unverzeihbare. Man kann oder sollte nur dort vergeben, es gibt nur Vergebung – wenn es sie denn gibt –, wo es Unverzeihbares gibt. Was soviel bedeutet, dass das Vergeben sich als gerade Unmögliches ankündigen muss. Es kann nur möglich werden, wenn es das Un-Mögliche tut. ... Was wäre das für eine Verzeihung, die nur dem Verzeihbaren verziehe?“¹²

„Übersetzt“ bedeutet dies, dass es Absolution nur im Absoluten gibt – nicht im Relativen menschlicher „Verrechnung“. Ähnlich wie bei Habermas steht Derridas Forderung im Horizont des „Unmöglichen“, des nur Erwünschten, nicht Realisierbaren; gleichwohl entspricht sie – bis in die Formulierungen hinein – dem Angebot biblischer Neuwerdung auch des Täters, nicht nur des Opfers, in der Ankündigung unausdenklicher Vergebung. Derrida selbst bezieht sich ausdrücklich auf die „abrahamitische Tradition“, deren sich – seiner Meinung nach ungerechtfertigt – mittlerweile auch andere Kulturen bedienen, ohne den Kern, eben jenes Unverrechenbare, zu gewahren und an dessen Stelle einen Polittourismus des gegenseitigen Entschuldens setzten: Die Enkel der Täter entschuldigen sich weltweit bei den Enkeln der Opfer. Eine Entschuldung im Horizontalen gibt es nach Derrida aber gerade nicht. Es geht nicht um den Versöhnungswillen der Politiker, um die Rituale der Selbstbeschwichtigung eines taktisch beschworenen Neuanfangs. Kultur muss, um Kultur zu bleiben, die Stelle für den mehr als sozialen und politisch zwecklichen Pardon offenhalten: die Vertikale.

12 Jacques Derrida, Michel Wieviorka: Jahrhundert der Vergebung. In: *Lettre internationale* 48 (2000), S. 10-18, hier S. 11 f.

Solche Horizonte zünden gerade in einer agnostischen Kultur, die den Ausfall ausgleichender Gerechtigkeit und die wirkungsvolle Bearbeitung von Schuld nicht kennt.

*Schönheit des logos, oder: Ästhetischer Gottesbeweis:
Botho Strauß, George Steiner*

Im nichtssagenden Sprachlärm von „Echos, die in leeren Höhlen dröhnen“, werden „reale Worte“ eingefordert; Botho Strauß, der zunächst nur als Ästhet formuliert, findet sie in den Worten der eucharistischen Verwandlung. Der widerspenstige Kulturkritiker reflektierte kurz vor der Jahrtausendwende Geist und Ungeist der Postmoderne, der er bitter-überlegen widerspricht. Strauß holt seine Argumente aus der Ästhetik: Das wirkliche Kunstwerk sei – aufreizend genug zu hören – zusammen mit dem Glauben (an die Wirklichkeit, an den göttlich Wirklichen) in den letzten europäischen Generationen verraten worden. Gemeint ist genauerhin die Dekonstruktion von Sprache zu beliebigen Textfragmenten, zu Deutungsspielereien, zu Wortmüll, der nicht meint, was er sagt. Strauß bezieht sich zustimmend auf den Literaturtheoretiker George Steiner (*1929), der gegen die Poststrukturalisten die Wirklichkeitsmacht des Wortes aufrief – im Rückgriff auf die *Real Presences*, die Realpräsenzen (des Gesagten nämlich), was der deutsche Verlag übrigens als zu fromme, zu dogmatische Überschrift des Buches scheute und stattdessen in den Titel auswich: „Von realer Gegenwart“¹³. Steiner skizzierte darin scharf und heftig den Verlust der bedeutungsvollen Wirklichkeit durch eine seit dem 19. Jahrhundert angelegte, unübersehbar an inneren Widersprüchen laborierende, nominalistische Sprachzerstörung, gegen die er das primäre Wortverständnis, die Wirklichkeit des im Wort Gesagten ins Feld führte – bei vollem Bewusstsein, den Goliath Postmoderne und die *Byzantiner*¹⁴, das heißt die im „Abwesenden“ erstarrten Theoretiker, anzugreifen. Botho Strauß, der überra-

13 George Steiner: *Von realer Gegenwart*. München 1990.

14 George Steiner: *Der Garten des Archimedes. Essays*. München 1998, S. 49: „in unserer gegenwärtigen byzantinischen Kultur“

schende, sekundierte 1991, im unmittelbaren Umfeld der deutschen Wiedervereinigung, dem ungebärdigen Vorredner Steiner im „Aufstand gegen die sekundäre Welt“ und für die „Anwesenheit“ – wovon?

„Es geht um nicht mehr und nicht weniger als um die Befreiung des Kunstwerks von der Diktatur der sekundären Diskurse, es geht um die Wiederentdeckung nicht seiner Selbst, sondern seiner theophanen Herrlichkeit, seiner transzendenten Nachbarschaft.“¹⁵ Auch das *Wort* ist Kunstwerk, von jeher, ja von seinem Anbeginn her aus dem Raum des *logos*. Denn gegen alle Dekonstruktion: Wort ist gleich Sinn. „Überall, wo in den schönen Künsten die Erfahrung von Sinn gemacht wird, handelt es sich zuletzt um einen zweifellosen und rational nicht erschließbaren Sinn, der von realer Gegenwart, von der Gegenwart des Logos-Gottes zeugt.“

Unmittelbar danach schließen sich die Sätze an: „In der Feier der Eucharistie wird die Begrenzung, das Ende des Zeichens (und seines Bedeutens) genau festgelegt: der geweihte Priester wandelt Weizenbrot und Rebenwein in die Substanz des Leibs und des Bluts Christi. Damit hört die Substanz der beiden Nahrungselemente auf, und nur ihre äußeren Formen bleiben. Im Gegensatz zur rationalen Sprachtheorie ersetzt das eine (das Zeichen, das Brot) nicht das fehlende andere (den realen Leib), sondern übernimmt seine Andersheit. Dementsprechend müsste es in einer sakralen Poetik heißen: Das Wort Baum ist der Baum, da jedes Wort wesensmäßig Gottes Wort ist und es mithin keinen pneumatischen Unterschied zwischen dem Schöpfer des Worts und dem Schöpfer des Dings geben kann.“¹⁶

Es fragt sich, was durch dieses Einsprengsel – ist es überhaupt jemand aufgefallen? – in ein 1999 ediertes Buch (2012 neu aufgelegtes) für die zeitgenössische Kultur geschehen ist. Auf jeden Fall ein geheimes Erdbeben. Aber hat es die christentumsverdrossene Kultur als Erdbeben

15 Botho Strauß: Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit (1991). In: ders., Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. München 1999, S. 41.

16 Ebd.

wahrgenommen? Zweifellos wird hier „ästhetisch“ argumentiert – aber wenn auch das ästhetische Argument nicht mehr zieht, gewinnt die sekundär erzeugte Ansichts-Sache, die Nicht-Sache die Überhand. Nur das Verständnis des sakramentalen Wortes, das sich in der Eucharistie verwirklicht, reißt nach Strauß die Zeichen von Zeichen von Zeichen auf. Verschwindet die Eucharistie, verschwindet auch das Kunstwerk, das aus dem Raum des Göttlichen kommt und nicht einzig aus dem illusionären psychischen Raum seines Autors. Sollte die Eucharistie, das schöpferische Wort der *Anwesenheit*, schwinden, verschwindet auch die Dichtkunst, noch genauer: verschwindet der Mensch, denn er ist „ein sakramentales Wesen. ... Alles, was er schafft, ist Darbringung, Opfergabe. Zuerst geben wir etwas ab, dann einander, dann weiter. Die erste Richtung des Werks ist die vertikale, seine Menhirstalt.“¹⁷

Ist die Behauptung von Strauß wahr, dass „die Mitternacht der Abwesenheit überschritten ist“?¹⁸ *Dieser Satz provoziert eine unglaubliche, unwiderstehliche Hoffnung für die gegenwärtige, zum Sinnlosen nivellierte, im Leeren triumphierende Kultur. Noch unglaublicher, dass der Satz im Zeichen der Eucharistie gesagt ist – jener Zusage der Anwesenheit, welche das dekonstruktive und destruktive Sprechen Lügen straft. Eucharistie als Sprengung des Geschwätzes, als Erweis von Wirklichkeit durch das Wort – trotzend der „reinen Selbstreferenz der Diskurse, dem nihilistischen Vertexten von Texten“¹⁹. Es ist „nur“ ein *ästhetischer Gottesbeweis* – aber vielleicht der heute nötige? „Es gibt die Dreifaltigkeit Rubljevs, folglich gibt es Gott.“²⁰ Gemeint ist nicht Rubljevs Psyche, die sich ihren Gott erschafft. Gemeint ist Gott, der sich Rubljev gezeigt hat.*

Wenn dieser Gottesbeweis aus dem wirklichkeitsgesättigten Kunstwerk zutrifft, lässt sich auch sagen: *Es gibt in der Welt der semantischen Spielereien die Eucharistie, folglich gibt es den theophanen Logos, das*

17 Ebd., S. 42.

18 Ebd., S. 47.

19 Ebd., S. 50.

20 Ebd., S. 43. Dieser Satz geht auf den russischen Religionsphilosophen, Mathematiker, Physiker und Dichter Pawel Florenskij (1882-1937) zurück, der im sowjetischen „Arbeitserziehungslager“ wegen „konterrevolutionärer Propaganda und Agitation“ erschossen wurde.

gottdurchleuchtete, das wirklichkeitsschwere Zeichen. Es gibt Sinn von Sprechen.

Aufklärung über die Aufklärung: Philosophieren im Radius der Gabe des Daseins

In den Wortmeldungen namhafter Philosophen wird deutlich, dass das Sinnpotential von Religion, *umso mehr* aber der jüdisch-christlichen Herkunft und ihres großen Thesaurus, offenbar nicht einfach ablösbar ist durch die aufgeklärte Vernunft und ihre Zwecksetzungen, nicht ablösbar durch virtuelle Spiele. Tatsächlich scheint sich eine Wende anzubahnen: die unerwartete Wende von Intellektuellen zu Fragen eines neuen (oder alten, gut vergessenen?) Sinnentwurfs.

So gibt es in der postmodernen Welt – in der Welt des Philosophischen, ausstrahlend auf die Welt des Politischen, des öffentlichen Raumes – auch ein *postsäkulares Denken*; freilich keine Stelle, an der das Heilige unmittelbar vorkäme. Aber es kommt vor in seiner verschlüsselten Spur, im Widerspruch gegen die pure Selbstmächtigkeit des sich selbst besitzenden, sich selbst verstehenden Subjekts. Philosophisches Denken ist zurück in einer Fassungslosigkeit, von der sich die Autonomieformel der Aufklärung nichts hat träumen lassen. Zahlreiche philosophische Analysen sind Sprachrohr gesamtkultureller „Erdbeben“.

Aufklärung kann im Vollzug solcher Freilegungen nicht mehr bedeuten „Befreiung der Vernunft aus ihren Täuschungen, sondern *Befreiung von der Täuschung, welche die Vernunft selbst ist*. Und Vernunft als solche wäre dann Täuschung, wenn sie nur vorgeben könnte, aus sich auf ein Ganzes von Einsicht orientiert zu sein und dann auch durch sich aus dem Inbegriff von Täuschung befreit sein zu können.“²¹ Anders: Vernunft ist werkzeuglich, bedarf eines vorgängigen „Ganzen“; auf das sie sich richtet, mehr noch: von dem und an dem sie selbst ausgerichtet

21 Dieter Henrich: Bewußtes Leben. Untersuchungen zum Verhältnis von Subjektivität und Metaphysik. Stuttgart 1999, S. 98.

wird. Dieses Ganze ist die Gabe des Daseins. *Die heutige Aufklärung ist nicht mehr Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit, sondern Aufklärung über den Relativismus/die Beschränktheit der Aufklärung. Vor aller bewussten Mündigkeit oder unbewussten Unmündigkeit geht es um das Sich-Gegebensein, um die unerklärliche Gabe des Daseins.*

So liegt die Frage nach dem Geber der Gabe Leben nahe. Sie wird vermutlich ein währendes Spannungsfeld zwischen Philosophie und Religion bleiben. Bekanntlich spricht Heidegger in *Sein und Zeit* von der Geworfenheit des Daseins und wehrt gleichzeitig die Frage nach dem Werfer ab. Sartre formuliert bereits monistisch zupackend: „Unablässig erschaffe ich mich; ich bin der Geber und die Gabe.“²² Aber im Weiterfragen von „es gibt mich“ auf den Geber ist die reine Bewusstseinsphilosophie aufgebrochen. Das Subjekt ist nicht einfach als helles, in sich autonom verwurzeltes, als selbstmächtiges zu denken, sondern als vor ein Licht (*phos*) gebracht, sogar in eine „Blendung“ (wie beim Austritt aus Platons Höhle), die zu einem Nicht-Erkennen, zu einem Verlust der Selbstmächtigkeit führt. Solche Freilegungen des Daseins tragen einem Unausdenklichen Rechnung, ohne es einzuholen. *Das Uneinholbare des Lebens ist Gegen-Stand des Denkens. Der uneinholbar Lebendige ist befruchtender Wider-Stand des Denkens. Zwischen Athen und Jerusalem gähnt nicht einfach ein Abgrund: Es wölben sich lockende Brücken.*

Nochmals: Glauben heißt zunächst: Wissen über den Glauben, dann: Denken über den Glauben, dann: Denken und Glauben unerschöpflich überraschen lassen vom Offenbar-Lebendigen im Dasein, dann: Zeugniss davon geben.

22 Jean-Paul Sartre: Die Wörter. Autobiographische Schriften. Hrsg. v. Traugott König. Bd. I. Hamburg 1991, S. 20.

Geduld mit Gott und mit den Menschen.

Ein Beitrag zur Diskussion über die neue Evangelisation

Am Anfang der Geschichte der Evangelisation steht die revolutionäre Botschaft des Apostels Paulus: Eine neue Wirklichkeit kommt, die alle bisherigen Grenzen zwischen den Menschen überwinden und alle Menschen vereinigen wird. Es hat keine Bedeutung mehr, ob man Jude ist oder Heide, Mann oder Weib, reich oder arm, Sklave oder freier Mensch: *In Christus sind wir eine neue Schöpfung*. Alle bisherigen, auf den Unterschieden gründenden Identitäten und Gewissheiten sind *relativiert*. Einer ist gekommen, der alle trennenden Mauern niedergerissen und alles in sich versöhnt hat. Man soll nicht zum Alten zurückkehren, man soll dieses neue Leben leben, diese befreiende Kraft ins Leben, in die Welt hineinbringen. In diesem Appell brannte etwas aus der Pfingsterfahrung: Eine neue Sprache ist da, die alle Menschen imstande sind zu verstehen, über die Grenzen von Kulturen, Völkern und Religionen.

Getragen von diesem Appell hat das junge Christentum die Grenzen des Judentums überschritten und trat in die durch die griechische Philosophie und die römische Politik geformte Welt ein. Dieser ersten Rekontextualisierung des Christentums, der Einverleibung des christlichen Glaubens in die antike Kultur und Gesellschaft, verdankt die Geschichte des Westens Vieles. Nicht zu übersehen ist jedoch auch die andere Seite dieser Tatsache, nämlich die Steuer, die das Christentum für seinen kulturellen und schließlich auch politischen Erfolg in der antiken Welt gezahlt hat. Das Christentum hat nach und nach eine großartige Kultur entwickelt; ist es aber nicht in den Grenzen und in der Sprache dieser Kultur dermaßen heimisch geworden, *dass es aufhörte*,

die alle Grenzen beseitigende und die Menschen aller Sprachen wachrüttelnde Kraft zu sein?

Das Christentum ist allmählich zur Religion geworden – Religion in jenem ursprünglichen, römischen Sinn des Wortes *religio*, zum System von Symbolen und Riten, die die Identität einer bestimmten Gesellschaft zum Ausdruck brachte und deren Integrität stärkte. Es wurde zu einer Religion neben den anderen Religionen, zu einer Sprache neben vielen anderen. *Evangelisation wurde durch Christianisierung ersetzt, durch Christlichmachung* – durch Anstrengungen, weitere Gebiete (im kulturellen und geistigen, jedoch auch im geographischen und politischen Sinn – manchmal auch „mit Feuer und Schwert“) an das bereits existierende kulturpolitische Reich, die Christianitas, anzuschließen.



Nie nachgelassen haben zum Glück in der Geschichte des Christentums die Versuche um eine Alternative zu dieser statischen Form des Christentums, um ihre innere Reform – um eine Evangelisation, wenn man so will. (Vereinfacht gesagt: *Die Christianisierung verstehe ich als ein Streben nach der Expansion des Christentums, nach dem „Bekehren der Heiden“; die Evangelisation als ein Bemühen um eine „Bekehrung der Christen“; um ein Abrücken von dem selbstsicheren „Christsein“ zu einem demütigen „Christwerden“ hin.*)

Ich denke, dass der Exodus vieler Christen im vierten Jahrhundert und auch später in die Wüsten von Palästina, Syrien und Ägypten eine Art Protest und Dissens war gegen das mehrheitliche Christentum, das es sich im Römischen Reich, in der neuen Freiheit und den neuen Privilegien allzu schnell bequem gemacht hat – dass es sich eigentlich um einen Versuch radikaler Christen handelte, in der Wüste etwas wie ein *alternatives Christentum* zu schaffen. Aus der Wüstenerfahrung ist das Mönchstum erwachsen.

Eine der bemerkenswertesten Leistungen der altertümlichen Kirche ist, dass sie einem offenem Schisma vorgebeugt und dieses radikale alternative Christentum in Form von Mönchsorden institutionalisiert hat. *Das Mönchtum* und die Orden waren im ganzen Laufe der Geschichte die Quelle nicht nur spiritueller Erneuerungen, sondern oft auch damit *zusammenhängender Reformen der Kirche sowie der Gesellschaft*.

Eine wichtige Stellung in der Geschichte der Evangelisation – der inneren spirituellen Umwandlung der christlichen Gesellschaft, besonders der Laien – nimmt die Devotio-Moderna-Bewegung ein. Zu deren Entstehung scheint der oft eingetretene Notstand mittelalterlicher Laien beigetragen zu haben. Als im Mittelalter der Gebrauch der Interdiktstrafe (einer Art Streik der kirchlichen Institution) übermäßig vorkam, mussten die der Sakramente und überhaupt der Liturgie beraubten Christen ihre eigene innere, unmittelbare Beziehung zu Gott finden. Kein Wunder, dass diese Art Verzicht auf die vermittelnde Rolle der institutionellen Kirche bedeutendermaßen den Boden für die Reformation vorbereitet hat.

Vielleicht ist *die heutige Zuwendung zur Spiritualität wieder ein Ausdruck für den „Notstand“ vieler Christen* wie auch der „einstigen Christen“, für welche die Institution der Kirche unglaubwürdig wurde und deren Sprache – die liturgische sowie theologische Ausdrucksweise – unverständlich, „psychologisch unzugänglich“ und von der eigenen Sprache und von dem eigenen Wirklichkeitsverstehen weit entfernt.

Einmal habe ich eine berühmte Legende ironisch kommentiert, nämlich jene, die die Anfänge des „Reichschristentums“ (Christianitas) treffend symbolisiert, die vom Traum des Kaisers Konstantin. Konstantin *sah im Traum ein Kreuz und hörte die Worte „In diesem Zeichen wirst du siegen“*: Am nächsten Morgen ließ er auf die Banner seines Heeres Kreuze anbringen und hat die Schlacht gewonnen. Dies brachte mich zu Nachdenken darüber, wie die Geschichte Europas sowie die der Kirche aussehen würden, wenn der Kaiser seinen Traum *ein bisschen intelligenter* und nicht so oberflächlich gedeutet hätte. Auch wir stehen heute vor dem Kreuz als vor einem Dilemma. Wird das Kreuz für uns *eine Kampfstandarte* sein, eine *nostalgische Erinnerung*?

runge an jene Zeiten, in denen es ein Zeichen des Triumphalismus und der Macht war? Werden wir die „neue Evangelisation“ *als eine Reconquista verstehen, als eine Re-Christianisierung, „religiöse Mobilisation“*, getragen von der Nostalgie nach einer untergegangenen Zivilisation, nach der Christianitas?

Oder werden wir die *kenotische* Sendung des Kreuzes begreifen? Jesus, obwohl er Gott gleich war, entäußerte sich, ist den Menschen gleich geworden und nahm Knechtsgestalt an ... (vgl. Phil 2,6 f.).

Wenn wir Christus nachfolgen wollen, müssen wir auf die Sehnsucht nach einer privilegierten Stellung in dieser Welt verzichten. *Jeder von uns muss „den Menschen gleich werden“, muss die Solidarität mit den Menschen unserer Zeit ernst nehmen, zu der sich die Kirche mit den schönen Einleitungsworten der Konzilskonstitution „Gaudium et spes“ verpflichtet hat: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“¹ Diese Worte klingen fast wie ein Ehegelöbnis: Die Kirche gelobt dem modernen Menschen Liebe, Achtung und Treue in guten wie in schlechten Zeiten. Ist die Kirche ihrem Versprechen *treu* geblieben? Kann sie heute mit gutem Gewissen in diesem Jahr eine „Goldene Hochzeit“ mit der modernen Gesellschaft feiern? (Aber war denn für den „modernen Menschen“ eine ähnliche Ehe überhaupt je begehrenswert?)*

Keine Angst, dass wir uns dadurch in der Masse verlieren und unserer christlichen Identität beraubt werden! Das, was uns von der Masse der Menschen um uns herum unterscheiden wird (uns jedoch zugleich auch mit jenen verbinden wird, mit denen wir von uns aus keine Verbundenheit suchen würden), werden nicht Kreuze auf Bannern sein, *sondern jene Bereitschaft, „die Knechtsgestalt anzunehmen“*.

1 Zweites Vatikanisches Konzil, pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et spes“, hier Kap. 1; der Text kann eingesehen werden unter http://www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19651207_gaudium-et-spes_ge.html (letzter Zugriff: 04.03.2014).

Diese Lebensausrichtung (*kenosis*, Selbstverzicht) bedeutet inmitten einer vorwiegend auf materiellen Erfolg ausgerichteten Zivilisation eine auffallend *nonkonforme Stellungnahme*; die so Lebenden können sowohl verborgenes „Salz der Erde“ als auch unübersehbares „Licht der Welt“ sein. Wenn die „neue Evangelisation Europas“ wirklich *neu* sein soll, muss sie den Mut haben, diese uralte, ursprüngliche, evangeliumsgerechte Gestalt mit Demut anzunehmen.

* * *

Je älter ich werde, umso wichtiger erscheint mir in der Galerie der Tugenden die der Geduld. In meinem Buch „Geduld mit Gott“² vertrete ich die Meinung, dass sogar *die drei „göttlichen Tugenden“; Glaube, Hoffnung und Liebe, drei Ausdrucksweisen seien, mit denen wir unsere Geduld angesichts der Verborgenheit Gottes, des Schweigens Gottes bezeugen.*

Ich bin überzeugt, dass jeder Mensch, dessen Glaube lebendig ist, dessen Glaube *Weg* ist und *nicht tote Ideologie*, von Zeit zu Zeit *in Krisen gerät*, durch dunkle Schluchten schreitet, Gottes Schweigen erfährt. Das Erlebnis der radikalen Verborgenheit und Entferntheit Gottes (die jüdische Mystik verwendet dafür den Ausdruck „*hester panim*“; verhülltes Antlitz) verbindet uns mit vielen Menschen, die sich als Atheisten hinstellen. Wir haben ein- und dasselbe Erlebnis, aber *interpretieren* es unterschiedlich. Atheisten bestimmter Art sage ich nicht, sie hätten nicht Recht, sondern sie *hätten keine Geduld*, wenn sie Gottes Schweigen als Beweis des Todes Gottes oder der Nichtexistenz Gottes deuten.

Ähnlich ungeduldig sind allerdings auch *religiöse Enthusiasten*, die das Schweigen Gottes mit ihrem begeisterten Halleluja überschreien, oder religiöse *Traditionalisten*, die das Schweigen Gottes nicht hören, weil sie ununterbrochen ihre gelernten Formeln wiederholen. *Ein reifer Glaube kann geduldig warten* – sein Warten ist jedoch keine faule Passivität, sondern ein Ausdruck von Hoffnung und von Glaube an das, was wir

2 Geduld mit Gott. Leiden und Geduld in Zeiten des Glaubens. Freiburg 2010.

nicht sehen, und besonders ein Ausdruck der Liebe – denn die reife Liebe, wie wir vom heiligen Paulus aus seinem Hohenlied der Liebe wissen, *ist langmütig, geduldig und erträgt alles* (vgl. 1 Kor 13,7).

Kontemplatives Hören auf das Schweigen Gottes kann gewiss eine nützliche Übung *für unser Leben mit den Anderen sein* – vor allem mit den „Abweichenden“, die unsere Welt immer dichter bevölkern. Auch der Garten der Kirche erinnert heute nicht mehr an die französischen Schlossparkanlagen mit ihren sorgfältig gepflegten, in farbiger Harmonie leuchtenden Blumenbeeten. Manche Neubildungen und unbekannte Pflanzen provozieren die Gärtner zu radikalen Eingriffen. Jesus aber warnte seine Jünger *vor der Versuchung*, die Engel des Jüngsten Gerichts zu spielen. In ihrer Leidenschaft für die Reinheit des Feldes können die Eiferer – Inquisitoren sowie Revolutionäre – leicht das Unkraut mit nützlichen Pflanzen verwechseln.

Eine Szene aus einem Schauspiel des tschechischen Schriftstellers Karel Čapek fällt mir ein: *Zwei Brüder streiten darüber, was es heißt, Ordnung im Haus zu machen*. „Ordnung machen heißt, die Sachen dorthin zu stellen, *wo sie waren*“, wendet Kornel ein, ein rechtsstehender *Konservativer*. „Ordnung machen heißt, die Sachen dorthin zu stellen, wo sie *hingehören*“, sagt Peter, ein linksgerichteter Radikaler. „Ordnung heißt“, sagt die Mutter, „die Sachen dorthin zu stellen, *wo sie sich wohl fühlen*.“ Bei den heutigen Streitigkeiten in der Kirche wünsche ich mir oft, es möge in ihr diese *gutmütige und geduldige mütterliche Weisheit* vorherrschend sein. Zu erkennen, wo sich die Menschen und die Sachen wohl fühlen, setzt natürlich *Zuhören und Empathie* voraus – auch diese sind *Zeichen der Geduld*.

Ein Zeichen der Geduld ist die Ausdauer, die Beharrlichkeit. Die Kirche ist „*communio viatorum*“, Gemeinschaft der Pilger. Geduld und Ausdauer helfen den Pilgern, *die Illusion* zu überwinden, dass das Ziel zum Greifen nahe sei.

Die großen Attribute der Kirche – Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit und apostolischer Charakter – sind auch und vor allen Dingen *das*

eschatologische Ziel des Pilgerns der Kirche durch die Geschichte. In ihrer Fülle und Offenkundigkeit werden sie erst hinter dem Horizont der Geschichte erscheinen, hier sind sie Gegenstand des Glaubens, der Hoffnung und der sehnsüchtigen Liebe. Eine große christliche Tugend ist *die eschatologische Geduld*; sie erlaubt uns nicht, zu irgendeiner existierenden Gestalt der Kirche und zu irgendeinem Augenblick der kirchlichen Geschichte „Du bist so schön, verweile doch“ zu sagen.

Die Folge und der Ausdruck von Ungeduld ist der *Triumphalismus*, der die *irdische „ecclesia militans“* mit der *eschatologischen „ecclesia triumphans“* verwechselt – und zwar auf zweierlei Art und Weise: Entweder gibt sie naiverweise einen bestimmten Zustand der Kirche, den gegenwärtigen oder einen aus der Vergangenheit, für *vollkommen und ideal* aus, oder sie verlangt diese Vollkommenheit von der gegenwärtigen Gestalt der Kirche, und zwar mit einem den Reformatoren oder den Revolutionären ähnlichen, naiven Eifer. „*Ecclesia militans*“ hat vor allem gegen die Versuchung des Triumphalismus zu kämpfen; falls der Triumphalismus in ihr überhand nimmt, wird „*ecclesia militans*“ zur Quelle einer militanten Religion.

Den aufgeregten Peters und Kornels, die doch bereits wissend sind (der eine weiß, wo die Sachen sein sollen, der andere, wo sie waren), mangelt es an Humor und Selbstironie. Wo sich die Sachen wohl fühlen, das wissen wir im Vorhinein nie, *das muss erprobt und gesucht werden*.

* * *

Ich bin kein Eiferer für den unerschütterlichen Glauben – eines meiner Bücher habe ich mit dem Dichtervers „Was nie gezittert hat, kann nicht fest sein“ betitelt. In meiner Sicht sind *der Glaube und der Zweifel zwei Schwestern*, die einander brauchen, *sich gegenseitig ergänzen und stützen*. *Ein Glaube ohne Zweifel* und ohne kritisches Denken könnte *zum Fanatismus* führen, *zum naiven Hochmut der Fundamentalisten*. Andererseits könnte *ein Zweifelder*, ohne irgendeinen Glauben zu haben, ohne Fähigkeit *auch über seine Zweifel zu zweifeln*, allerdings in *Zynismus und bittere Hoffnungslosigkeit* stürzen.

Ich schreibe über den „kleinen Glauben“, über *den verwundeten Glauben*, über den „Glauben, der den toten Punkt überwunden hat“, *über den Glauben, der die Erfahrung „der dunklen Nacht“ gemacht hat*, der erwachsener und zugleich demütiger geworden ist *und ein größeres Verständnis für die „Suchenden“ besitzt, eben weil er geduldig ist*. Ich mag sehr die Legende vom heiligen Martin – ihm soll der Satan in der Gestalt von Christus erschienen sein. Aber Martin fragte: „Wo sind deine Wunden?“ Einem Glauben, einer Kirche, einem Christus *ohne Wunden* kann ich *keinen Glauben* schenken.

Alles, was uns auf dem religiösen Markt heute angeboten wird, sollten wir einer solchen Echtheitsprobe ausstellen: Tragen die Angebote in irgendeiner Form *auch Wunden* auf sich? Haben sie die Elemente *des Tragischen, des Schmerzes, der Unsicherheit nicht ausgeschaltet*? Sind sie nicht bloß billige, glänzende Angebote eines schnellen Weges zu Glück, Erfolg, Zufriedenheit?

Christus zeigt uns seine Wunden, damit auch wir Mut haben mögen, unsere Verwundungen und Narben *einzugestehen und sie nicht zu verhüllen*, er gibt uns Vertrauen und Mut zum Ablegen aller Masken, Schminken und Panzer. „*Berühre meine Wunden* – und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ sagt Jesus zum Apostel Thomas. Um mit dem Apostel „Mein Herr und mein Gott!“ bekennen zu können, müssen wir *mit Geduld und Zärtlichkeit die Schmerzen der heutigen Welt berühren*. Wir dürfen sie nicht übersehen und ignorieren (vgl. Joh 20,27 f.).

Die „neue Evangelisation“ wird viel Geduld verlangen: Sie muss mit einer Therapie unseres Glaubens beginnen, damit Christus seine Kirche sowie die Welt heilen kann.

Diskussion zu den Referaten von Professor Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz und Professor Dr. Tomáš Halík³

Moderation: Friederike Sittler, Berlin

In der Aussprache, die sich weitgehend als ein Gespräch zwischen den beiden Referenten gestaltete, wurde zunächst noch einmal das Verhältnis zwischen „Vernunft“ und „Religion“ erörtert. Vernunft bedarf der Orientierung, und hierbei kann der Glaube helfen. Weiterhin ging es um die Begriffe „Christianisierung“ und „Evangelisierung“: Die derzeitige „Mittagsmüdigkeit der Christen (Halík) ist eine Herausforderung, theologisch in die Tiefe zu gehen mit dem Ziel einer spirituellen Erneuerung, die letztlich nur im Gespräch von Mensch zu Mensch erfolgen kann. In einem kurzen Beitrag betonte Erzbischof Zollitsch die Notwendigkeit, den Menschen und seine Anliegen ernst zu nehmen und die Frage zu stellen „Wie würde Jesus Christus heute auf den Menschen zugehen?“

Neuevangelisierung bedeutet also auf jeden Fall Begleitung (Halík) und darf nicht mit Klerikalisierung verwechselt werden (Gerl-Falkovitz), denn gerade die Laien wirken dabei an entscheidender Stelle mit. Hinsichtlich der Methoden kommt es auf sorgfältige Prüfung der Gesamtsituation an, denn nicht alles, was an einem Ort funktioniert hat, lässt sich ohne Weiteres auf andere Verhältnisse übertragen. Dies gilt beispielsweise für manche evangelikal geprägten Modelle in den USA, die dort erfolgreich waren, in Europa jedoch gescheitert sind. Entscheidend bleibt der Mensch, seine Bedürfnisse müssen in den Blick genommen werden.

Dr. Christof Dahm

³ Friederike Sittler ist die Leiterin der Redaktion „Kirche und Religion“ im Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb), Berlin. – Leider wurde durch einen technischen Defekt die Diskussion nicht aufgezeichnet. Die nachstehende Zusammenfassung enthält Kernaussagen, die aus Mitschriften zusammengestellt worden sind.

Einführung in den zweiten Kongresstag

Im Namen von Renovabis darf ich Sie herzlich zu unserem zweiten Kongresstag willkommen heißen. Der gestrige Eröffnungstag brachte uns nach der Einleitung durch den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, die unseren Kongress im Zusammenhang der derzeitigen pastoralen Konzeption in Deutschland und auf der Ebene der Weltkirche einordnete, eine eindrucksvolle Annäherung an das Hauptthema „Heute den Glauben entdecken“. Es war bemerkenswert, dass für beide der gestrigen Referenten, für Frau Professor Gerl-Falkovitz und für Professor Halík, die Bekehrung des heiligen Paulus und sein darauf aufbauender Christusglauben der Ausgangspunkt war – die Glaubensentdeckung schlechthin im Neuen Testament und in der jungen Kirche. Die von Frau Gerl-Falkovitz einprägsam vorgetragene Suchbewegungen der großen Philosophen unserer Zeit wurden von ihr in Verbindung gebracht mit der eigenen Erfahrung, dass das Evangelium, absichtslos gelesen, seine eigene Kraft entfaltet. Tomáš Halík dagegen mahnte die Kirche – und damit uns alle als Gemeinschaft der Glaubenden – zur eschatologisch orientierten Geduld angesichts solcher unvorhersehbarer Fügungen, und er schloss mit dem eindringlichen Satz: „Die neue Evangelisation wird viel Geduld verlangen: Sie muss mit einer Therapie unseres Glaubens beginnen, damit Christus seine Kirche sowie die Welt heilen kann.“

Der heutige Tag soll die Postulate, die gestern aufgestellt wurden, auf den Prüfstand der konkreten Situation und der praktischen Erfahrung in verschiedenen Kontexten stellen. Ich darf nun das Wort an die Moderatorin des heutigen Vormittages übergeben. Frau Dr. Anna Hennersperger ist die Leiterin des Instituts für Theologische und Pastorale Fortbildung hier in Freising. Sie wird sich im Einzelnen und ihren Tätigkeitsbereich hier noch genauer vorstellen. Liebe Frau Hennersperger, Sie

haben das Wort. Ich danke Ihnen schon jetzt, dass Sie uns durch den Vormittag führen.

Dr. Anna Hennersperger:

Dankeschön, Herr Dr. Albert, für die Eröffnung und für die Einführung. Ich freue mich, dass ich heute Vormittag diesen Kongress moderieren und die einzelnen

Referenten vorstellen darf. Das Institut für Theologische und Pastorale Fortbildung hier auf dem Domberg in Freising ist eine Einrichtung der Bayerischen Bischofskonferenz, genauer gesagt, der Freisinger Bischofskonferenz; damit ist auch die Diözese Speyer mit eingeschlossen. Kurz gesagt, kommen zu uns Priester, Diakone, hauptamtliche Männer und Frauen im pastoralen Dienst zur freiwilligen Fortbildung in allen Bereichen, von der Liturgie bis zur Bibel, vom Führen und Leiten bis zu Methoden des Umgangs in einem Pfarrgemeinderat. Ich selbst bin Theologin und Pastoralreferentin und gehöre zur Diözese Passau, die mich für diesen Dienst hier in Freising freigestellt hat.



Das Thema des heutigen Vormittags lautet unter der großen Überschrift des Kongressthemas „Von Gott in einem säkularen Umfeld sprechen“. Damit geht es nach den interessanten Referaten, Perspektiven und Annäherungen des gestrigen Nachmittags in die Anschaulichkeit ganz konkreter Beispiele aus drei Ländern, also von der Theorie in die Praxis. Das Themenfeld wird eröffnet von Dr. Hubertus Schönemann aus Erfurt, der die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) seit deren Gründung durch die Deutsche Bischofskonferenz am 1. Januar 2010 in Erfurt leitet. Der Ort ist durchaus bewusst gewählt, denn das säkulare Umfeld Ostdeutschlands, die Minderheit, in der sich Katholiken dort befinden, und die Situation der katholischen Kirche, sollen den Blick für die Chancen und Grenzen einer neuen missionarischen Pastoral schärfen. Dies ist im Jahresbericht 2010 nachzulesen, in dem Dr. Schönemann schreibt: „In der Arbeit der Arbeitsstelle wurde

immer deutlicher, dass Evangelisierung als Thema der Arbeitsstelle nicht lediglich ein pastoraler Bereich unter vielen anderen ist, sondern als ein Querschnittsthema, das auf die Neuausrichtung und Weiterentwicklung von Pastoral und Kirche in Deutschland insgesamt und grundsätzlich zielt, also als Querschnittsthema eigentlich *die* gewichtige Aufgabe und Herausforderung schlechthin ist.“

Dr. Hubertus Schönemann stammt aus dem Erzbistum Freiburg, hat dort und in Rom Theologie studiert und auch ein Studienjahr an der bekannten Dormitio-Abtei in Jerusalem absolviert, was ihn als Bibliker und als leidenschaftlichen Menschen in Bezug auf die Bibel ausweist. Er war dann Pastoralreferent in Hamburg und Goslar und anschließend Leiter der Katholischen Hochschulgemeinde in Braunschweig. Er wurde neben Beruf und Familie an der Universität in Osnabrück zu einem biblischen Thema mit dem Titel „Der untreue Gott und sein treues Volk. Anklage Gottes angesichts unschuldigen Leidens nach Psalm 44“ promoviert.

Das grundlegende Verständnis von Evangelisierung nebst Daten zur religiösen Lage in Deutschland stellt er nun in seinem Referat dar. Sie hier im Saal ermuntere ich schon jetzt Fragen für den Anwalt des Publikums, Herrn Burkhard Haneke, zu formulieren, die wir dann später zu beantworten versuchen.



Dr. Hubertus Schönemann, Erfurt

Von Gott in einem säkularen Umfeld sprechen: Zur Situation in (Ost-)Deutschland

Hinführung

Im Jahr 2000 hat die Deutsche Bischofskonferenz das Papier „Zeit zur Aussaat.‘ Missionarisch Kirche sein“¹ veröffentlicht. Anlässlich der Jahrtausendwende wird – 25 Jahre nach dem Apostolischen Schreiben „Evangelii nuntiandi“ von Papst Paul VI.² – die Frage neu gestellt, wie das Christentum im Deutschland des 21. Jahrhundert gelebt und das Evangelium glaubwürdig bezeugt werden kann. Das zeigt: Die Frage nach der Evangelisierung ist zwar nicht neu, stellt sich jedoch angesichts regionaler und zeitlich veränderter Kontexte in neuer Weise. Das Thema Evangelisierung und Mission ist für den Raum Deutschland in der evangelischen und katholischen Kirche wieder neu aufgegriffen worden, wurde dann ab 2010 um die weltkirchlich forcierte Thematik einer neuen Evangelisierung ergänzt und erhält von dorthier einen neuen Schub. Ebenfalls 2010 hatte die Deutsche Bischofskonferenz die „Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral“ in Erfurt gegründet. Bewusst im Osten Deutschlands lokalisiert, hat dieses Institut den Auftrag zur Wahrnehmung und Analyse der Prozesse, wie sich in Deutschland Gesellschaft, Kirche und Pastoral entwickeln, und welche innerkirchlichen und gesellschaftlichen Bewegungen und Trends sich abzeichnen. Dies gilt es aufzubereiten, zu verdichten, im Rahmen der Tradition und der Theologie zu deuten und die entsprechenden Erkennt-

1 Der Text kann eingesehen werden unter <http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/veroeffentlichungen/deutsche-bischoefe/Db68.pdf> (letzter Zugriff: 11.02.2014).

2 Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ vom 8. Dezember 1975; der Text kann eingesehen werden unter http://www.vatican.va/holy_father/paul_vi/apost_exhortations/documents/hf_p-vi_exh_19751208_evangelii-nuntiandi_ge.html (letzter Zugriff: 11.02.2014).

nisse dann den Verantwortlichen in Deutschland für die Gestaltung und Praxis der Pastoral anzubieten, pastorale Akteure in den Schritten des pastoralen Wandels zu vernetzen und zu begleiten. Die Adressaten sind zunächst die Gremien der Bischofskonferenz selbst, voran die Pastoralkommission, hinzu auch insbesondere die Pastoralämter der Bistümer, Orden, Bewegungen, Verbände und Initiativen in Deutschland. Die „KAMP“ in Erfurt kann so als eine Einrichtung verstanden werden, die mit Blick auf das Evangelium und die Pastoral, auf Mensch und Gesellschaft Wissen oder innovative Expertise innerhalb der Kirche zu generieren, zu bündeln und weiterzugeben sucht. Die Befassung entfaltet sich in den Referaten unter den Aspekten von Evangelisierung, sozialwissenschaftlich-empirischer (Religionssoziologie) und religionswissenschaftlichen (Weltanschauungsarbeit) Perspektive sowie den medienpastoralen Fragestellungen insbesondere im Zeitalter des Internet.

Ich möchte mit Ihnen nun vier Schritte gehen: Zum einen möchte ich grundsätzlich noch einmal deutlich machen, worum es bei der Evangelisierung geht. Welche Gedanken bewegen uns diesbezüglich in Deutschland? Im zweiten Schritt werfe ich einen religionssoziologischen Blick auf Deutschland, um anhand einiger Zahlen in einem dritten Schritt die Schwerpunkte der religiösen Situation darzustellen. Ein vierter Schritt soll dann Ausblicke verschaffen, was dies in unserer Wahrnehmung für die neue Gestalt von Kirche und Pastoral in Deutschland bedeutet, wie es sich bereits jetzt schemenhaft abzeichnet.

Erster Schritt: Evangelisierung in Deutschland

Worum geht es eigentlich, wenn wir mit Blick auf Deutschland von Evangelisierung reden? Der Titel dieses Kongresses, „Heute den Glauben entdecken“, scheint mir sehr geeignet, verweist er bereits auf die fundamentale Feststellung, dass Kirche und Christen den Glauben nicht erschaffen oder wecken können; dies tut Gott selbst. Gott ist in seinem lebendigen Wort Jesus Christus im eigentlichen Sinn der erste Evangelisator, der Glauben schenkt und derjenige, der Mission (Sendung des Sohnes) vollzieht. Es ist die *Missio Dei*, an der wir als Glieder

der Kirche in unterschiedlichen Bezügen teilhaben. Von daher ist natürlich auch das Zeugnis des Glaubens, das Testimonium, ein Hinweis auf unseren Glauben und unsere je eigene Gottesgeschichte. Unser Glaube und das entsprechende Zeugnis unterstützen also das Tun Gottes beim Anderen. Was ist nun das Ziel von Evangelisierung? In „Dei verbum“ heißt es: „Gott spricht die Menschen an wie Freunde und lädt sie in seine Gemeinschaft ein.“³ Dies stellt für das Zweite Vatikanische Konzil die Definition von Offenbarung dar. Die Gemeinschaft mit Gott, die Gott selbst anbietet, ist Ziel und Inhalt des Evangeliums. Hier entstehen bereits erste Fragen, zum Beispiel zum Verhältnis von Evangelium und Kirche. Das Evangelium sollte meiner Meinung nach an erster Stelle stehen. Vielleicht scheint es ein wenig banal, angesichts einer starken Selbstreferentialität im kirchlichen Reden und Handeln jedoch wichtig: Die Kirche ist kein Selbstzweck sondern findet ihr Ziel und ihr Maß im Evangelium, das sie nicht monopolistisch besitzt, sondern auch sucht und investigativ aufzudecken sucht. Paul VI. formulierte es in „Evangelii nuntiandi“ wie folgt: „Evangelisieren ist in der Tat die Gnade und die eigentliche Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität. Sie ist da, um zu evangelisieren.“⁴ Das Evangelium gibt es nicht um der Kirche willen, sondern umgekehrt. In einer konkreten geschichtlichen Situation ist dann vom Evangelium her immer wieder neu zu bestimmen, wie Kirche dieses glaubwürdig verkünden und inkulturieren kann.

Es geht also bei Evangelisierung nicht primär und einseitig um die Erhaltung einer historisch gewachsenen Sozialgestalt von Kirche und nicht darum, die Kirchenbänke in Deutschland wieder zu füllen (Integration) oder gesellschaftliches Prestige wieder zu gewinnen, was in den vergangenen Jahren möglicherweise verloren ging. Der Erfurter Altbischof Joachim Wanke, im Bereich der Evangelisierung ein geschätzter und gefragter Gesprächspartner, schreibt: „Die Kirche kann sich nicht selbst garantieren, sie ist Widerschein des Evangeliums. Sie ist für das

3 Zweites Vatikanisches Konzil, dogmatische Konstitution über die Offenbarung „Dei verbum“ vom 18. November 1965, hier Kapitel I.2; der Text kann eingesehen werden unter http://www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19651118_dei-verbum_ge.html (letzter Zugriff: 12.02.2014).

4 „Evangelii nuntiandi“ (vgl. Anm. 2, oben S. 100), Punkt 14.

Evangelium und um des Evangeliums willen da. Sie ist, im Bild gesprochen, nicht die Melodie selbst, sondern nur deren Resonanzraum. Sie muss und darf das österliche Lied, das allein von Gott ausgeht, zum Klingen bringen. Davon lebt sie, das ist ihre Aufgabe. Nicht mehr und nicht weniger.“ Bleiben wir also bei diesem Bild des Instrumentes: Die Kirche ist der Resonanzraum, der das Evangelium – wo auch immer – zum Klingen bringt, damit es entschlüsselt wird, seine Kraft entfalten und wirksam werden kann.

Von daher ergeben sich Folgerungen für das Verständnis von „Verkündigung“. Es geht um „Von Gott sprechen im säkularen Kontext.“ Wie äußert sich die Kirche in Bezug auf das Evangelium zum Leben? Zum Sprechen gehört auch das Hören: Die Kirche ist nicht nur Botschafterin des Evangeliums, (die etwas dahin brächte, wo noch nichts wäre), sondern auch Kundschafterin, also in der Lebenswelt wahrnimmt, wo die Spuren Gottes in dieser Welt zu finden sind. In Anlehnung an die konziliare Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ geht es also eher um ein Erschließungsgeschehen, um ein Beleuchten und Aufdecken der (möglicherweise impliziten, zunächst unthematischen) Gotteserfahrung in dieser Welt. Evangelisierung stellt – so verstanden – eine Art Schlüssel- oder Hebammendienst dar. Damit ist verbunden, dass christliches Zeugnis heute nur im Modus des Angebots in einem guten Sinne als gelebte und ergriffene Option gegeben werden kann. Das Evangelium kann niemandem „übergestülpt“ werden. Es entspricht der gesellschaftlichen Situation, dass Menschen nicht hineingenommen werden wollen in etwas, was sie nicht intendieren. Vielmehr muss ich das anbieten, was erfahrungsgesättigt, glaubwürdig und auf das Leben bezogen authentisch ist. Der Brief der französischen Bischöfe „Proposer la foi“ von 1996⁵ atmet diese grundsätzliche Attitüde des Anbietens des

5 Das Schreiben der französischen Bischöfe trägt die Überschrift „Proposer la foi dans la société actuelle“; d. h. „Den Glauben in der heutigen Gesellschaft vorschlagen“ oder „anbieten“; französische Textfassung unter <http://www.eglise.catholique.fr/download/1-15288-0/lettre-aux-catholiques-de-france.pdf> (letzter Zugriff: 10.02.2014). Eine deutsche Übersetzung ist in der Reihe „Stimmen der Weltkirche“ der Deutschen Bischofskonferenz erschienen (Nr. 37, Bonn 2000) und steht unter http://www.dbk-shop.de/media/files_public/pvdfivhpe/DBK_337.PDF zur Verfügung (letzter Zugriff: 12.02.2014).

Glaubens. Und natürlich hängt damit dann auch eine vertiefte und erneuerte Ekklesiologie, ein Nachdenken über die Kirche, zusammen. Es geht darum, die Spuren Gottes in der Kirche und durch die Kirche, aber auch außerhalb der verfassten Kirche, wahrzunehmen. Dieser grundlegende Paradigmenwechsel scheint in unseren Tagen in Bewusstsein und Praxis der Gläubigen schwer zu vollziehen: Kirche muss sich, um das wahrzunehmen, was Gott mit der Menschheit vorhat und wo Er sich finden lässt, weit aus dem Fenster beugen, das kann sie nicht nur im Blick auf sich selbst erkennen. Wenn die Kirche, wie „Lumen gentium“ im ersten Kapitel sagt, quasi ein „Sakrament ist, Zeichen und Werkzeug für die Vereinigung mit Gott und die Einheit der ganzen Menschheitsfamilie“⁶, dann zeigt dieses Verständnis, dass die Kirche dort, wo sie Werkzeug ist, die Gemeinschaft mit Gott vermittelt, dass sie dort, wo sie Zeichen ist, Orte und Prozesse auch außerhalb ihrer selbst beleuchtet, wo Gott tätig ist und wirkt. Dies haben die deutschen Bischöfe in „Zeit zur Aussaat“ so ausgedrückt: „Die unterschiedlichen Räume, in denen Menschen leben, sind voller Spuren, die auf Gott hinweisen ... Das Evangelium öffnet für einen neuen Blick auf die Welt, den Zustand der Gesellschaft, die Lage der Dinge, das Leben und das Zusammenleben der Menschen.“⁷ Evangelisierung ist also nicht als Strategie zu sehen, ist vielmehr das Paradigma einer Wandlung und Erneuerung von Kirche und Pastoral im Umbruch der Gesellschaft, also eine Zeitenwende, die wir derzeit auch gesellschaftlich seit mehreren Jahren erleben. Die Evangelisierung als geistlicher Prozess ist eine positive Antwort auf den Wandlungsprozess der Gesellschaft. Nicht im Sinne eines Imperialismus, sondern im Sinne einer *metanoia*, einer Umkehr zum Evangelium. Paulus schreibt im ersten Thessalonicherbrief: „Prüfet alles, das Gute behaltet“ (1 Thess 5,21). Es ist also in diesem Sinne eine ignatianische Unterscheidung der Geister (*discretio spirituum*) gefragt. Evangelisierung ist ein Lernprozess, den Gott uns zumutet, vielleicht besonders hier in Deutschland. Ein Prozess der geistlichen Erneuerung

6 Zweites Vatikanisches Konzil, dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“; der Text kann eingesehen werden unter http://www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19641121_lumen-gentium_ge.html (letzter Zugriff: 12.02.2014).

7 Vgl. Textausgabe in Anm. 1, oben S. 100, hier S. 9 und 23.

der Kirche mit dem Ziel, dass sie ihre Sendung in veränderter Zeit glaubwürdig erfüllen kann. Professor Halík hat gestern Nachmittag Christianisierung als Bekehrung der Heiden verstanden, im Unterschied zur Evangelisierung als einer Bekehrung der Christen. Vor der Bewegung nach außen steht also eine Vertiefung nach innen als Kirche. Im Buch Jeremia heißt es: „Ich lasse mich finden von euch, wenn ihr mich von ganzem Herzen sucht.“ (Jer 29,13)

Zweiter Schritt: Zahlen und Eckdaten zur Situation in Deutschland

Ich biete Ihnen kurz einige religionssoziologische Daten und historische Aspekte der Situation in Deutschland. Bitte beachten Sie dazu auch das ausgelegte Handout, auf das ich mich im Folgenden beziehe.⁸ Bei einer Gesamtbevölkerung von 81,7 Millionen Einwohnern gab es im Jahr 2010 24,5 Millionen (30,2 Prozent) Katholiken und 23,8 Millionen (29,2 Prozent) Protestanten (EKD-Gliedkirchen). Dies bedeutet, dass in diesem Jahr 59,4 Prozent – also weniger als zwei Drittel – der Deutschen katholisch oder evangelisch waren. Früher hieß die Faustregel: Je ein Drittel der Bevölkerung sei katholisch, evangelisch und nicht getauft. Die Anteil der Konfessionslosen steigt also an.

Große Unterschiede zeigen sich zwischen West- und Ostdeutschland. 23,7 Millionen Einwohner von insgesamt 65 Millionen in Westdeutschland sind Katholiken (36,4 Prozent) 31,8 Millionen Protestanten (31,8 Prozent); hier gilt also noch die „Drittel-Regel“. In Ostdeutschland haben wir eine völlig andere Situation: Von insgesamt 16,3 Millionen Einwohnern sind dort 851.000 Katholiken (5,2 Prozent) und 3 Millionen Protestanten (18,4 Prozent), zusammen also 23,9 Prozent. Einmalig daran ist, dass in Ostdeutschland nur ein Viertel der Bevölkerung Mitglied einer der beiden großen christlichen Kirchen sind, drei Viertel hingegen nicht.

⁸ Das Handout enthielt eine Übersicht der im Vortrag angeführten statistischen Angaben sowie eine Zusammenfassung der Kernaussagen des Vortrags.

Ich möchte es noch einmal anhand dreier Bundesländer spezifizieren. Sachsen-Anhalt als eines der „neuen“ Bundesländer ist flächenmäßig ungefähr deckungsgleich mit dem Bistum Magdeburg. Dort gibt es 3,5 Prozent Katholiken und 14,1 Prozent Protestanten; die Christen sind also mit insgesamt 17,6 Prozent in der Minderheit. In Bayern hingegen gibt es insgesamt 74,8 Prozent Christen (54,4 Prozent Katholiken und 20,4 Prozent Protestanten). Die Spezifikation für Stadt und Land und für die verschiedenen Generationen ist hierbei nicht berücksichtigt. Zur Vollständigkeit nenne ich noch die Zahlen für Niedersachsen: 17,4 Prozent Katholiken, 21,9 Prozent Protestanten, in der Summe also 39,3 Prozent. Das heißt, auch in Norddeutschland gibt es eine so genannte Diasporasituation für Christen. Man kann also nicht pauschal sagen, Westdeutschland sei gläubig und Ostdeutschland ungläubig, die Situation ist sehr differenziert. Beispielsweise herrscht im Süden Deutschlands zudem noch ein Stadt-Land-Gefälle vor. Eine Stadt wie Frankfurt/Main oder München ist mittlerweile konfessionell ähnlich aufgestellt wie Städte in Niedersachsen. Charakteristisch für Ostdeutschland ist, dass es – historisch besehen – vor dem Zweiten Weltkrieg (1938) ungefähr eine Million Katholiken gab, zur Gründung der DDR 1949 waren es bereits 2,7 Millionen. Grund dafür waren die Flüchtlingsbewegungen aus den ehemaligen deutschen Gebieten Schlesien, Pommern und Ostpreußen. Es handelt sich um eine so genannte „Migrationskirche“, die dort mehrheitlich nicht verwurzelt ist. 1961, zur Bau der Mauer und Schließung der innerdeutschen Grenzanlagen, waren es dann wieder nur noch 1,6 Millionen, weil bis zu diesem Jahr viele Katholiken unter anderem nach Westdeutschland abgewandert waren. Die Wanderungsbewegung wurde durch den Mauerbau gestoppt. 1988 waren es nur noch 999.000 Katholiken. In der DDR-Zeit fand also als Ergebnis der sozialistischen Diktatur ein Rückgang von knapp 700.000 Katholiken statt. 2009 waren es 858.000 Katholiken, also ungefähr die Zahl von heute. Es zeigt sich, dass auch durch die deutsche Einheit, den Wegfall des sozialistischen Systems und den Fall der Mauer die Zahl der Christen nicht signifikant angestiegen ist und die Kirche nicht stärker wurde, wie manche es ursprünglich vermutet oder erhofft hatten.

Vor allem in Ostdeutschland sprechen wir von einer *doppelten Diaspora*. Früher meinte man mit Diaspora zunächst die Minderheit von Katholiken in einem größeren protestantischen Kontext. Mit doppelter Diaspora ist nun auch gemeint, dass die Zahl der Christen insgesamt in der Minderheit ist gegenüber jener der Nichtgetauften. Die Situation in Deutschland ist also spannend, weil – religionssoziologisch betrachtet – zwei völlig unterschiedliche Gebiete zusammenkommen. Durch die Wiedervereinigung haben wir eine gemeinsame nationale Kirche, angezeigt durch die eine Bischofskonferenz. Die Frage ist nun, wie wir mit dieser Situation gemeinsam umgehen und ob in Westdeutschland in absehbarer Zeit durch Prozesse der Modernisierung eine ähnliche Entwicklung der Kirche wie im Osten stattfinden wird. Noch sind Fachleute diesbezüglich unsicher. Manche sagen: „Ja, es wird weiterhin solche Prozesse der Säkularisierung und Entkirchlichung geben.“ Andere tendieren dazu: „Die Situation in Ostdeutschland ist so speziell, und auch die Situation der Volkskirche in Westdeutschland ist so gefestigt, dass es nochmals zu anderen Prozessen kommen wird.“

Interessant ist hierzu auch die *historische Blickweise*, auf die ich hier nur kurz eingehen möchte. Nach Ansicht einiger Historiker zeigt sich der Norden und der Osten Deutschlands aufgrund der Art, wie das Christentum dort eingewurzelt wurde, entchristlicht. Zu nennen seien hier die Sachsenkriege Karls des Großen und das 12./13. Jahrhundert, als der slawische Teil von Ostdeutschland noch nicht christlich war. Die christliche Tradition im Osten ist also zeitlich kürzer als in den Gebieten, in denen das Christentum durch das römische Militär oder die irisch-schottischen Wandermönche Fuß fasste. Zudem wurden durch die Reformation, die ja auch einen Individualisierungsschub mit sich gebracht hat, manche Prozesse der Säkularisierung verstärkt. Spannend wäre eine Darstellung der Religion in den verschiedenen Fürstentümern bzw. eine geschichtliche Betrachtung ihres Wachstums durch die konfessionellen Staatsverhältnisse in Deutschland.

Natürlich ist angesichts dieses religionssoziologischen Zahlenmaterials anzumerken, dass die Frage der darin betrachteten Kirchenmitgliedschaften allein noch nicht sehr aussagekräftig ist. Die Frage nach Glau-

ben und Praxis des Religiösen und die (normativ-quantitative) Betrachtung von Kirchenmitgliedschaft (Häufigkeit von Gottesdienstbesuch, Gebet usw.) fallen nicht unbedingt in eins. Hierzu müssten zusätzlich qualitative Erhebungen zur Deutung der Prozesse herangezogen werden. Das Spannende an der postmodernen Situation besteht darin, dass wir einerseits Menschen haben, die von sich sagen, sie seien glaubende Menschen, jedoch keiner Kirche angehören („believing without belonging“). Es zeigt sich in den industrialisierten Gesellschaften aber auch umgekehrt: Menschen sind (oft auch praktizierende) Kirchenmitglieder, haben aber nicht unbedingt eine Glaubenserfahrung im Sinne einer „Umkehr/Konversion“ zu Gott oder einer personalen Erfahrung und bewussten Entscheidung als Antwort des Glaubens mitgemacht („belonging without believing“). Zusätzlich wäre noch ein wie auch immer geartetes religiöses Verhalten („behaviour“) oder eine biografische Bedeutung der Religion („importance“) zu nennen. So mancher Ausgetretene mit atheistischer Orientierung arbeitet sich sein Leben lang an den Hintergründen seines Austritts ab.

Dritter Schritt: Schwerpunkte zur religiösen Situation in Deutschland

Wir leben in einer Zeit des grundsätzlichen gesellschaftlichen Umbruchs und des radikalen Epochenwandels, der gemeinhin unter dem Stichwort „Modernisierung“ verstanden wird. Damit ist eine Entwicklung gemeint, die nicht erst im 19. Jahrhundert angefangen hat, sondern bereits viel früher. Reformation, Aufklärung und Französische Revolution haben etwa bestimmte Werte und gesellschaftliche Grundlagen in Mitteleuropa zur Entfaltung gebracht, die zur Moderne, und im Speziellen zur Industrialisierung und zu politischen Revolutionen geführt haben. Diese klassische Moderne ist wiederum im 20. Jahrhundert in eine Krise geraten; man spricht heute bereits von der Post- bzw. späten Moderne. Wir merken, dass auch diese Phase der Modernität wieder an gewisse Grenzen gekommen ist, sodass man sich fragen muss, welche Auswirkungen dies auf die gesellschaftliche Situation hat. Im Zusammenhang mit der Modernisierung wird gerne von Individualisierung,

Pluralisierung und Differenzierung gesprochen. Auf all dies werde ich später nochmals eingehen. Man muss ins Kalkül ziehen, dass sich sowohl die tatsächliche als auch die soziale Mobilität ebenso sehr stark verändert haben. Wir sprechen von Beschleunigung, Technisierung und Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Wenn Sie die derzeitige fiskalische Situation Europas in den Blick nehmen, merken Sie, dass beispielsweise auch die Ökonomisierung aller Lebensbereiche derzeit wieder an ihre Grenzen zu kommen scheint.

Ich erwähne dies, weil es nicht nur Rahmenbedingungen, sondern auch Erkenntnisorte sind für die Frage „Wie kann Kirche den Glauben verkündigen?“ Und hierbei wird bereits sehr deutlich, dass das Religiöse schlechthin und die Religion sich zunehmend diversifizieren und vielfältiger werden. Der Kölner Theologe Hans-Joachim Höhn spricht von der Dispersion des Religiösen hinein in gesellschaftliche Bereiche der Kultur. Bestimmte Funktionen also, die früher Kirche und Religion bedingt haben, haben nun andere Segmente der Gesellschaft, kulturelle Bereiche wie Musik, Literatur, Sport (etwa Fußball) übernommen. Dies bedeutet, dass die Suche nach Sinn und die religiöse Suche der Menschen in Deutschland durchaus vorhanden sind, dass sie aber zumeist an den etablierten Kirchen vorbei geht. Anders ausgedrückt: Die Kirchen sind offensichtlich (noch) nicht hinreichend in der Lage, diesen sinnsuchenden Menschen Räume anzubieten, wo sie bezüglich des christlichen Glaubens ein entsprechendes Angebot erhalten. Hinzu kommt, dass die Rolle des Islam in Deutschland in den letzten Jahren wächst, was natürlich das Thema Religion im öffentlichen Diskurs immer wieder befeuert. Die Fragen von Beschneidung, von (positiv und negativ verstandener) Religionsfreiheit sind derzeit hoch aktuell und werden in der Gesellschaft diskutiert. Mit dem Islam tritt dem Christentum eine Hochreligion entgegen. Dies ist einerseits eine Herausforderung für unser eigenes Selbstverständnis, andererseits ist der Islam natürlich, wenn es um Gottesbezeugung in einer säkularen Gesellschaft geht, in gewisser Weise auch ein Partner des Christentums.

Wie verhält es sich mit der Säkularität, wenn ich von der religiösen Lage in Deutschland spreche? Es handelt sich hierbei um einen schil-

lernenden Begriff, und man muss immer erklären, was man damit meint. Hierzu gibt es drei große Thesen, die versuchen, die Modernisierung der Gesellschaften, und im Speziellen der Industriegesellschaften, deutlich zu machen. Das ist erstens die These, dass tatsächlich Säkularisierung stattfindet. Diese so genannte Säkularisierungstheorie meint, je moderner eine Gesellschaft, desto säkularer wird sie. Das bedeutet: Eine Industriegesellschaft, die immer weiter in der Modernität voranschreitet, wird immer weniger Religion haben, bis diese dort irgendwann einmal ganz verschwindet. Bis vor zehn Jahren vertraten viele Soziologen diese These. Heute stellt sich die Situation wieder anders dar. Zweitens sprechen wir von der Individualisierungstheorie, die besagt, dass in einer modernen Gesellschaft Religion nicht verschwindet, sondern vom öffentlichen Bereich in den individuellen Bereich übergeht. Die dritte These wäre das religiöse Marktmodell, wobei beispielhaft die Situation in den USA angeführt wird. Dies würde bedeuten, dass Religion nicht grundsätzlich verschwindet, es aber einen Markt dafür gibt, und derjenige, der das beste Angebot macht, sozusagen den Zuschlag erhält. Die Menschen orientieren sich hin zum ihrer Meinung nach besten Angebot.

Der Soziologe Hans Joas hat die angedeutete Verbindung von Säkularisierung und Modernisierung kritisiert.⁹ Seiner Meinung nach ist Modernisierung nicht eine Substraktionsgeschichte von Religion als gesellschaftlicher Notwendigkeit. Heute sprechen Soziologen nicht mehr davon, dass es sich in der Modernisierung um einseitige lineare Prozesse handle, sondern dass unsere Zeit durch eine Situation der „multiplen Moderne“ gekennzeichnet ist, ein Begriff, den der Theologe und Soziologe Karl Gabriel prägte. Der Pariser Soziologe Michael Hochschild nennt dies auch die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“. Im Endeffekt erleben wir also in den Industriegesellschaften beides: die Vitalität der Religion als Phänomen, aber auch tatsächlich Säkularität, wo Menschen mit Religion und Glaube eben überhaupt nichts mehr zu tun haben. Gleichzeitig kann Säkularität immer wieder auch ein Anknüpfungspunkt für Evangelisierung sein, wie es Erzbischof Robert Zollitsch

9 Hans Joas: Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums. Freiburg 2012, S. 34 ff.

in seiner Eröffnungsrede zur Herbstvollversammlung¹⁰ der Bischofskonferenz erwähnt hat. Sie bietet eine neue Möglichkeit, neue Orte Gottes wahrzunehmen und mit den Menschen ins Gespräch über ihre Hoffnungen, Ängste und Befürchtungen zu kommen. In diesem Zusammenhang hält uns der emeritierte Erfurter Bischof Joachim Wanke immer wieder dazu an, uns nicht nur mit Christen zu umgeben; vielmehr sollte jeder Christ mindestens zwei bis drei nicht-getaufte Freunde haben, um seinen Horizont bezüglich der Denkweise anderer zu erweitern. Die säkulare Option bietet die Möglichkeit, dass wir als Christen und als Kirche etwas zum Wohle des Gemeinwesens mitgestalten.

Vielleicht ist das spezifisch Christliche auch das, was der Menschheit als Ganzheit dient. Wenn wir die Einladung Gottes zur Gemeinschaft mit Gott und auch zur Gemeinschaft der Menschheitsfamilie untereinander annehmen (vgl. Dei Verbum 1), dann ist es auch Ziel des Evangeliums, Menschen zusammen zu bringen. *Gaudium et spes* spricht davon, dass sich Christus durch seine Fleischwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen geeint hat (Nr. 22). Im Menschen ist dadurch das Bild des unsichtbaren Gottes wieder hergestellt worden (vgl. Kol 1,15). Dies gilt eben dann auch für alle Menschen guten Willens, in deren Herzen die Gnade auf unsichtbare Weise wirkt. Die Säkularität ist also Anknüpfungspunkt für ein neues Fragen nach dem Bild des unsichtbaren Gottes in jedem Menschen. Christlicher Glaube hat eine Chance, wenn er positiv an die Lebenserfahrungen, Fragen und Hoffnungen der Menschen anknüpfen kann.

Vierter Schritt: Anzeichen einer neuen Gestalt von Kirche und Pastoral

Der besagte Umbruch, den wir in Deutschland erleben – ich spreche bewusst von *Umbruch* und nicht von *Abbruch* – bringt es mit sich, dass eine bestimmte Gestalt von Kirche zu Ende geht. Sie wurde im Kulturkampf des damaligen Deutschen Reiches unter Bismarck bis nach dem Zweiten Welt-

¹⁰ <http://www.dbk.de/presse/presseberichte-vollversammlungen/> (abgerufen am 13.02.2014).

krieg durch das „Katholische Milieu“ und dann in den 1950er Jahren und später in der Gemeindekirche der 1970er Jahre sehr stark durch die Gemeintheologie geprägt. Dieser Umbruch kann durchaus ein Aufbruch sein; deswegen ist Evangelisation keine Strategie. Es gibt in Deutschland derzeit viele Such- und Lernbewegungen. Beispielhaft seien hier die Initiative des Erzbistums München und Freising zur Steigerung der Qualität der Seelsorge, die Versuche des Bistums Essen zur Profilierung des Katholischen unter dem Stichwort „Zukunft auf katholisch“ und der katechetische Prozess „Vom Wort des Lebens sprechen wir“ des Bistums Osnabrück genannt. Das Bistum Hildesheim versucht, neue Gemeindemodelle unter dem Stichwort „Lokale Kirchenentwicklung“ zu entdecken. Das Bistum Magdeburg versucht sich in einem Prozess, „vor Ort lebendige Kirche“ zu sein, und das Bistum Augsburg hat beispielsweise ein Institut für Neuevangelisierung und für den Jugendkatechismus eingerichtet.

In Deutschland gibt es also eine sehr vielseitige Suchbewegung zur Praxis der Evangelisierung. Auch hier wird es durch die Unterschiedlichkeiten innerhalb des Landes sehr unterschiedliche Wege geben. Die Zukunft ist nicht klar, aber einige Schlaglichter können dennoch gesetzt werden, denn jede Krise ist Last und Chance zugleich, und jede Krise kann auch positiv gelöst werden.

Ich schließe mit einigen Aspekten, die vor dem Hintergrund der Evangelisierung Aufmerksamkeit und Bearbeitung verdienen. Zum einen geht es um das Thema „Selbstkonfiguration des Glaubens“: Wenn tatsächlich Individualisierung in der Gesellschaft stattfindet, dann bedeutet das, dass Menschen zunehmend den Glauben von ihrem eigenen personalen So-Sein her verstehen und gestalten. Sie sind also selbst nicht nur Konsumenten, sondern auch Produzenten dessen, was an Gotteserfahrung gedeutet und kommuniziert wird. In diesem Fall lautet die Frage an die Kirche: Wie kann sie zunehmend als Raum und als Begleitung erfahren werden, sodass eine Begegnung mit Jesus Christus gelingt und ein verantworteter Glaube wachsen kann? Dies ist zunächst eine formale Frage, aber sie betrifft ebenso die Glaubenskommunikation, die Predigt und die Katechese nicht nur der Kinder und Jugendlichen, sondern auch der Erwachsenen.

Dies führt mich zu einem weiteren Gedanken: Wir erleben derzeit eine Suche nach neuen Modellen der Glaubenskommunikation und machen neue Erfahrungen mit dem Katechumenat, also dem Hineinwachsen von Erwachsenen in die Kirche. Erwachsene als Zeugen werden immer wichtiger werden in ihrer biografischen Orientierung. Meine Biografie ist somit der Ort, an dem mir Gottes Wille aufscheint und an dem meine eigene Lebensgeschichte als Geschichte mit Gott entdeckt werden kann. Diese Mystagogie kann ich nur im Modus des Erzählens teilen, indem ich von meinem eigenen Leben erzähle. Im Rahmen des „Erzählens“ – so ist ja auch die Heilige Schrift entstanden – entwickeln sich ganz neue Modelle des personalisierten Umgangs mit der Schrift in Deutschland. Es handelt sich hierbei nicht nur um die Methode des Bibelteilens, die ja aus Afrika kommt und einen sehr persönlichen Zugang zur Schrift darstellt, sondern auch um die so genannte *Lectio divina*, d. h. die geistliche Schriftlesung als erfahrungs- und biografieorientierte Methode, die eigene Lebenserfahrung in der Schrift zu spiegeln. Wenn es beispielsweise um Modelle der Glaubenskommunikation, um Glaubenskurse oder Exerzitien im Alltag geht, ist es wichtig zu wissen, dass *alle* Suchende sind. Es gibt nicht diejenigen, die schon angekommen sind im Glauben, und diejenigen, die noch gar nichts haben. Alle sind Beschenkte und alle sind Suchende auf dem Weg zu Gott, alle sind Katechumenen.

Wir erleben weiterhin in Deutschland neue Mitgliedschafts- und Partizipationsmodelle von Kirche. Menschen stehen heute häufig nicht mehr von der Wiege bis zur Bahre als Mitglied in Verbindung mit der Kirche, sondern oftmals punktuell oder phasenweise. Hierzu gibt es im Bereich der City-, Hochschul-, aber auch der Tourismuspastoral seit 15 Jahren sehr viele Erfahrungen. Wir müssen uns vielleicht auch Gedanken über neue Mitgliedschaftsverhältnisse in der Kirche machen. Wir gehen immer davon aus, dass jemand, der getauft ist, als Mitglied zur Kirche gehört; die neue Sicht macht die Grenzen der Kirche jedoch etwas fließender und lässt blicken auf die Kirche Jesu Christi, die sich vielleicht auch an anderen Punkten außerhalb der verfassten Kirche realisiert.

Die Frage bei all diesen pastoralen Angeboten individueller Art lautet dann tatsächlich, wie damit noch kirchliche Gemeinschaft erhalten bleibt. Wie also konstituiert sich bei dieser ganzen Individualisierungsdebatte in Zukunft die Kirche als Gemeinschaft? Ein Aspekt gerade in Deutschland ist die Neustrukturierung von pastoralen Territorien. In fast allen deutschen Bistümern werden größere pastorale Räume beschrieben. Entweder man betrachtet diese Entwicklung nur strukturell und mangelorientiert aus der Feststellung, dass die Kirche immer weniger Priester, Gläubige und Geld hat. Auf der anderen Seite ist es aber in missionarisch-evangelisierender Hinsicht auch eine Möglichkeit, die Pfarreien in eine andere Form zu bringen, die es erlaubt, auf die Vielfalt der gesellschaftlichen Bezüge unterschiedlichst zu antworten und differenzierte Angebote zu machen. In diesem Fall muss nicht jede „Gemeinde“ als „Kirche am Ort/Kirche in der Nähe“ gleich aussehen; vielmehr entstehen neue pastorale Orte beispielsweise an Schulen oder in Einrichtungen. Dies sind teilweise Orts- oder Personalgemeinden, die sich als neue „Biotope des Glaubens“ entwickeln. Die pastorale Landschaft in Deutschland wird sich in den nächsten Jahren erheblich verändern. Sie wird vielfältiger werden und der Kirche eine netzwerkartige Struktur geben. Wiederum bedeutet dies natürlich auch eine große Herausforderung an das pastorale Personal, an Priester und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die als Ermöglicher und Unterstützer der tragenden Kräfte entsprechende Kompetenzen haben müssen, um diese Pluralisierungsprozesse gestalten zu können, sodass diese Vielfalt möglich ist.

Authentische liturgische Feiern stellen einen ganz entscheidenden Punkt dar. Die Menschen wünschen sich eine kirchliche Feierkultur, in der nicht nur etwas formal durchgeführt wird, sondern in der der Glaube für die Feiernden und auch für die Außenstehenden ausdrucksstark und lebensbezogen erkennbar und spürbar wird. Auch ich habe erlebt, dass solche Gottesdienste voll sind und auch junge Menschen sie besuchen. Wir brauchen also eine Kunst des Feierns, eine „Ars celebrandi“, die uns immer wieder neu zum Geheimnis Jesu Christi hinführt.

Weitere Aspekte der Evangelisierung sind Einmischung, gesellschaftliche Repräsentanz und eine diakonische Relevanz; das Evangelium

muss also gesellschaftlich antreffbar sein. Manchmal habe ich den Eindruck, dass wir in Deutschland unter Evangelisierung immer sehr stark den katechetischen Aspekt im Blick haben. Die Frage des diakonischen Dienstes für die Menschen um uns herum in ihren Nöten und Ängsten ist meines Erachtens ein ganz entscheidender Anknüpfungspunkt für das Zeugnis, gerade eines ohne Worte.

Fazit

In der so genannten Konzerthausrede Papst Benedikts XVI. am 25. September 2011 in Freiburg¹¹ schlug dieser eine Erneuerung der katholischen Kirche in Deutschland unter dem Stichwort „Entweltlichung“ vor. Er forderte, dass die Kirche ihrer Sendung dienen und in Bewegung kommen müsse mit dem Ziel, dass das Leben der Menschen gelingt, in dem sie auf den Zuspruch und den Anspruch Gottes eingehen. Ich denke, dies ist derzeit für die Kirche in Deutschland eine große Herausforderung, nicht nur bezogen auf das Religionsverfassungsrecht. Die Frage ist, wie Kirche und Staat in dieser besonderen Situation in Deutschland künftig agieren und in welcher Verbindung sie zueinander stehen werden. Dies betrifft natürlich auch den hohen Grad an Institutionalisierung und Bürokratisierung innerhalb der deutschen Kirche. Ich denke, dass wir in Deutschland eine Pastoral einüben werden, in der ein neues Ziel sich Bahn bricht, nämlich das des Einladens, des Zugehens auf Menschen und des Begleitens, wofür neue Grundhaltungen einzelner Christen und der Kirche als Ganze entscheidend sein werden. Letztlich scheint es mir für die Kirche in Deutschland wichtig, dass sie, bezogen auf das Gottes- und Menschenbild, das Wesentliche des Glaubens wiedergeben kann, dass sie darüber bezüglich unterschiedlicher, auch säkularer Transzendenzerfahrungen zu sprechen lernt und dass es ihr gelingt, Entschiedenheit mit Offenheit zu kombinieren.

11 Der Text der Rede kann eingesehen werden unter http://www.papst-in-deutschland.de/fileadmin/redaktion/microsites/Papstbesuch/Tagebuch/Reden_Papst/DT_25092011_SH_16_Konzert-haus_FB.pdf (letzter Zugriff: 12.02.2014).

Dr. Anna Hennersperger, Freising:

Herzlichen Dank für diese wichtige Grundlegung. Nun wenden wir uns unseren Nachbarn anhand zweier ausgewählter Länder zu. Der unvergessene Kardinal König hat schon zu kommunistischen Zeiten von Wien aus immer wieder versucht, die Kontakte in den Osten zu halten und das Tor einen Spalt weit zu öffnen. Ich habe bereits in der Nachwendezeit – von 1992 bis 1997 – Theologie in Wien studiert. Mein Doktorvater Paul Michael Zulehner hat zur Förderung der Kirchen in Ostmitteleuropa in der Folge der Wende das „Pastorale Forum“ gegründet, dessen Aufgabe es war und ist, Menschen zu unterstützen, in Wien Theologie zu studieren bzw. promoviert oder habilitiert zu werden. Diesem „Pastoralen Forum“ verdanke ich auch das Kennenlernen der beiden folgenden Referenten, und es freut mich sehr, dass der Kongress wieder persönliche Anknüpfungspunkte ermöglicht.

Diese zwei Experten geben uns nun Einblick in die spezifische Situation unterschiedlich geprägter Länder des ehemaligen kommunistischen Ostens. Zur Situation in Kroatien wird Dr. Tomislav Markić sprechen, zur Situation in Ungarn Professor Andras Máté-Tóth. Tomislav Markić ist Priester der Erzdiözese Zagreb und wurde 1995 geweiht. Er hat Theologie in Zagreb und in Wien studiert und an der Katholisch-Theologischen Fakultät Wien promoviert. Seine Dissertation trägt den Titel: „Frieden ist Werk der Gerechtigkeit. Der Einsatz der kroatisch-katholischen Bischöfe für den Frieden im Krieg in Kroatien 1991 bis 1995“. Dr. Markić war nach dem Studium unter anderem Bischofssekretär und Generalsekretär in der Vorbereitungsperiode zur Zweiten Diözesansynode in Zagreb. Er ist derzeit Bischofsvikar für die Laien und ständigen Diakone und Direktor des Pastoralinstituts der Erzdiözese Zagreb. Als Sekretär des Priesterrates und Konsultoren-Kollegiums, Mitglied des Klerus-Rates der Bischofskonferenz und auch Pfarrer der Pfarrei Königin des Friedens am Stadtrand von Zagreb, kennt er die pastorale Lage im katholisch geprägten Kroatien aus erster Hand.



Dr. Tomislav Markić, Zagreb

Zur Frage der Glaubensweitergabe. Erfahrungen aus Kroatien

Ich bedanke mich sehr für die Einladung zum diesjährigen Internationalen Kongress Renovabis und dafür, dass ich über die Glaubensweitergabe und meine Erfahrungen in Kroatien sprechen darf. Ich komme aus einem Land, das nicht immer genau weiß, wohin es gehört. Manche sagen, wir gehören zu Mitteleuropa, andere wieder zu Südosteuropa. Manche betonen wiederum den mediterranen Raum und andere bloß den Balkan. Wie immer es auch sein mag, sind in Kroatien immer noch all diese Einflüsse stärker oder schwächer zu spüren: die mitteleuropäischen, die mediterranen und auch die Einflüsse vom Balkan. Über die lange Geschichte hinweg erlebte Kroatien, oder zumindest Teile des Landes, verschiedene Formen von Unionen mit verschiedenen Herrschermächten wie Österreich-Ungarn, Venedig, dem Osmanischen Reich oder, als letzte Unionserfahrung, mit Jugoslawien. Im Jahr 1991 gelang es Kroatien nach fast 900 Jahren, die volle staatliche Souveränität wiederzugewinnen. Kroatien wird aber einen Teil dieser Souveränität im nächsten Jahr als 28. Mitgliedsstaat an die Europäische Union abgeben. Was die Religion und Konfession betrifft, ist Kroatien – wie bereits erwähnt – ein Land mit einer starken katholischen Mehrheit von etwa 88 Prozent der Bevölkerung. Darauf folgen mit 5,2 Prozent Agnostiker und Atheisten, 4,4 Prozent Orthodoxe und 1,3 Prozent Muslime. Auf einer fiktiven Säkularisierungsskala der Europäischen Länder würde sich Kroatien, zusammen mit Polen und Rumänien, im Spektrum der weniger säkularisierten Länder befinden. Die ehemalige DDR und Tschechien hingegen würden an der Spitze einer solchen Skala zu finden sein. Ungarn würde sich irgendwo in der Mitte dieser Skala befinden.

Rein kirchlich betrachtet gibt es in Kroatien insgesamt 17 Diözesen, die sich in die vier Kirchenprovinzen Zagreb, Split-Makarska, Rijeka und Dakovo-Osijek gliedern, wobei Zadar eine eigenständige Erzdiözese ist. In Kroatien wirken auch zahlreiche Männer- und Frauenorden, von denen die meisten der Franziskanerfamilie angehören. Stark vertreten sind auch Jesuiten, Dominikaner, Salesianer sowie die Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz und die Dienerinnen des Kleinen Jesus mit Generalhäusern in Zagreb sowie die Töchter der Göttlichen Liebe mit ihrem Mutterhaus in Wien. Was die Kirchenstruktur betrifft, sind auch die Kirchenbewegungen, die so genannten „Movimenti“, zu erwähnen, deren Wirkung immer stärker zu spüren ist und worüber später noch die Rede sein wird. All dies bildet den Kontext, in dem sich die in der Geschichte verankerte Weitergabe des Glaubens in Kroatien ereignet. Diese Prozesse geschehen zunächst einmal auf üblichen und vertrauten Wegen in den Familien, Pfarrgemeinden oder im Religionsunterricht der Schulen. Dazu kommen seit einiger Zeit auch einige neue Wege hinzu, wie unsere Zeitgenossen den Glauben entdecken, die ich im Anschluss an die Beschreibung der üblichen Formen näher erläutern werde.

Übliche Formen der Glaubensweitergabe

Bezüglich der üblichen Formen möchte ich mit der *Familie* beginnen. Der Papstbesuch 2011 in Kroatien stand ganz im Zeichen der Familie. Anlass war das erste nationale Treffen der kroatischen katholischen Familien. Papst Benedikt XVI. unterstrich auch bei dieser Gelegenheit die fundamentale Rolle der Familie für die Glaubenserziehung und lud die Eltern ein, sich zu verpflichten, ihre Kinder beten zu lehren und dies auch mit ihnen zu praktizieren, ihnen die Eucharistie zu erschließen, sie in das Leben der Kirche einzuführen, sowie im Kreis der Familie die Heilige Schrift zu lesen, um so das Familienleben mit dem Licht des Glaubens auszuleuchten. Die Familie war und ist immer noch der erste und wichtigste Ort der Glaubensunterweisung. Aber was ist zu tun, wenn diese Familien sich verändern und den Herausforderungen der Zeit anscheinend nicht gewachsen sind? Die Trends stimmen auch in Kroatien nicht optimistisch. Eheschließungen werden immer sel-

tener, die Scheidungen immer häufiger. Das Instrumentum laboris der für den Oktober geplanten Bischofssynode über die Neuevangelisierung nennt die Familie einen beispielhaften Ort der Evangelisierung, und in diesem Sinne räumt sie der Familie eine sehr wichtige Rolle ein. Die Aufgabe der Familie war von Beginn des menschlichen Lebens an die Erziehung und die Weitergabe des Glaubens, sodass ein tiefes Band zwischen Kirche und Familie entstand. Das Vorbereitungsdokument der Synode sieht auch in der Entstehung von Familiengruppen in Pfarreien oder geistlichen Bewegungen eine Chance, wie Familien Schwierigkeiten, denen sie begegnen, besser meistern und auf diese Weise auch ein Zeugnis des christlichen Glaubens geben können. Die Strukturen der Familienpastoral in vielen Diözesen Kroatiens unterstreichen gerade diesen Punkt. Besondere Bedeutung messen die Diözesaneinrichtungen für die Familienpastoral den Ehevorbereitungskursen bei, die auf der Ebene des Dekanats stattfinden. Es gibt auch eine ganze Reihe von diözesanen Eheberatungsstellen sowie Familienseminare, Kurse und Schulen, welche von den Diözesaneinrichtungen angeboten werden. So könnte man sagen, dass die Familie in Kroatien die Aufgabe der Glaubensweitergabe noch immer erfüllt. Sie braucht aber dabei eine viel stärkere Unterstützung von kirchlicher Seite. Zur Verdeutlichung: Bei Google findet man bis heute noch kein Resultat für das Stichwort „Das zweite Treffen der kroatischen katholischen Familienpfarreien“. Die kroatischen Bischöfe haben sich in diesem Dokument für die Vision der Pfarrei als eine Gemeinschaft von kleineren Gemeinschaften entschieden und dabei auf die Notwendigkeit einer Neuevangelisierung hingewiesen. Sie schrieben vor, in jeder Pfarrei sollten sich kleinere lebendige Glaubenskreise bilden, welche alle Schichten der Gläubigen ansprechen sollten. So sollte es zum Beispiel in jeder Pfarrei eine Familienbibel und eine karitative sowie liturgische Gruppe geben. Die Wirklichkeit sieht anders aus, aber die Erfahrung zeigt, dass dort, wo diese Gruppen bestehen, eine stärkere Lebendigkeit im Pfarrleben zu spüren ist.

Die Weitergabe des Glaubens findet in den Pfarreien aber vor allem in den Vorbereitungskursen zu Erstkommunion und Firmung, zur Eheschließung und in der Katechese statt. Die regelmäßige *Pfarrkatechese*,

welche alle Altersgruppen von Kindern und Jugendlichen umfasst, wird leider seit der Einführung des schulischen Religionsunterrichts vor ungefähr 20 Jahren stark vernachlässigt. Die Erwachsenenkatechese fehlt oft ganz, es sei denn, sie geschieht in den erwähnten Kleingruppen. Deshalb ist es interessant und richtungsgebend, dass die zwei Diözesansynoden in Kroatien, in Đakovo und Zagreb, insbesondere die Erwachsenenpastoral betonen. Einen neuen Ansporn in der Pfarrpastoral geben sicherlich die verschiedenen Animatoren, wie beispielsweise Religionslehrer, die sich in der Pfarrei ehrenamtlich betätigen. Die Kirche in Kroatien hat die Option gewählt, sich mehr auf das Ehrenamt der Gläubigen einzulassen als auf die sach- und fachkundige Arbeit ausgebildeter theologischer Experten, wie etwa der Pastoral- und Gemeindeassistenten. Eine Ausnahme bilden die 24 ständigen Diakone, die zur Zeit in sieben von 17 Diözesen tätig sind.

Einen institutionalisierten *Religionsunterricht* gibt es in Kroatien seit 20 Jahren. Es handelt sich um ein Wahlpflichtfach, das zu einem Pflichtfach wird, sobald ein Schüler oder seine Eltern Religion gewählt hat oder haben. Im Vertrag zwischen der Republik Kroatien und dem Heiligen Stuhl ist vorgesehen, dass der Religionsunterricht zwei Stunden wöchentlich stattfindet. Dies ist in vielen Mittelschulen immer noch nicht realisiert. Primär geht es im Religionsunterricht neben der Erziehungsdimension um die Vermittlung von Glaubensinhalten, was ihm auch eine evangelisierende Dimension gibt, nicht nur gegenüber Schülern, sondern auch gegenüber den Schulen als solchen, die noch vor etwa 20 Jahren ein Hort des Atheismus waren. Heute arbeiten in den Grund- und Mittelschulen von der 1. bis zur 8. Klasse insgesamt 2.590 Religionslehrer, davon 566 Religionslehrerinnen. Religionsunterricht und Pfarrkatechese sollen sich ergänzen, jedoch trifft man sehr häufig auf ein so genanntes Doppelprogramm: Sowohl in der Schule als auch in der Pfarrkatechese werden die gleichen Themen auf gleiche Weise behandelt. Bei der Einführung des schulischen Religionsunterrichts begann in den Pfarreien der traurige Prozess, dass die Pfarrkatechese unterschiedlicher Altersgruppen – mit Ausnahme der Vorbereitung auf die Erstkommunion und die Firmung – verschwand. Bis heute ist dieses Problem nicht gelöst und stellt eine Herausforderung auch im Sinne der

Neuevangelisierung dar, da im Religionsunterricht oft eine erste wirkliche Verkündigung und Vermittlung des Glaubens geschieht, was in einigen Familien nicht mehr stattfindet.

Neue Wege der Weitergabe des Glaubens in Kroatien

Einen neuen Ansatz in der Weitergabe des Glaubens findet man heutzutage bei verschiedenen kirchlichen Bewegungen und Gemeinschaften, die vor allem nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil entstanden sind. Die pastoralen Bemühungen dieser Gruppen, die auch als Frühling in der Kirche bezeichnet werden, trugen im Laufe der Jahre einige Früchte. Ihre Stärken liegen einerseits in der Personalisierung des Glaubens und andererseits in der Gemeinschaft, welche diesen personalisierten Glauben fördert, stärkt und vertieft. Zahlreiche internationale kirchliche Bewegungen sind in Kroatien zum Teil bereits über 40 Jahre präsent und tätig, also auch schon in der Zeit des Kommunismus: die Fokolarbewegung, die „Legio Mariae“, „Communione e Liberazione“, die Schönstattbewegung, die charismatische Erneuerung, der neokatechumenale Weg, die Gemeinschaft „Glaube und Licht“ und noch weitere. All diese internationalen Bewegungen und Gemeinschaften leisten schon seit vielen Jahren einen bedeutenden Beitrag zur Neuevangelisierung in Kroatien. Dazu kommen einige Bewegungen, die in Kroatien entstanden sind und zum Teil bereits international wirken, wie zum Beispiel die „Gemeinschaft MiR – Molitva i riječ“ (Gebet und Wort) oder die Bewegung um das Programm der Exerzitien im Alltag „Injigo“. Eine besondere Leistung bei der Evangelisierung der Gesellschaft kommt den professionellen katholischen Vereinen zu, deren Mitglieder z.B. Ärzte oder anderes medizinisches Personal, Journalisten, Lehrer, Kirchenmusiker und viele mehr sind. Einige Vereine haben einen besonderen Schwerpunkt auf die Evangelisierung in den Bereichen Jugend, Familie, behinderte, alte und arme Menschen, Ökumene, Frieden oder Ökologie gelegt. Eine besondere Gruppe der Laienbewegungen bilden wiederum die Gemeinschaften, die um einen Orden entstanden sind und in ihrer Obhut wirken, wie zum Beispiel die Franziskaner- oder Salesianer-Jugend.

Neue pastorale Initiativen

Unter den neuen pastoralen Initiativen, die zum Teil innerhalb der kirchlichen Strukturen initiiert wurden, ragen besonders die *Diözesansynoden*, von denen eine in Đakovo im Jahr 2002 beendet worden ist und eine andere nach längerer Vorbereitung nun bald in Zagreb beginnen wird, heraus. Die Vorbereitungsgruppe für die Diözesansynode hat in beiden Diözesen zahlreiche pastorale Prozesse angestoßen, die zum Teil schon beachtliche Früchte hervorgebracht haben. In Đakovo erneuerte sich so die gesamte Pfarrpastoral mit zahlreichen ausgebildeten Animatoren und in Zagreb gab es in der Vorbereitungsphase der Synode viele Prozesse in der Jugend- und Familienpastoral. Es wurde auch ein Pastoral-Institut errichtet, das bereits in der Vorbereitungsperiode einige Vorschläge umgesetzt hat, wie zum Beispiel die Wiedereinführung des ständigen Diakonats in der Erzdiözese Zagreb. Ähnliche Institutionen entstanden auch in Đakovo und Rijeka.

Eine besondere Pastoralinitiative fand in der Fastenzeit in der Stadt Zagreb statt. Es handelte sich dabei um die so genannte Städtemission, eine Initiative des Päpstlichen Rates für die Neuevangelisierung, die in fünf europäischen Städten durchgeführt wurde. In Zagreb verlief diese Mission im Rahmen zahlreicher Treffen der Bischöfe mit Jugendlichen, Katecheten, Religions- und anderen Lehrern, Sportlern, Veteranen, medizinischem Personal und Ordensschwestern, Katechumenen, Künstlern und Journalisten, und obwohl die Organisation der meisten Treffen gelungen war, besteht doch die Befürchtung, dass es sich um etwas Einmaliges handelte, was keine Fortsetzung gefunden hat und auch in Zukunft aller Wahrscheinlichkeit nach nicht finden wird.

Für kroatische Verhältnisse sind auch die *katholischen Schulen* ein Novum, da die meisten erst nach den demokratischen Reformen bzw. nach dem Erreichen der staatlichen Souveränität gegründet worden sind. Heute gibt es zwölf Gymnasien und zwei Grundschulen. Meines Erachtens könnte die Kirche in Kroatien in diesem Sinne noch viel mehr leisten, besonders wenn man die Leistungen der katholischen Bildungszentren im benachbarten Bosnien und Herzegowina betrachtet,

die von einer ärmeren Kirche getragen werden und dennoch auf dem Gebiet der Bildung sehr viel mehr unternehmen. In Kroatien ragt in diesem Sinne die Diözese Požega mit zwei Gymnasien, einer Grundschule und einem Internat, in dem die Schüler auch wohnen können, heraus. In dieser Diözese wurde auch das erste katholische Krankenhaus durch die Barmherzigen Brüder errichtet.

Ein Novum ist außerdem die *Kroatische Katholische Universität*, die von der Erzdiözese gegründet wurde und vor zwei Jahren den Betrieb aufgenommen hat. Zur Zeit studieren dort 200 Studenten Geschichte, Soziologie oder Psychologie. Die Zahl der Studenten wächst von Jahr zu Jahr, und weitere geplante Studienrichtungen werden unter anderem Ökologie, Pflegewissenschaften und Wirtschaft sein.

Auch das *Erwachsenen-Katechumenat*, das zwar seinen Höhepunkt bereits im Jahr 1992, also bald nach der Wende, hatte, ist eine pastorale Initiative im Sinne der neuen Evangelisierung. Besonders in größeren Stadtpfarreien gibt es jährlich noch immer eine beachtliche Anzahl von Erwachsenengruppen, die entweder für die Taufe oder andere Sakramente der christlichen Initiation vorbereitet werden. Hier seien auch die großen Glaubensseminare erwähnt, die für viele Menschen, aber gerade auch für kirchlich Distanzierte, eine Initialzündung hin zu einem aktiveren Glaubensleben bewirkten. Die Aufzählung der neueren Initiativen im Sinne der Neuevangelisierung in Kroatien wäre nicht komplett, ohne die *Medien* generell, und insbesondere den kroatischen katholischen Rundfunk, aber auch „Radio Maria“ zu nennen, die insgesamt ein breitgefächertes Publikum ansprechen. Dennoch ist bisher noch ein Defizit bei der Nutzung des Internets zur Neuevangelisierung anzumerken, wo es noch sehr vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten gibt.

Herausforderungen und Perspektiven

Die geschilderten Beispiele zur Weitergabe des Glaubens und zur Neuevangelisierung stellen sicherlich nicht alles, was in Kroatien auf diesem Gebiet geschieht, dar. Doch schälen sich schon aus dieser Be-

schreibung einige Fragen, Herausforderungen und Perspektiven heraus, von denen ich einige erwähnen möchte. Zuerst stellt sich die Frage, ob die Neuevangelisierung die fundamentale Option der Kirche in Kroatien ist. Nach vielen und langen Sitzungen in verschiedenen kirchlichen Gremien frage ich mich oft, ob es wirklich so ist. Wenn man den Zeitaufwand, der für die Erörterung der neuen pastoralen Initiativen im Sinne der Neuevangelisierung betrieben wird, mit jenem vergleicht, der für materielle, personelle und anderen Fragen aufgewendet wird, scheint es mir, dass es zu einer Umkehr kommen sollte. Das angekündigte „Jahr des Glaubens“ könnte ein guter Anlass dafür sein. Weiterhin stellt sich die Frage, ob die Familie wirklich die Priorität aller Prioritäten in der Pastoral ist, wie man es in letzter Zeit als Schlagwort hören kann. Das wunderschöne Bild vom letzten Papstbesuch in Kroatien, für das das erste nationale Treffen der kroatischen und katholischen Familien als Anlass, ja, einige sagen auch als Kulisse diente, lässt hoffen, dass die Evangelisierung in den Bereichen Ehe und Familie doch eine Priorität auf allen Ebenen der Pastoral werden könnte. Auch hier ist eine Art pastoraler Umkehr notwendig, in der man Familien nicht mehr als Objekte, sondern vielmehr als Subjekte und Partner in die Pastoral mit einbeziehen sollte. Die Kirche ist sich bewusst, dass Ehe und Familie die wertvollsten Güter der Menschheit sind und die Zukunft der Menschheit gerade von der Familie abhängt. Deshalb ist festzustellen, dass die Neuevangelisierung eine neue Pastoral braucht, eine personalisierte, eine gemeinde- und gemeinschaftsbezogene und eine mystagogische. Die Neuevangelisierung braucht auch eine neue Pfarrei. Oder anders gesagt, die Neuevangelisierung schafft eine neue Pfarrei, die sich als Gemeinschaft vieler Gemeinschaften versteht, die ein Dach für alle Seelen anbietet, die die Milieus und die Gegenwart, die Freuden und die Hoffnungen, die Trauer und Ängste der Menschen von heute besser kennt und versteht. Darin steckt eine Vielfalt von Chancen, den pastoralen Horizont von Kirche und Gemeinde zu erweitern.

Auch die Antworten, die während der Vorbereitung der Synode über die neue Evangelisierung angekommen sind, betonen, dass die Pfarrei ins Zentrum der neuen Evangelisierung zu stellen ist. Denn als Gemeinschaft von Gemeinschaften ist sie nicht nur Verwalterin religiöser

Dienstleistungen, sondern Ort der Begegnung für Familien, Förderin von Gruppen zur Lektüre der Schrift und den Einsatz von Laien. Sie ist ein Ort, an dem man dank der Sakramentenpastoral, die dort in ihrer wahren Bedeutung gelebt wird, eine wirkliche Erfahrung von Kirche macht.

Die Neuevangelisierung beinhaltet auch eine neue Beziehung zur Heiligen Schrift. Eine neuere Untersuchung aus Đakovo über christliche Identität und Familie zeigte, dass eine große Mehrheit, das heißt fast 90 Prozent der Befragten, glaubt, dass die Bibel Wort Gottes ist, wobei 80 Prozent der Befragten sie nicht liest. 73 Prozent denken, dass die Bibel mit ihren Botschaften auf ihre Ehe keinen Einfluss nehmen kann – darunter auch 45 Prozent jener, die sonntäglich in die Messe gehen. Deshalb schlagen die Autoren der Studie einen zehnjährigen Pastoralplan vor, der die Heilige Schrift wieder ins Zentrum rücken soll. Das korrespondiert auch mit dem, was im postsynodalen Schreiben „Verbum Domini“ steht: „Wenn wir die Zentralität des göttlichen Wortes im christlichen Leben wiederentdecken, finden wir den tiefsten Sinn dessen wieder, was Papst Johannes Paul II. nachdrücklich angemahnt hat: die *missio ad gentes* fortzusetzen und mit allen Kräften eine Neuevangelisierung vorzunehmen, vor allen in den Nationen, in denen das Evangelium durch einen weitverbreiteten Säkularismus in Vergessenheit geraten oder den meisten Menschen gleichgültig geworden ist“ (Verbum Domini, Nr. 122).

Ein besonderes Bewährungsfeld der Neuevangelisierung in Kroatien sind sicherlich auch die Bereiche Gesellschaft, Kultur, Politik, Wissenschaft und Wirtschaft. Hier hat die Soziallehre der Kirche großes Gewicht, und die Gläubigen haben die wichtige Aufgabe, die Prinzipien und Grundhaltungen der Soziallehre wie einen Sauerteig oder als Licht der Welt zu begreifen und, indem sie danach leben, eine Bereicherung für die kroatische Gesellschaft zu werden. Das neue Dokument der kroatischen Bischofskonferenz „Für das Leben der Welt – die pastoralen Richtlinien für das Laienapostolat in der Kirche und Gesellschaft Kroatiens“, ist vor Kurzem mit diesem Ziel verfasst worden und wartet noch auf eine stärkere Verwirklichung.

So wird die soziale Evangelisierung auch zu einer Art der Neuevangelisierung, die nicht ohne den Begriff des *Dialogs* auskommt. Dieser Begriff ist meiner Ansicht nach heutzutage in Vergessenheit geraten oder zumindest zugunsten anderer Begriffe zweitrangig geworden. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil war der Dialog in aller Munde und ein Schlüsselbegriff, der ausdrückte, worauf es im Miteinander insbesondere von Christen, aber auch Nicht-Christen, ankommt, denn in einem echten Dialog werden die Menschen wegen ihrer unantastbaren Würde als Dialogpartner verstanden und gesehen. Deshalb sollte meiner Meinung nach gerade der Dialog zu einem wichtigen Bestandteil der Neuevangelisierung werden, vor allem im gesellschaftlichen und ökumenischen Bereich.

Nicht zuletzt gehört auch das *diakonische Zeugnis* zur Neuevangelisierung. Hier hat die Kirche in Kroatien eine lange Erfahrung, da die erste Diözesancaritas noch unter dem seligen Kardinal Aloisius Stepinac in den 1930er Jahren gegründet worden ist. Die Caritas durfte auch während des Kommunismus beschränkt wirken. Im letzten Krieg leistete gerade sie eine sehr wichtige Arbeit, die viele Kriegswunden geheilt hat.

Schlussfolgerung

Kroatien ist ein Land, in dem Glaube, traditionelle christliche Volksfrömmigkeit und Religiosität im Vergleich zu anderen europäischen Ländern noch immer lebendig gehalten werden und somit sicherlich wertvolle Ressourcen für die Zukunft sind. Dieses Erbe droht aber durch die Konfrontation mit komplexen Prozessen, allen voran der Säkularisierung, verloren zu gehen. „Nur eine neue Evangelisierung kann die Vertiefung eines reinen und festen Glaubens gewährleisten, der diese Traditionen zu einer Pracht wahrer Befreiung zu machen vermag“, schrieb Papst Benedikt XVI. in „*Ubi cumque et semper*“, einem Apostolischen Schreiben, das für Kroatien, aber auch für andere Nationen Anwendung findet und mit dem er den Päpstlichen Rat zur Förderung der

Neuevangelisierung errichtet hat.¹ Am Anfang jeder Evangelisierung steht kein menschliches Streben, sondern vielmehr der Wunsch, das unschätzbare Geschenk zu teilen, das Gott uns machen wollte, nämlich dass er uns an seinem eigenen Leben teilhaben lies. Dazu bietet sich uns eine großartige Chance, das „Jahr des Glaubens“, in dem wir nicht nur in Kroatien eine einzigartige Gelegenheit zur pastoralen und sozialen Umkehr sowie zu einem Mentalitätswechsel erhalten werden. Es beinhaltet für alle Christen die Möglichkeit, wieder die Freude am Glauben zu entdecken und die Begeisterung in der Weitergabe des Glaubens wieder zu finden. Weil „Deus Caritas est“, Gott die Liebe ist, wird es nicht möglich sein, in Kroatien und anderswo in der Neuevangelisierung voran zu schreiten ohne das persönliche Glaubenszeugnis eines christlichen Lebens und Liebens.

Dr. Anna Hennersperger:

Danke, Herr Bischofsvikar Dr. Markić, für diesen umfassenden und ehrlichen Einblick in die Situation der Kirche in Kroatien, die sich im Umbruch befindet.

Wir befassen uns nun mit einem Land, das teilweise an Kroatien angrenzt. Dazu wird Professor Dr. András Máté-Tóth referieren, Inhaber des Lehrstuhls für Religionswissenschaften an der Universität Szeged und Privatdozent an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Die Studie „Aufbruch“², die 1997 auf den Weg gekommen ist, war ein Forschungsprojekt über die gesellschaftliche Positionierung der christlichen Kirchen vor und nach dem Kommunismus. Sie weist Professor Máté-Tóth als einen der führenden Pastoraltheologen für Ost- und Mitteleuropa aus. „Nicht wie Milch und Honig. Unterwegs zu

1 Apostolisches Schreiben „Ubicumque et semper“ in Form eines „Motu Proprio“ vom 21.09.2010; deutscher Text unter http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/apost_letters/documents/hf_ben-xvi_apl_20100921_ubicumque-et-semper_ge.html (letzter Zugriff: 07.02.2014)

2 Ausführliche Hinweise zur Aufbruch-Studie („Gott nach dem Kommunismus“), die auf Befragungen der Jahre 1997 und 2007 zurückgehen, finden sich auf der Homepage eines der Initiatoren, Professor Dr. Paul Michael Zulehner, unter <http://www.zulehner.org/site/forschung/osteuropa> (letzter Zugriff: 11.02.2014).

einer Pastoraltheologie Ost(Mittel)Europas“ ist eine der Veröffentlichungen, die basierend auf dieser Studie entstand und für die Professor Máté-Tóth sehr stark persönlich zeichnet. Er befasst sich heute unter anderem mit den Forschungsschwerpunkten „Neue religiöse Bewegungen“ und „Geistliche Erneuerung“. Insofern, aber nicht nur deshalb, weiß er um die aktuelle Lage in seinem Heimatland Ungarn und gibt im Folgenden einen Einblick in die religiöse Situation.

Neue Wege des Glaubens in Ungarn



Ich begrüße all jene, die ich schon lange Jahre kenne, und auch Sie alle, die ich erst jetzt kennenlernen darf. Ich komme aus Ungarn und darf mit einem Witz beginnen: Marx ist gestorben, Nietzsche ist gestorben und Gott lebt immer noch – aber ich fühle mich doch nicht so richtig wohl. Wie

gerade erwähnt wurde, haben wir zusammen mit zahlreichen Pastoraltheologinnen und -theologen aus der Region Ost- und Mitteleuropas eine umfangreiche Langzeitstudie durchgeführt, deren Ergebnisse ich zusammen mit meinem guten slowakischen Theologenfrend, Pavel Miklušćák, zusammengefasst habe und die den Titel „Nicht wie Milch und Honig“¹ trägt. Obwohl das Buch vor mehr als zehn Jahren erschienen ist, muss man feststellen, dass die Verhältnisse in Ungarn – und wahrscheinlich auch in anderen ostmitteleuropäischen Ländern – immer noch nicht wie Milch und Honig sind.

Beginnen möchte ich mit einem Zitat aus dem Apostolischen Schreiben „Evangelii Nuntiandi“ von Papst Paul VI. Darin heißt es: „Die Kirche, Trägerin der Evangelisierung, beginnt damit, sich selbst zu evangelisieren.“² Ich hoffe, dass all das, was ich sagen werde, wirklich unter dem Motto „ein Ringen, ein ständiges Dilemma“ steht. Was ist angemessen, was sind die Grundinspirationen des lebendigen Wortes? Inwieweit

1 András Máté-Tóth, Pavel Miklušćák: Nicht wie Milch und Honig. Unterwegs zu einer Pastoraltheologie Ost(Mittel)Europas (Gott nach dem Kommunismus). Ostfildern 2000.

2 http://www.vatican.va/holy_father/paul_vi/apost_exhortations/documents/hf_p-vi_exh_19751_208_evangelii-nuntiandi_ge.html, Zitat in Punkt 15 (letzter Zugriff: 10.02.2014).

kommen Provokationen von Seiten der Kultur? Aber auch: Was sind die Schwächen, mit denen wir fertig werden müssen? In Ungarn wie wahrscheinlich auch in manchen anderen ost- und mitteleuropäischen Ländern wurde nach der großen Wende und nach dem Fall der Berliner Mauer eine so genannte Identitätspolitik betrieben. Das bedeutet, dass man weniger darauf achtet, wie etwas praktisch zu lösen ist, sondern man versucht, in einer ständigen gesellschaftlichen Diskussion zu bestimmen, was die Essenz ist. Was heißt es daher, ein Ungar zu sein? Was ist die Nation? Was ist die Kirche? Noch viele weitere Fragen ließen sich stellen. Diese Art von Politik belastet die heutige Situation in Ungarn und in anderen Ländern außerordentlich, weil fast alle Kräfte dafür gebraucht und manchmal verbraucht werden, um in theoretischen Sätzen eine unvorstellbare und unmögliche Einheit zu schaffen. Unsere heutige Kultur macht es unmöglich, eine volle Übereinstimmung darüber zu erzielen, was Nation, Staat und Christentum überhaupt bedeuten. Sowohl die kulturelle als auch die politische Situation in Ungarn sehen so aus, dass man nach dem Fall des Kommunismus versuchte, sehr klar antikommunistisch zu sein und sich der Vergangenheit zu entledigen. Aber dieses grundsätzliche „Nein“ zur Vergangenheit verhindert eine analytische Sichtweise, um zu erkennen, was in der Vergangenheit wirklich schlecht und was vielleicht auch gut war. Warum hat uns, christlich gesprochen, Gott durch seine Vorsehung den Kommunismus erleben lassen – und hat uns das auch zu weiteren Einsichten geführt? Welche Sünden begingen wir im Rahmen des Kommunismus? Aber auch der Nationalismus bestimmt die grundsätzliche Politik und den gesellschaftlichen Diskurs. Was unsere Religion und auch Ungarn anbetrifft, so würde ich die These wagen, dass nach der Wende auch das Christentum in diesen Ländern nicht zu Christus, sondern zum Nationalismus zurückgeführt hat, der eine große Last und Bewegungskraft in unseren Ländern ist, von denen die meisten ihre staatliche Souveränität erst vor zehn bis zwanzig Jahren zurückgewinnen konnten. Natürlich wollen sie Nation in der globalen Zeit der Entnationalisierung mit einem Aufbruch der nationalen Grenzen und in einer europäischen Zeit sein. Mein Vorredner hat treffenderweise den Begriff der gleichzeitigen Ungleichzeitigkeit verwendet. Was Nationalbewusstsein, Nationalstolz und Nationalismus anbetrifft, ist dies auch in Ungarn der Fall.

Als letzten Punkt möchte ich den Kontext nennen: Vor ein paar Monaten habe ich in Sarajevo das merkwürdige Wort „Ethnoklerikokapitalismus“ gehört. Wenn Sie lachen, dann wissen Sie bereits, worum es geht, und ich brauche es nicht auszuführen. In unseren Ländern sieht es also so aus, dass wir irgendwie die positive sozialistische Kritik am Kapitalismus nicht mitlernen konnten. Unsere westlichen Mitbrüder und -schwestern haben dies seit dem Zweiten Weltkrieg oder schon früher gelernt, nicht zuletzt mit Hilfe der kirchlichen Soziallehre. Nach dem Fall der Mauer rennt nun jeder in einer naiven Hoffnung seinem Glück, Geld und Kapital hinterher, und viele glauben nicht an Jesus Christus, sondern an die Selbstregulierung des Marktes. Dieser Kapitalismus wird zum Ethnokapitalismus, wenn er gepaart ist mit einem starken Nationalgefühl und mit der starken grundsätzlichen Betonung der nationalen Souveränität und Selbstständigkeit. In vielen Ländern, teilweise auch in Ungarn, geschieht dies nicht zuletzt mit der Hilfe der klerikalisierenden und wiedererstarkten Kirche, die die Gesellschaft durch diese Umbruchphase begleitet oder besser gesagt: die Politik der oft rechtsgerichteten Regierungen unterstützt.

Außenwirkung der Kirche

Was die Außenwirkung der Kirche anbetrifft, so möchte ich diese unter dem Begriff der „Unsicherheit“ subsummieren. Die katholische Kirche in Ungarn, und nicht nur die in Ungarn, ist eine Kirche der Unsicherheit. Dies meine ich jedoch nicht zwangsläufig im negativen Sinne. Begründen kann man dies unter anderem durch die heutige komplizierte Situation in Ungarn und anderswo. Es ist schwierig, diese zu begreifen, gut zu analysieren und daraus durch gute Analysen und gute Gebete auf die richtige Praxis zu kommen. Unsicherheiten sind also willkommen, und manchmal sind sogar die vermeintlichen Sicherheiten die suspektsten. Nun resultiert aber aus solcher Sicherheit manchmal Schweigen. Hierzu würde ich sagen und auch zur Diskussion stellen, dass in der katholischen Kirche Ungarns ein *dreifaches Schweigen* vorherrscht:

Erstens aufgrund der Unterdrückung: Auch in Ungarn mussten sehr viele Menschen langjährige Unterdrückung erleiden, weil sie Christen sind. Deshalb haben sie Schweigen gelernt und tun dies aufgrund der immer noch vorhandenen Unterdrückungserfahrungen auch weiterhin. Zweitens: Bei all der Kakophonie der Worte birgt das Schweigen die größte und tiefste Weisheit, die man dieser Disharmonie entgegenbringen kann. Und drittens: Wir schweigen, weil wir das Evangelium, das Wort Gottes, vergessen und nichts mehr zu sagen haben.

Alle drei Arten des Schweigens treffen in Ungarn sowohl für die katholische als auch für die protestantischen Kirchen zu. Deshalb ist es schwierig, eine Evangelisierung in einer solchen kulturellen und religiösen Situation zu beginnen und zu meistern. Man kann jedoch mit großer Sicherheit sagen, dass gerade nach dem 50. Jahrestag des Beginns des Zweiten Vatikanischen Konzils die katholische Kirche auf die *nationalistische Versuchung* im Katholizismus eine Antwort geben sollte, um die Nähe zum Evangelium und zur kirchlichen Tradition zu gewährleisten. Und gerade auf diesem Kongress, wo wir aus den mittel- und osteuropäischen Regionen zusammen kommen, müssten wir vielleicht Vorreiter dieser konstruktiven katholischen Antwort werden. Ein Beispiel ist, dass sich in Ungarn sehr viele Pfarreien und christlich gesinnte Privatpersonen häufig mit der Landkarte Großungarns, das heißt, dem Ungarn von vor 100 Jahren, schmücken, sei es als Autokennzeichen oder als Bild in der Pfarrei. Ich denke, gerade wegen dieser Landkarte müsste ein katholischer Priester aus Ungarn seine slowakischen, serbischen und rumänischen Mitchristen und -katholiken um Verzeihung bitten. Und natürlich fordere ich im gleichen Atemzug, dass Sie, alleamt Christen aus der Slowakei, aus Serbien und Rumänien auch dafür eintreten, dass Katholizismus wichtiger wird als Ethnizismus und Nationalismus. Dies ist die Aufgabe der Kirche, wenn sie das Evangelium auch heute aktuell verkünden will und nicht nur für die Archive.

Aber blicken wir nicht nur darauf, was die Kirche nach außen zeigt, sondern schauen wir auch darauf, wie sie sich nach innen gibt. Ich denke an diese Kirche und an diese Nation mit einer leidenschaftlichen Liebe und beobachte, dass viele Christen und Amtsträger zwischen Traditio-

nalismus und Spiritualismus die Wege der Verkündigung und der Nachfolge suchen und wenige zwischen Tradition und christlicher Spiritualität. Das ist ein großer Unterschied. Ich zitiere einen aus Ungarn stammenden, aber in Innsbruck wirkenden Freund, den 2003 verstorbenen Soziologen Julius Morel SJ, der sagte: „Tradition ist der lebendige Glaube der Verstorbenen. Traditionalismus ist der verstorbene Glaube der Lebendigen.“ Ich kann sehr gut verstehen, dass nach der Wende nicht prompt eine adäquate, kontextuell gerechte Theologie und Verkündigung vorhanden war; das musste man erst methodisch und, noch mehr, inhaltlich erlernen, ausarbeiten, erbitten und aus der Tiefe erleben. Aber nach über zwanzig Jahren ist folgende Frage doch wohl berechtigt: Gibt es bereits eine angemessene und eigene theologisch-christliche Sichtweise im Kontext der Erfahrungen nachkommunistischer Länder oder noch nicht? Die große Versuchung liegt darin, dass man sich eine christliche Sichtweise im Sinne einer Neuauflage aneignet, also eine sogenannte Reprint-Sichtweise, indem die Spiritualität aus den dreißiger oder vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts neu aufgelegt wird, oder eine Copy-Sichtweise, d. h. die Werke aus den USA, Deutschland oder Italien werden kritiklos einfach übernommen. Bewegungen etablieren sich und machen dasselbe in Ungarn wie in Rom. Aber wo ist die vertiefte Einheit, dieses Ringen um die Kultur von heute und um die Chancen der Evangelien und des lebendigen Wortes Gottes? Im Spiritualismus sagt man, dass der Mensch in der wahren und wirklichen Spiritualität Gott ausgeliefert ist. Bei all dem spirituellen und psychologisierenden Kitsch ist die Versuchung sehr groß, dass kirchliche Verbände dies übernehmen, da es sich gut verkauft bzw. die Leute es im Internet anklicken. Dann laden sie die Menschen dazu ein und denken, dass verschiedene neue spirituelle Einsichten wirklich in die Nähe der provozierenden Botschaft Jesu Christi führen. Wenn aber die Christen in Ländern wie beispielsweise Ungarn nicht die prophetische Botschaft verkündigen können, wer sonst? Dann muss Gott wirklich aus Steinen Propheten wecken.

Es ist wichtig einzusehen, dass in Ungarn – und ich denke, gar nicht nur in Ungarn – weniger eine pastorale Krise als eher eine Glaubenskrise vorherrscht. Und gerade im „Jahr des Glaubens“ ist es vielleicht ein

guter Anlass, dass man nicht so sehr die Erhaltung der bürokratischen Institutionen der Kirche in den Vordergrund stellt, sondern vor allem die Bibel und das Wort Gottes. Es geht aber nicht nur um die internen und externen Angelegenheiten der Kirche, sondern auch um deren Zukunft. Hierzu muss ich bekennen, dass ich vor zehn Jahren diesen Vortrag sicher nicht in dieser Form gehalten hätte, weil ich zu kritisch war und den Blick für das Positive nicht hatte. Gott sei Dank hat sich mein Blick verändert. Ich möchte als Christ und katholischer Theologe meinen Glauben daran bekennen, dass Evangelisierung hauptsächlich und vor allem ein Geschenk Gottes ist. Die Kirche hat hierbei die Chance, bei der Evangelisierung vor Gott mit tätig zu werden.

Überraschend sind, nicht nur im persönlichen Leben, immer wieder die friedensstiftenden Begegnungen und insbesondere die Erfahrungen, dass es in interethnischen und internationalen Beziehungen auf Frieden ankommt. Die selbstlose Hingabe vieler Christinnen und Christen, die in der Pfarrei und im zivilen Bereich so viel Gutes tun, hält Ungarn irgendwie zusammen und stimmt uns hoffnungsvoll und positiv. Ein weiteres Beispiel sind die Kirchengemeinden, die sich im Rahmen vieler Aktivitäten für kleine Gruppen von Gläubigen bzw. von guten Priestern ständig um die Erneuerung im Geiste bemühen und auf dem Acker Gottes nicht müde werden. Dann erwähne ich die spirituelle und strukturelle Erneuerung mancher Ordensgemeinschaften. Wunderbar ist zu beobachten, wie manche in Ungarn wirkenden Ordensgemeinschaften sich in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren erneuert haben und wie viele glückliche Gesichter man während der Liturgie oder im alltäglichen Gespräch mit den alten und jungen Schwestern und Brüdern sehen kann. Dies gilt ebenso für die offene und kreative Intelligenz der jungen Theologinnen und Theologen. Es gibt eine neue Theologengeneration, und alle, die nach der Wende eine neue Theologie und wirklich konziliare Theologie außerhalb Ungarns studiert haben, sind wieder nach Ungarn zurückgekommen und warten nun darauf, dass sie zu Professoren ernannt werden. Ich hoffe, dass dies auch geschehen wird, aber wir müssen abwarten.

Viele Gläubige üben berechtigte Kritik an den zivilen und ekklesialen Verhältnissen. An der kommunistischen Partei gab es immer zwei Kritiken: Eine berechtigte genossenschaftliche Kritik und eine feindliche Kritik. Natürlich entschied der Parteisekretär, welche Kritik zutreffend war. Und anscheinend braucht man auch in der Kirche in Ungarn, und vielleicht auch nicht nur in Ungarn, Mut, sich in irgendeiner Form und selbstverständlich im Sinne einer genossenschaftlichen Kritik kritisch zu äußern. Wir befinden uns im ständigen Ringen um die lebendige Wahrheit und um eine angemessene Pastoral. Dies findet in Diözesansynoden, in vielen Gesprächen, in Gremien der verschiedenen neuen Initiativen und vielem mehr statt.

Beschließen möchte ich mit demselben Zitat, das ich als Motto im Zusammenhang mit dem Jahr des Glaubens gewählt habe: Die Kirche beginnt als Trägerin der Evangelisierung damit, sich selbst zu evangelisieren. Gerade dies muss ich zuerst gegenüber mir selbst, aber auch gegenüber meinen Landsleuten in Ungarn und auch den Leuten hier und anderswo noch einmal deutlich wiederholen.³

3 Die Überarbeitung des Vortrages wurde gefördert durch das Nationale Exzellenz-Programm in Ungarn (TÁMOP-4.2.4.A/2-11/1-2012-0001).

Diskussion zu den Referaten von Dr. Hubertus Schönemann, Dr. Tomislav Markić und Professor Dr. András Máté-Tóth

Moderation:

Dr. Anna Hennersperger, Freising

Anwalt des Publikums:

Burkhard Haneke, Freising

Dr. Anna Hennersperger:

Vielen Dank, Herr Professor Máté-Tóth, für das engagierte Referat zur Situation in Ungarn und die Schilderung aus Ihrer Perspektive.

Nun sollten wir die Zeit nutzen, um mit den Anwesenden ins Gespräch zu kommen und Fragen aufzunehmen.

Um Einheit in der durch die drei Referate offenkundig gewordenen Vielfalt herzustellen, muss man nicht unbedingt die drei unterschiedlichen Ländersituationen in Einklang bringen. Wir haben einmal mit unserem Institut für Theologische und Pastorale Fortbildung eine Exkursion ins Bistum Magdeburg unternommen. Dabei sind wir mit folgender Aussage konfrontiert worden, die Altbischof Leo Nowak zugeschrieben wird: „Die Menschen haben vergessen, dass sie Gott vergessen haben.“ Ich denke, wir befinden uns heute in einer solchen Situation, und diese Aussage drückt nochmals in aller Schärfe das aus, was vor sich gegangen ist über die Jahrzehnte hinweg, nicht nur während der Zeit des Kommunismus. Wie aber kann man Menschen, denen nichts fehlt, wenn sie nicht in Beziehung zu Gott stehen, geschweige denn zur Kirche gehen, von Gott erzählen, sie also evangelisieren? Können Sie hierzu etwas aus Ihrer Perspektive einbringen?



Dr. Hubertus Schönemann:

Von Karl Rahner stammt der Ausspruch, dass der Atheist ein pastoraler Glücksfall ist, weil man sich mit ihm noch auseinandersetzen kann. Genau dieses Thema sprechen Sie an. Problematisch ist, dass das Wort „Gott“ und dessen „Grammatik“ bei manchen Menschen nicht bekannt und der Erfahrungsbezug einfach nicht vorhanden ist. Genau dies aber meint Säkularität in ihrer drängendsten Bedeutung im eigentlichen Sinn. Die Sozialwissenschaftlerin Professor Dr. Monika Wohlrab-Sahra vom Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig stellte am Leipziger Hauptbahnhof jungen Menschen folgende Fragen: „Würden Sie sich eher als christlich oder eher als atheistisch einschätzen?“ Worauf nach kurzer Überlegung folgende Antwort kam: „Keines von beidem, einfach normal.“ Also selbst der atheistische Entwurf wird von diesen Menschen nicht geteilt. Sie sagen, es sei normal, überhaupt keinen Bezug zu Religion zu haben, nicht einmal in ihrer Bestreitung. Für die neuen Länder kann man sicher sagen, dass die Vertreter des Atheismus in seiner kämpferischen Form in der Minderheit sind, dass sich aber die Mehrheit der nicht-konfessionell gebundenen Menschen dort nochmals in zwei Bereiche aufteilt: einerseits jene, die wirklich nicht ansprechbar sind, weil ihnen die Grammatik als Basis fehlt, und andererseits Menschen, mit denen man sich ganz offen über Kirche unterhalten kann und die ganz aufgeschlossen sind, obwohl sie selbst nicht aktiv am Kirchenleben teilnehmen. Und beides geschieht. Diese Situation sollte uns nicht mutlos machen und verstummen lassen. Sie enthält auch Chancen, Christsein neu als Lebensoption vorzustellen.

Wo jedoch die Grammatik als Grundlage fehlt, da funktioniert nur das persönliche Lebenszeugnis. Viele Konfessionslose engagieren sich aus humanistischen Gründen sozial. Hier gibt es Kontaktflächen mit gesellschaftlichem Engagement aus christlicher Motivation. Papst Paul VI. hat in „*Evangelii nuntiandi*“ gesagt, das erste Zeugnis ist das Zeugnis ohne Worte, das Zeugnis des Lebens. Erst dann kann irgendwann einmal das explizite Zeugnis des Wortes kommen. Franz von Assisi wird ein Wort zu seinen Mitbrüdern in den Mund gelegt: „Verkündet das Evangelium und, sollte es nötig sein, auch mit Worten!“ Wir müssen uns vom Druck frei machen, alle gewinnen zu müssen.

Dr. Anna Hennersperger:

Eine Frage an Dr. Markić: Sie haben die Spannung zwischen der etwas vernachlässigten Pfarrkatechese zum einen und den Events, beispielsweise der Stadtmission, aufgezeigt und darauf hingewiesen, dass dies möglicherweise nur ein Strohfeder sein könnte. Wie kann denn die Spannung ausgehalten werden? Schließlich leben wir in einer Eventkultur, und ich denke, dies entspricht wohl auch den Bedürfnissen der Menschen. Letztlich geht es dann aber um die Vertiefung und darum, an den guten Kern des Evangeliums heranzukommen. Welche Möglichkeiten sehen Sie diesbezüglich derzeit?

Dr. Tomislav Markić:

Genau dies ist der springende Punkt, weil Events gut und interessant sind, aber was danach kommt, ist eine Frage, die wirklich schwierig zu beantworten ist. Bei uns wurde vor zwanzig Jahren der Religionsunterricht eingeführt. Als die Pfarrsäle und -hallen bedauerlicherweise fast leer blieben, hat man die Glaubensunterweisung an die Schulen verlagert. Dies war gut und notwendig, aber wir haben damals in den Pfarreien auch sehr viel verloren. Nun gibt es den Appell, die Katechese wieder in den Pfarreien einzuführen, und zwar für alle Altersgruppen, auch für Erwachsene, was als schwierig angesehen wird. Auch in meinem Land ist dies eben die aktuelle Situation, obwohl faktisch 85 Prozent der Bevölkerung katholisch sind und obwohl fast alle an die Bibel und an Gott glauben. Es ist meines Erachtens typisch für Kroatien, dass das Glauben an sich leicht ist, aber die Folgen dieses Glaubens als wesentlich schwieriger anzusehen sind.

Dr. Anna Hennersperger:

Wie, Herr Professor Máté-Tóth, können die Christen in Ungarn, die aus dem Evangelium heraus leben, die Kirche evangelisieren? Können Sie ein Beispiel nennen, bei dem Sie das Gefühl haben, dass dort etwas in die geforderte Richtung geht? Danach bitte ich den Anwalt des Publikums, Herrn Haneke, um das Wort.

Professor Dr. András Máté-Tóth:

Wir könnten ein theologisches Spiel machen, in dem wir zuerst definieren, was Kirche ist, und dann antworte ich. Aber das machen wir jetzt nicht, da ich denke, dass ich die Frage verstanden habe. Nun, ich habe Gott sei Dank viele Freunde, die im Bischofsamt tätig sind, und alle sagen, wenn sie darüber erzählen, wie sie leben und arbeiten, dass sie ohne die entscheidende Unterstützung durch Laien um sie herum längst nicht mehr hier wären. Ich denke, dass es in einer Gesellschaft wie Ungarn, in der durchgehend Misstrauen herrscht, das Wichtigste ist, lebendige, tragende Gemeinschaften zu bilden und aufrecht zu erhalten. Dazu zähle ich auch die lange Tradition der Pfarreien, die teilweise sicher schon Gemeinschaften sind, also nicht nur Anstalten für Sakramentsspenden. Dort müssen sich Laien am meisten einbringen und Sorge tragen dafür, dass das Evangelium erfahrbar wird. Darüber bin ich sehr glücklich und auch überzeugt, weil ich aus einer Kirchengemeinde komme, wo dieses Wunder vor mehr als 20 Jahren geschah und heute noch geschieht. Kirche ist also Evangelium, wenn sie lebendige Gemeinschaft ist. Manche, die Sozialforschung über die Anfänge des Christentums betreiben, sagen, dass das Evangelium sich nicht nur deshalb so verbreitet hat, weil ständig Wunder geschahen, sondern weil mit dem Gedanken der Liebe diese ersten christlichen Gemeinden eine neue Situation innerhalb der Kultur der Untertanen und der Sklaverei geschaffen haben. Sie haben ein Sozialprogramm verwirklicht und hatten deshalb großen Zulauf. Ich denke, dass in unseren Ländern, auch in Ungarn, diese Evangelisierung seitens der Laien dadurch geschieht und sie die lebendigen Gemeinschaften der Kirche entscheidend mitgestalten.

Burkhard Haneke:

Ich schließe an das an, was Professor Máté-Tóth zuletzt gesagt hat. Etlliche Fragen haben zu tun mit dem Engagement und der Rolle von Laien, mit der Strukturbildung und mit dem Miteinander von Laien und Priestern. Ein Teilnehmer sagt zunächst, dass das persönliche Glaubenszeugnis ein ganz wichtiger Ausdruck auch der Evangelisierung ist, das aber in der Gesellschaft erst politisch wirksam wird, wenn Menschen sich auch in Verbänden oder in Netzwerken zusammenschließen und sich politisch

unter anderem für soziale Gerechtigkeit engagieren. Die Frage lautet, ob diese Einschätzung geteilt wird und wie die Kirche dies fördern kann.

Vier weitere Fragen betreffen ebenso den Kontext des Laienengagements. Eine weitere Frage lautet: Was wird in den mittel- und osteuropäischen Ländern seitens der Kirche getan, um das ehrenamtliche Engagement von Laienräten und -verbänden zu stärken? An Dr. Schönemann geht eine Frage, die ich gerne an alle weiterleiten möchte: Bezüglich der Evangelisierung wurde gesagt, dass es glaubwürdiger Zeuginnen und Zeugen bedarf. Was bedeutet dies für die Rolle der Laien in der Kirche und für das Verhältnis zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen in der Kirche? Ich ende mit einem etwas provozierenden Satz, der in Ungarn auch bereits von höchster Stelle geäußert wurde: „Wir brauchen keine großen Strukturen in Ungarn.“ Wie kann man diese Aussage auf die heutige Situation anwenden?

Dr. Tomislav Markić:

Wie ich bereits kurz in meinem Referat erwähnt habe, hat die Soziallehre der Kirche das Sagen bzw. dies sollte so sein. Was die Pfarreien betrifft, gibt es in unserer Erzdiözese Zagreb die Option, dass man sich auf das Ehrenamt konzentriert. Die Stärkung des Ehrenamtes ist eine Option, nicht weil dies billiger ist, sondern weil es kirchlicher ist. Wo also in der Pfarrei mehrere Menschen in der Gruppe etwas zusammen machen, ist es besser und kirchlicher. So entsteht Kirche und so wächst das Pfarrleben.

Dr. Hubertus Schönemann:

Ich würde dies gerne ein wenig zuspitzen, weil ich glaube, dass in Deutschland bezüglich des Ehrenamts die Gefahr besteht, dass ein herkömmliches Verständnis von Pastoral als „professionell-amtlicher“ Betreuung, wo also ein Priester „seine Schäfchen“ betreut, durch hauptberufliche oder ehrenamtliche Laien verlängert wird. Es geht beim Kirche-Sein nicht um eine Erlaubnis durch den Klerus und nicht primär darum, was Laien dürfen oder nicht. Herkömmlich werden die Laien als

Mitarbeiter des Klerus gesehen. Diese sind – im alten Paradigma – diejenigen, die Pastoral betreiben, lehren und verkünden. Das Zweite Vatikanum hat die Theologie des Volkes Gottes und die Würde und Sendung der Getauften an zentrale Stelle gerückt und damit das Paradigma zu rechtgerückt: Subjekt der Pastoral ist demnach das Volk Gottes als Ganzes in allen seinen Lebensäußerungen. An dieser Stelle beginnt ja das Neue, was Auswirkungen für die Aufgaben, Dienste und Ämter innerhalb der Kirche hat. Zunächst und grundlegend geht es um die Berufung und die Sendung aller im Gottesvolk zur Heiligkeit und zum Zeugnis für das Evangelium. Die Priester haben die Aufgabe, dies zu unterstützen. Die amtliche Rolle ist also zunächst einmal der Dienst an den Diensten, an der Sendung der vielen. Wir tun uns in Deutschland derzeit sehr schwer, dies zu lernen. Dieses Thema, das mittlerweile seit fast 50 Jahren existiert, birgt sehr viel Sprengkraft in sich, weil es eine radikale Veränderung des Kirchenbildes und der -wirklichkeit bedeutet.

Zudem würde ich gerne noch einen Gedanken zum Thema „Glaubwürdige Zeugen“ aufgreifen. Hierbei beziehe ich mich stark auf Professor Máté-Tóth mit dem Schweigen der Christen. Dies genau ist unser Problem, dessen Lösung für die katholische Kirche sehr bedeutend und wichtig ist. Wir sind eine Kirche, die im Grunde sehr stark sozialisiert ist, indem wir vorgefertigte Gebetstexte haben, in den Gottesdienst gehen, es gibt Rituale, in die wir uns „hineinbegeben“, die wir mitvollziehen können. All dies ist sehr gut und trägt uns auch. Aber was vielleicht diesbezüglich ein wenig zu kurz gekommen ist, ist tatsächlich das Sprechenlernen über das, wovon unser Herz voll ist und was unseren Glauben betrifft. Ich glaube, es ist die große Herausforderung der Evangelisierung, dass wir eine Sprache entwickeln, mit der wir das, was wir persönlich mit Gott erleben, irgendwie in Zeichen, Symbole, Narrationen und Worte übersetzen können. Danach suchen wir eifrig. Ich erlebe weithin eine große Sprachlosigkeit oder ein Schweigen bei den meisten Christen, wenn es wirklich darum geht, was Gott in ihrem Leben für eine Bedeutung hat. Manche antworten zwar mithilfe des Katechismus, aber die geronnenen Formulierungen kirchlichen Glaubens müssten auch noch einmal der persönlichen Lebensgeschichte entsprechend und authentisch nachvollzogen werden können.

Professor Dr. András Máté-Tóth:

Bezüglich des ehrenamtlichen Engagements in Ungarn sehe ich das Problem der Bischöfe, wenn sie eher Kirchengebäude bauen als Menschen einstellen, denn Steine widersprechen nicht. Aber ich verstehe sie auch, weil die meisten so ausgebildet sind, dass sie sich auf ein Leben als „einsamer Wolf“ vorbereitet haben. Somit haben sie nicht gelernt, was Zusammenarbeit bedeutet. Es kommt vielleicht eine neue Generation, wo man in der Priesterausbildung eher auch mit kommunikativen Mitteln arbeiten wird. Diesbezüglich bin ich allerdings ein bisschen unsicher. Dennoch ist dies ein sehr eingeeengter Blick und entspricht auch nicht ganz der Sicht des Vatikanums, die Hauptaufgabe der Laien in der Kirche nicht in der Liturgie und in kirchlichen Leitungsfunktionen zu sehen, sondern die Welt zu verändern. Ich möchte das nicht gegeneinander stellen, weil dies eine unsinnige Theologie wäre. Und ich bezeuge hier mit vielen Kollegen aus Ungarn, dass die sozialen Werke und alles in der Gesellschaft (zum Beispiel Altenheime und andere Einrichtungen dieser Art) geprägt sind durch Laien, die auch in Leitungsfunktionen tätig sind; auch die gesamte kirchliche Presse ist in den Händen von Laien. Ohne Laien wäre die Kirche wirklich leer. Was noch vor uns liegt, ist die finanzielle Unterstützung der Laienstrukturen durch die Kirchenleitung, die es bis heute nicht in ausreichendem Maße gibt. Es gibt einige Laienstrukturen, die jedoch nicht ausreichen. Eine große Gefahr besteht darin, dass die politische Effektivität der Laienchristen in Ungarn offensichtlich abhanden gekommen ist. Die christdemokratische und eine rechtsradikale Partei haben die christlichen Symbole gestohlen und für nicht-katholische und unchristliche, politische Aktivitäten missbraucht. Der Kampf um die Rückführung dieser Rechte, die sozusagen eine Art Copyright sind, steht der Kirche noch bevor.

Burkhard Haneke:

Nachdem sehr viele Fragen mit der Entwicklung der pastoralen Strukturen in Deutschland zu tun haben, wähle ich zwei davon exemplarisch aus: Geht durch die Bildung größerer Seelsorge-Einheiten nicht etwa die Initiative in den Pfarrgemeinden verloren, die bis heute noch dort vorhanden ist? Dies sieht der Fragesteller mit Blick darauf, dass sich in kleineren

Gemeinden vielleicht mehr Aktivitäten als in anonym erlebten Großpfarreien entwickeln. Sollten wir insofern nicht doch mehr versuchen, den Weg der überschaubaren Ortskirche zu gehen, wo man sich kennt, miteinander glaubt und den Glauben ebenso wie Freude und Leid teilt? Vielleicht können Sie, Herr Dr. Schönemann, dazu noch einige Sätze sagen.

Dr. Hubertus Schönemann:

Ich spreche mich tatsächlich für die großen pastoralen Räume aus. Sie sind mir gerade unter dem Aspekt der Evangelisierung wichtig. Mit der Bezeichnung „anonyme Großpfarrei“; wie sie Herr Haneke bereits in der Frage erwähnt hatte, wird heute natürlich Politik gemacht. Deutlich wird hierbei, dass einerseits christliches Leben überschaubare Gemeinschaft vor Ort braucht. Dies ist ganz wichtig und darf auch nicht fehlen. Lebendiges Christentum kann nicht aus bürokratischen Großinstitutionen bestehen. Deshalb suchen wir nach „Orten, an denen der Glaube lebendig ist“. Gleichzeitig erleben wir in Deutschland viele Pfarrgemeinden so, dass sie eher nach dem Modell eines Vereins oder einer Familie aufgebaut sind, die selbstreferentiell mit sich zufrieden sind und wissen, wer dazu gehört, wer ab und an von außen hereinkommt oder wer sich nur am Rande befindet und eigentlich „nicht so richtig dazu gehört“. Ich glaube, dass wir bei diesen neuen Strukturierungen zwei Richtungen brauchen. Einerseits: Wie können wir es vor Ort schaffen, das heißt an den Knotenpunkten im Netzwerk, in den „Biotopen“ oder in den geistlichen Zentren? Beispielsweise kann das auch eine vormalige kleine (Haus-)Gemeinde sein, in der ein Kreis von Christen zusammenkommt, vor Ort den Glauben lebt und sich auch austauscht. So etwas brauchen wir. Andererseits öffnen sich diese großen Strukturen noch einmal hin auf das größere Ganze einer sich immer stärker differenzierenden Gesellschaft. Operational gesprochen kann man auch arbeitsteilig vorgehen, das heißt, es muss nicht jeder dasselbe anbieten, sondern man kann durch eine solche Öffnung auch erreichen, dass unterschiedliche Milieus angesprochen werden, damit unterschiedliche Menschen in der differenzierten Gesellschaft Andockpunkte finden. Wichtig ist nur, dass in diesen Großpfarreien irgendwie eine Verbindung gehalten wird. Die Devise heißt: Nähe statt Enge und Weite statt Ferne.

Professor Dr. András Máté-Tóth:

Ich glaube, Neuevangelisierung braucht auch neuen Mut, jedoch muss das kirchliche Denken, wie wir eben gehört haben, oft auch erneuert werden. Wenn wir mit Recht über Differenzierung reden, dann muss man auch das Problematische am Christentum berücksichtigen, wie beispielsweise sein Wesen an sich oder seine Präsenz in der heutigen Gesellschaft. Dies alles kann, wie jeder weiß, nicht durch bloße Umstrukturierung gelöst werden. In Zukunft müssen wir auch die Rollen von Priestern und Laien in Bezug auf Gemeinde und Eucharistie differenzieren; dies können wir derzeit noch nicht genügend tun. Das heißt, wir werden Männer und Frauen zu Priestern weihen müssen, weil das Bedürfnis der Gemeinde nach Eucharistie wichtiger ist als die Einhaltung einer langen Tradition innerhalb der katholischen Kirche.

Dr. Hubertus Schönemann:

Ich kann das gut mitvollziehen, möchte aber noch einen Gedanken ergänzen. Für mich ist Eucharistie nicht nur die liturgische Feier, sondern ein viel komplexeres „Leben als Kirche“ im Sinne von Danksagung und Hingabe in den Vollzügen des Alltags. Wir müssen eucharistische Menschen werden und können dann Eucharistie auch wirklich „erfahrungsgesättigt“ liturgisch feiern. Dies hat etwas mit dem Sakramentsbegriff zu tun. Die Sakramentalität des Kirche-Seins „entsteht“ ja nicht nur in dem Moment, wenn wir am Sonntagmorgen zwischen 10 und 11 Uhr zusammen in der Kirche sitzen, sondern die Kirche, da wo sie wirkt und sich von Christus her realisiert, ist das Wurzelsakrament. Da ich mit anderen durch die Taufe in Christus eingesenkt bin und wir so als Kirche vom Auferstandenen her und auf Ihn hin leben, der als Ur-Sakrament in dieser Welt lebt und präsent ist, „entsteht“ Eucharistie.

Dr. Anna Hennersperger:

Wahrscheinlich besteht die größte Herausforderung großer Strukturen darin, dass wir Abschied nehmen müssen von alten Bildern – dies ist die schwierigste Arbeit, die wir alle zu leisten haben – und sehen, was uns vom Geist Gottes her nun entgegen kommt. Wir sollten darauf ver-

trauen, dass er in der Kirche, in der Gesellschaft und bei den Menschen unaufhörlich wirkt und uns durch ihn Neues entgegen wächst, so wie es im Buch Jesaja heißt: „Merkt ihr es nicht? Schaut hin, es wächst das Neue schon!“

Burkhard Haneke:

Eine letzte Frage, die sich an alle Podiumsteilnehmer richtet: Können Sie knapp einen konkreten Vorschlag beschreiben, der in Ihrem Land ein erprobter, neuer Weg der Evangelisierung ist und bereits funktioniert? Bitte schließen Sie Ihrer jeweiligen Antwort dann gleich ein entsprechendes Abschlussstatement an.

Dr. Tomislav Markić:

Ich möchte nochmals an die pastorale Entwicklung in meiner Diözese erinnern, wo Priester und Laien zusammen eine moderne Pastoral aufgebaut haben. Sie halten trotz vieler Schwierigkeiten unserer Zeit durch und sind dadurch selbst im Glauben. Die Gemeinschaft schafft neue Perspektiven in der Pastoral.

Professor Dr. András Máté-Tóth:

Etwas, was zum Teil schon verwirklicht wurde, sind unsere Kleingruppen in der Pfarrei, lebendige Kreise also, wobei meiner Erfahrung nach vor allem Familien- und Bibelgruppen immer besser ankommen. Sie sind somit ein Teil der Neuevangelisierung in meiner Pfarrei.

Dr. Hubertus Schönemann:

In Erfurt gibt es schon seit einigen Jahren auf dem Weihnachtsmarkt ein kirchliches Engagement unter dem Titel „Folge dem Stern“. Die Verantwortlichen vor Ort haben sich gesagt, dass der Weihnachtsmarkt ja eigentlich etwas mit Weihnachten zu tun hat, aber viele Menschen den christlichen Geheimnisgehalt des Weihnachtsfestes gar nicht (mehr) kennen. Abwechselnd stehen also Menschen aus dem kirchlichen Kon-

text Erfurts an der zentralen Krippe, teilweise Schüler oder Erwachsene aus den Pfarreien, die die Besucher freundlich ansprechen, ihnen die Krippe näher bringen und ihnen einen kleinen Stern schenken. Die meisten fragen dann, was dieser kostet, worauf die Schenkenden mit „gar nichts“ antworten. Sie kommen miteinander ins Gespräch und, falls gewünscht, besteht die Möglichkeit, sich an den Domstufen segnen zu lassen. Zumeist sind es Menschen, die nicht getauft sind, es ergeben sich Gespräche und Anknüpfungspunkte. Die Segenshandlung nennen wir lateinisch Benediktion „benedicere – gut sagen“. Wir drücken damit aus, dass diese Welt als Gottes Schöpfung gut ist und heiligen sie damit. Genau das ist Segnung, und ich glaube, gerade im Bereich der Benediktionen haben wir noch viele Möglichkeiten. Es ist ganz spannend, wie die nicht christlich sozialisierten Menschen darauf reagieren. Manche halten ganz still und konzentrieren sich innerlich auf den Segen, andere sprechen den Priester an. Ich glaube, dies ist ein sehr spannendes Projekt, anhand dessen man auch mit Nicht-Christen in Kontakt kommt.

Dr. Anna Hennersperger:

Dankeschön für diese drei Beispiele! Ich danke den Referenten für die engagierten Beiträge, sowohl während der Referate als auch auf dem Podium. Am Nachmittag ist noch Zeit, in den Arbeitskreisen weiter zu denken und darüber zu sprechen, denn dass das Thema wichtig ist und große Bedeutung für uns alle hat, hat man zumindest am heutigen Vormittag gemerkt.

Dr. Gerhard Albert, Freising

Einführung in den dritten Kongresstag

Ganz herzlich darf ich Sie im Namen von Renovabis zu unserem dritten und abschließenden Kongresstag begrüßen, um kurz auf den gestrigen Tag zurückzublicken: Wir haben gestern zunächst in den Referaten und Impulsen Konkretisierungen unseres Themas versucht. Dr. Hubertus Schönemann hat uns die Erfahrungen der katholischen Kirche in Deutschland mitgeteilt, die sie in der gegenwärtigen Stunde macht. Es sind schwierige Erfahrungen, unerwartete, aber auch notwendige, und ich bin dankbar, dass er in seinem Vortrag, im Plenum und auch in der Diskussion nicht bei den zur Zeit immer wieder erörterten und kontrovers diskutierten Strukturfragen stehen geblieben ist, sondern dass er auch die Chancen aufgezeigt hat, die im Wandel liegen, um neue Formen des kirchlichen Lebens zu finden.

Wir richteten unseren Fokus anschließend auf Kroatien, und Dr. Tomislav Markić hat uns, ausgehend von der volksskirchlichen Tradition, Kirche zu sein, die dort vielfach anzutreffen ist, gezeigt, wo die Potenziale dieser Situation, dieses Erbes liegen, wo aber auch die Grenzen und Gefährdungen liegen, wenn man sich in diesem Erbe nur einrichtet, ohne es für sich in der heutigen Zeit zu erwerben. Und schließlich hat Professor Dr. András Máté-Tóth in gewohnt engagierter Weise über Ungarn gesprochen und Gefährdungen, Chancen und Versuchungen, aber auch die Herausforderungen aufgezeigt. Wenn er sagte, es sei eine Kirche der Unsicherheit, die wir dort antreffen, dann meinte er das nach beiden Richtungen, in dem einerseits wirkliche Unsicherheit über das Vergangene und die Gegenwart anzutreffen ist, aber andererseits auch die Unsicherheit in dem Sinn, dass der Horizont offen ist.

Die Redner des ersten Tages, Professor Halík und Frau Professor Gerl-Falkovitz, haben, wie ich gestern erwähnt habe, beide ihren Ausgang

vom heiligen Paulus und seinem Bekehrungserlebnis genommen, von seiner Theologie, dass das Alte vergangen, Neues in Christus geworden ist. Gestatten Sie mir die persönliche Bemerkung: Heute früh in der Messe ging der Text der Lesung aus dem 1. Korintherbrief ebenso in diese Richtung und hat mich in dieser Sicht bestärkt. Es heißt dort sinngemäß: „Das Niedrige und das Verachtete, das, was wir am Wege liegen lassen, das hat Gott erwählt, damit sich kein Mensch rühmen kann vor Gott, und Gott hat Jesus Christus zur Weisheit für uns gemacht“ (vgl. 1 Kor 28 f.). Die Besitzstände, die wir haben, müssen auf diesen einzigen vorhandenen Prüfstand.

Der gestrige Vormittag hat gezeigt, dass sich in der katholischen Kirche die einzelnen Ortskirchen mit ihren sehr unterschiedlichen Prägungen einander bei der Definition und der Erfüllung der Aufgabe, die vor der Kirche liegt, brauchen. Der heutige Vormittag soll insbesondere aufzeigen, dass wir in einem weiteren Sinne aufeinander angewiesen sind. Die ökumenische Dimension ist für die rechte Vorstellung einer neuen Evangelisierung unerlässlich. Deshalb freuen wir uns auf die nun folgende Diskussionsrunde und, das darf ich schon jetzt sagen, auf das Abschlussstatement des Kongresses, das Bischof Adrian van Luyn aus Rotterdam an uns richten wird.

Bevor ich das Wort an den Moderator des heutigen Vormittags, Herrn Stefan Kube, übergebe, möchte ich kurz etwas zu seiner Person sagen: Er ist Chefredakteur der Zeitschrift „Religion und Gesellschaft in Ost und West“ in Zürich, vielen noch bekannt unter dem früheren Namen „Glaube in der 2. Welt“, die immer ein wichtiger Partner für alle gewesen ist, die sich mit Mittel- und Osteuropa und mit der Kirche im gesamten Europa befasst haben. Herzlich willkommen, Herr Kube!

Podiumsdiskussion

Zur ökumenischen Dimension der heutigen Glaubensverkündigung

Teilnehmer des Podiums: Father Andrew Onuferko, Ottawa
Oberkirchenrätin Barbara Rudolph,
Düsseldorf
Dr. Evgeny Pilipenko, Moskau
Frère Georg, Taizé
Weihbischof Grzegorz Ryś, Kraków

Moderation: Dipl.-Theol. Stefan Kube, Zürich

Anwältin des Publikums: Dr. Monika Kleck, Freising

Stefan Kube:

Herzlichen Dank, lieber Herr Dr. Albert, für Ihre Einführung und Begrüßung an diesem letzten Konferenztage. Wie Sie bereits gesagt haben, bin ich Chefredakteur der Zeitschrift „Religion und Gesellschaft in Ost und West“ in Zürich. Wir beschäftigen uns mit der Entwicklung der Kirchen- und Religionsgemeinschaften in Mittel-, Ost- und Südosteuropa, das heißt, unser kanonisches Territorium ist ein bisschen größer als das von Renovabis, denn wir behandeln auch südosteuropäische Länder wie Griechenland, Zypern und die Türkei in religiösen, kirchlichen und auch politischen und gesellschaftlichen Fragen. So ist das letzte Heft der in vielen osteuropäischen Ländern anzutreffenden Minderheit, den Roma, gewidmet.

Natürlich widmen wir uns auch, und das ist der Bogen zum heutigen Vormittag, ökumenischen Fragen. Unter dem Titel „Zur ökumenischen Dimension der heutigen Glaubensverkündigung“ wollen wir

noch einmal den Fokus ein wenig weiten. Wir haben uns in den letzten beiden Tagen vor allem mit den theologischen und pastoralen Herausforderungen beschäftigt und viel dazu gehört. Wir haben im Zentrum des ersten Tages theologisch über die Gottesfrage diskutiert und die Frage gestellt „Wie lässt sich das Geheimnis Gottes in unserer heutigen Zeit unter modernen Bedingungen buchstabieren und was braucht es dafür?“ Als Stichworte seien hier beispielsweise Sprachfähigkeit und Alphabetisierung genannt. Auch haben wir viel über pastorale Herausforderungen und über Mittel und Wege einer neuen Evangelisierung gesprochen. Bisher stand auf dem Podium insbesondere die römisch-katholische Kirche im Vordergrund. Um den Blick zu weiten und Informationen von verschiedenen Seiten zu erhalten, haben wir deshalb heute auch Vertreterinnen und Vertreter der griechisch-katholischen, der russisch-orthodoxen und der evangelischen Kirche in Deutschland auf dem Podium. Anhand der gestrigen Fallbeispiele aus Mitteleuropa haben wir gehört, dass die Wege zur Neuevangelisierung ganz unterschiedlich oder vielfältig sein können, und zumindest Frau Oberkirchenrätin Barbara Rudolph vom Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche im Rheinland hat mir gestern bereits im Vorgespräch gesagt, dass wohl alle Kirchen vor den gleichen Herausforderungen stehen, aber doch teilweise unterschiedliche Antwortversuche unternehmen.

Als Einführung möchte ich den Vorsitzenden des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Kurt Kardinal Koch, zitieren: „Wenn das Christentum im 21. Jahrhundert eine Zukunft haben will, müssen wir betonen, was uns eint und hintanstellen, was uns trennt.“ Heute Vormittag stellt sich genau diese Frage, und auch Dr. Hubertus Schönemann hatte gestern bereits angesprochen, ob diese neuen Partizipationsmodelle und Kommunikationsräume per se ökumenisch sein müssen und wie man sie gestalten könne. Jeder der Podiumsteilnehmer wird als Eingangsstatement kurz aus seiner Perspektive Visionen zu dieser ökumenischen Dimension vorstellen. Ich werde Ihnen vor jedem Kurzstatement die Referentin bzw. den Referenten vorstellen. Im Anschluss an die Vorträge beginnen wir mit der Diskussion, in der wir gerne auch Fragen und Anmerkungen des Plenums aufgreifen. Dabei

wird uns Dr. Monika Kleck, Projektreferentin bei Renovabis, die ebenfalls hier oben sitzt, als „Anwältin des Publikums“ unterstützen.

Den Anfang macht Frère Georg, der in Taizé tätig ist, wo bekanntermaßen seit den 1960er Jahren vielfältige Kontakte nach Mittel- und Osteuropa gepflegt werden und sich vor allem seit der „Wende“ diese Kontakte und vielfältigen Besuche nochmals intensiviert haben. Er selbst lebt seit 14 Jahren in Taizé und ist seit dem Jahr 2000 als Bruder der Gemeinschaft in Bezug auf Mittel- und Osteuropa für zwei ganz wichtige Bereiche zuständig. Zum einen bereitet er die großen europäischen Treffen außerhalb von Taizé vor, beispielsweise die Treffen zum Jahreswechsel, die immer in verschiedenen europäischen Städten stattfinden, und war in diesem Zusammenhang bereits in Warschau, Posen und weiteren Städten der Region zu Besuch. Auf der anderen Seite betreut er die Kontakte zu Jugendlichen in der Ukraine und Weißrussland. Ich denke also, er kann uns viel über Ökumene, gerade auch mit dem Schwerpunkt Mittel- und Osteuropa, berichten.

Frère Georg:

Herzlichen Dank. Die Frage der Evangelisierung heute, den Glauben zu entdecken und andere zu begeistern, ist natürlich eine Frage, die uns in Taizé ganz besonders nahe geht.¹ Wir Brüder staunen, wie Jahr für Jahr und nunmehr seit über 50 Jahren, also über mehrere Generationen hinweg, die Jugendlichen nach Taizé kommen. Nicht nur die Zahl derer, die zu uns kommen, sondern auch die Jugend selbst ändert sich ständig und bringt somit eine ständige Vielfalt mit sich. Wir werden heute einerseits Zeugen eines neu aufbrechenden spirituellen Durstes, andererseits wird der christliche Glaube aber auch immer mehr infrage gestellt, im Westen vielleicht noch mehr als im Osten. Zahlreiche Menschen können heute nicht mehr an einen Gott glauben, der sie persönlich liebt. Auch reicht es vielen Menschen, insbesondere Jugendlichen, nicht, sich auf die Tradition der Kirche zu berufen, die auch manchmal unver-

¹ Vgl. auch die Hinweise zu Arbeitskreis (unten S. 205–207) und die ergänzenden Ausführungen von Frère Georg über seine Arbeit in Taizé unten auf S. 219–232.

ständig scheint. Das Vertrauen des Glaubens scheint mir deshalb heute vielmehr auf persönliche Teilnahme, Erfahrung und Überzeugung angewiesen zu sein.

Bezüglich der ökumenischen Dimension möchte ich zunächst einmal einen Punkt erwähnen, der mir zentral erscheint. Ich bin sehr froh über den Beitrag von Professor Halík vom Donnerstag, der an die Geduld und die Demut erinnert hat, die bei der Entdeckung und Weitergabe des Glaubens nötig sind. Und ich glaube, diese Geduld und Demut berühren auch die ökumenische Dimension der Verkündigung. Unserer Erfahrung nach muss die Glaubensverkündigung ihren Ursprung in der konkreten Erfahrung haben, dass es also zuallererst darum geht, dass wir uns von Christus selber empfangen lassen, bei ihm zu Gast sein dürfen. Die Kirche sollte als Ort erlebt werden, wo Christus uns heute, genau wie damals in Galiläa, als Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit auf jeder Etappe unseres Weges empfängt. Alle Glaubensweitergabe, alle Unterweisung hat dort ihren Ursprung, wo sich alle willkommen fühlen dürfen als Gäste. Dies wird nirgends eindrücklicher erfahrbar als in einem gemeinsamen Gebet, das niemandem gehört und wo niemand von uns Hausherr ist außer Gott. In einem gemeinsamen Gebet, das für alle da ist, dort wo wir alle Gäste sind. Kirchen sind nicht deswegen Gotteshäuser, weil Gott ein Haus für sich braucht, sondern für uns, um uns gastfreundlich zu empfangen. Könnten nicht deshalb die getrennten Christen noch öfter, noch häufiger zu einem gemeinsamen Gebet mit Schriftlesung, Lob, Anbetung und Stille zusammenkommen? Wenn wir täglich in Taizé oder im Rahmen der europäischen Jugendtreffen in verschiedenen Städten auf einfache Weise miteinander beten, machen wir die Erfahrung, dass uns der Heilige Geist bereits vereint und wir in Demut lernen können, dass wir zusammen gehören, alle seine Gäste sind, Pilger und Suchende der Wahrheit.

Solch ein gemeinsames Beten, so denke ich, bringt auch ohne Zweifel den theologischen Dialog voran und lässt uns ganz konkret – noch vor der Verkündigung von Glaubenswahrheiten – etwas vom Herzen des Glaubens erfahren: dass Gott, noch bevor er etwas sagt, uns empfängt, bedingungslos annimmt – dies wird vielleicht gerade erst in der Stille erfahrbar.

Gleichzeitig lässt ein solches Gebet mit Menschen aller Herkunft und aller Generationen vielleicht auch etwas auf glaubwürdige Art und Weise von der Katholizität der Kirche Christi und der Gemeinschaft erahnen.

Im Römerbrief heißt es: „Nehmt einander an, so wie Christus euch angenommen hat, damit die Herrlichkeit Gottes noch größer wird.“ (Röm 15,7). Die konkrete Erfahrung von Christus als Gemeinschaft, ein ständiges Sich-einlassen darauf, bei ihm Gast zu sein, kann meiner Meinung nach auch die Beziehungen untereinander und zwischen den Kirchen prägen und uns immer mehr dazu bringen, aufeinander zuzugehen und uns gegenseitig absichtslos Gastfreundschaft zu gewähren, um einen Austausch an Gaben zu verwirklichen und das Beste herauszufinden, das Gott in die Anderen gelegt hat. Dies bedeutet dann auch, alles Mögliche zu tun, um den Glauben zu verkünden, Zeugnis zu geben. Ich denke, hier können wir viel mehr gemeinsam tun, als wir denken oder uns zutrauen.

Stefan Kube:

Herzlichen Dank, Frère Georg. Ich denke, der Akzent eines gemeinsamen Gebets oder einer Gebetsschule, wo wir lernen können, gemeinsam zu beten, ist ein sehr wichtiger Aspekt.

Nun wird Father Andrew Onuferko aus Ottawa in Kanada sein Statement vortragen. Er ist Priester, zugleich aber auch Lehr- und Forschungsstipendiat an der St. Paul University in Ottawa. Er kann auf eine sehr lange ökumenische Tätigkeit zurückblicken, da er Gründungsmitglied einer ökumenischen Studiengruppe ist. Zudem ist er auch geistlicher Leiter des Holy Spirit Ukrainian Catholic Seminary in Ottawa, also auch im seelsorglichen Bereich tätig. Father Andrew, wir sind gespannt auf Ihr Statement als griechisch-katholische Stimme.

Father Andrew Onuferko:

Als Experte des gestrigen Arbeitskreises „Zu den Quellen des Glaubens zwischen gestern und morgen. Erfahrungen in Kiew, Taizé und in

einer ukrainischen Auslandskirche⁴² ist mir aufgefallen, dass Gemeinschaft, Einheit und Zusammenkunft im Rahmen eines gemeinsamen Lebens auch bedeuten, gemeinsam die christliche Praxis zu üben und das Leben zu teilen. Wesentlich für die Ökumene ist, dass wir – basierend auf dem Modell der Dreifaltigkeit – zum Beispiel wieder aufbauen, zusammenfinden und gemeinsam erleben. Lassen Sie uns einmal darüber nachdenken: Wir glauben an einen Gott, den man isoliert, aber gleichzeitig auch als Gemeinschaft, das heißt im Sinne einer Koinonia als Vater, Sohn und den Heiligen Geist sehen kann, und somit als eine Gemeinschaft der Liebe. Wenn wir also darüber nachdenken, dann wurde nicht nur die Menschheit als Abbild Gottes geschaffen, sondern ebenso die Kirche. So betrachtet können weder wir als Menschen dieses Abbild durch die Sünde verlieren, noch kann die Kirche das Abbild der Dreifaltigkeit verlieren. Sobald wir aber die Gemeinschaft im Leben der Kirche verlieren, dann ist dies ein Versagen im Angesicht Gottes, sein Haus in Ordnung und Harmonie zu halten. In der Ökumene geht es um den Wiederaufbau der Ordnung, der Harmonie und der Liebe, und ich hatte im letzten Jahr auch mit den Anstrengungen der pastoralen Wiederbelebung zu tun. Hierzu arbeiten wir mit der ukrainisch-katholischen Kirche weltweit, beispielsweise auch in Kasachstan, der Ukraine, aber auch in Australien, von wo ich letzte Woche zurückkam, zusammen. Die Ökumene ist ein wichtiger Aspekt dieses Programmes, das wir hier umsetzen. Wir versuchen, diese auch ins Leben zu rufen, nämlich als Teil einer lebendigen Pfarrei und Gemeinde.

Ökumene ist jedoch auch im Zusammenhang mit Gemeinde und Gemeinschaft zu sehen. Zunächst einmal ist es ja so, dass wir uns die Pfarrei als eine Gemeinde und als Gemeinschaft vorstellen, die sich um die Heilige Kommunion herum gruppiert und als größere Gemeinde im Zusammenschluss mehrerer Pfarreien wieder zu finden ist. Was die Diözesen und Gemeinden als Gemeinschaft der Kirche anbetrifft, so

2 Vgl. zum Arbeitskreis auch unten S. 206f. Zum Prozess der Entwicklung einer „lebendigen Kirche“ („vibrant church“) in der ukrainischen griechisch-katholischen Kirche, auf den Father Andrew im Arbeitskreis und auch im obigen Podium einging, vgl. auch die Hinweisse unter <http://www.catholicnews.com/data/stories/cns/1203774.htm>. (letzter Zugriff: 25.03.2014).

haben wir als östliche katholische Kirchen vieles mit der römisch-katholischen Kirche gemeinsam. In unserer Diskussion sprechen wir aber auch über die Christen, mit denen uns eigentlich nicht so viel Gemeinsamkeit verbindet. Andere konzentrieren sich vielleicht auf die großen Fragen, also auf den theologischen Dialog oder andere kirchliche Anliegen, aber mir erscheint es doch ganz klar, dass es das Wichtigste im christlichen Leben auf Pfarrei- und Gemeindeebene ist, zu lernen und nach dieser Gemeinschaft zu streben. Wir haben unsere Kleriker ermutigt, dies auch zu tun und zum Bestandteil der Kirchenpolitik und -praxis zu machen. Dieser Wunsch drückt sich in erster Linie im Gebet, also in der spirituellen Ökumene, aus, aber auch in vielfältigen Kooperationsformen im Rahmen der christlichen Mission und Aufgabe der Kirche, nämlich der Sendung. Dies beinhaltet, den Menschen das Wort Gottes zu lehren und wohlwollend an ihnen zu sein.

So sehen wir uns und unsere Aufgabe als Christen. Zudem sollten im Sinne eines Dialogs der Liebe Möglichkeiten der Zusammenarbeit gesucht werden, um bestehende Vorurteile und das mangelnde Vertrauen, das die Menschen über Jahrhunderte hinweg aufgebaut haben, zu überwinden. Dazu zählen u. a. Gesten und gemeinsame Aufgaben, die dazu angelegt sind, Wunden zu heilen und Vorurteile zu überwinden, wie beispielsweise dieser Kongress zum Thema „Evangelisierung“. Die ökumenische Bewegung des 21. Jahrhunderts ist deshalb entstanden, weil Christen festgestellt haben, dass sie ein Antizeugnis ablegen, das der Vision des Evangeliums widerspricht. Deshalb wenden wir uns den Menschen in unserer Gemeinde zu und auch jenen, die nicht in der Gemeinschaft sind, weil die christliche Liebe ein ganz vorrangiger Wert und eine Wertvorstellung für uns ist. Deshalb haben wir uns, wann immer es möglich ist, der Zusammenarbeit verschrieben, um zu lehren, gemeinsam zu beten und in der Diakonia tätig zu sein. Die orthodoxen Kirchen sind für uns diejenigen, die uns am nächsten stehen, was Geschichte, Tradition, Denkweisen und Spiritualität angeht. In der Ukraine besteht eine einzigartige Situation, weil dieses Land natürlich wesentlich multireligiöser ist als Russland, Polen oder andere religiös uniformere Länder. Dies gilt auch für Familienstrukturen; und dies sind nicht Dinge, vor denen wir uns fürchten oder Angst haben sollten. Häu-

fig ist es in der Familie so, dass es einen natürlichen Wunsch nach Zusammengehörigkeit gibt, den man auf den Wunsch Jesu Christi bezüglich der Zusammengehörigkeit in der Kirche übertragen muss.

Im Nahen Osten gibt es eine ähnliche Situation, weil Familienbande und gegenseitiger Respekt üblich sind. Ich erinnere mich an einen meiner Studenten in Ottawa, dessen Mutter orthodox und dessen Vater Katholik war, und dennoch erachteten beide Gemeinden ihn als Gemeindemitglied. Im Sinne beider Seiten der Christologie gibt es auch noch andere östliche Kirchen, beispielsweise die Assyrische Kirche oder die Kopten, eine einst missionarische Kirche, die heute nur noch ein Schatten ihrer selbst ist, und die protestantischen Kirchengemeinden. Weil unsere Kirche das christliche Leben weltweit und weit verstreut lebt, gibt es viele Unterschiede. Die ökumenischen Herausforderungen der Ukraine unterscheiden sich natürlich von denen in Nordamerika, Australien oder in anderen Teilen dieser Welt, aber egal wo wir sind, streben wir danach, den anderen die Hand zu reichen und Zusammenarbeit und Gemeinschaft zu suchen.

Stefan Kube:

Nun machen wir einen Sprung und kommen zu unserer nächsten Referentin. Frau Barbara Rudolph ist Pfarrerin der Evangelischen Kirche im Rheinland, hat auch eine lange ökumenische Vergangenheit und ist immer noch in vielfältiger Weise in ökumenischen Kontexten aktiv. Von 2001 bis 2009 war sie Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen und ist seit 2001 Mitherausgeberin der renommierten Fachzeitschrift „Ökumenische Rundschau“. Seit 2009 ist sie Oberkirchenrätin der Abteilung Ökumene, Mission und Weltverantwortung und zugleich auch Mitglied der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche im Rheinland. Frau Rudolph, wir freuen uns auf Ihr Statement.

Oberkirchenrätin Barbara Rudolph:

Danke schön! Als Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) waren lange Zeit alle Kirchen „meine“ Kirchen,

und es tat auch gut, einfach mal die Perspektive zu wechseln, aus einer bestimmten Sichtweise zu reden und auf der anderen Seite zu wissen, dass sie alle „meine“ bzw. Gottes Kirchen sind. Ich wünsche jedem, einmal Vorsitzende oder Vorsitzender einer lokalen ACK zu sein, denn dies hilft an dieser Stelle sehr.

Nächste Woche werde ich als Mitglied der Prüfungskommission der Evangelischen Kirche im Rheinland junge Pfarrerinnen und Pfarrer zum Fachgebiet „Mission und Ökumene“ prüfen, das heißt, bis in die Struktur unserer Prüfungsordnung hinein sind Mission und Ökumene verwandt. Bei uns jedenfalls gibt es Glaubensverkündigung nicht ohne die ökumenische Dimension, und das hat etwas mit der Geschichte zu tun, aus der wir kommen. Im 19. Jahrhundert haben wir das Wort „Gehet hin in alle Welt“ sehr wörtlich genommen und eine große Missionsbewegung gehabt, die Sie alle auch kennen und die 1910 in Edinburgh zur ersten Missionskonferenz geführt hat. Dies geschah natürlich auch aus der Kenntnis heraus, dass wir nicht nur das Evangelium in alle Welt gebracht haben, sondern mit dem Evangelium auch die gesamte Zerrissenheit der Kirche. Die Missionskonferenz war also eine Konferenz der Buße und des Aufrufs zur Umkehr, denn man wusste: Mit der Verkündigung des Evangeliums verkündigt man den *einen* Gott und ist gerufen zu der *einen* Kirche. Seit 1910 gilt Edinburgh als „Geburtsort“ der modernen ökumenischen Bewegung, die dann in den Ökumenischen Rat der Kirchen einmündete.

Über die Missionskirchen, also über Asien, Afrika und Lateinamerika, kam die Frage an uns zurück, was wir eigentlich in der Glaubensverkündigung mit der Einheit des einen Gottes machen. Bis heute, und so auch auf diesem Podium, steht diese Frage in der Mitte unserer Kirche. Sicher gibt es einige theologische Faktoren, die uns trennen und um die wir ringen, es gibt aber auch, wie unsere Partnerkirche United Church of Christ in den USA sagt, die Sünde des Institutionalismus. Wir haben uns so sehr an unsere eigene Institution von Kirche gewöhnt, dass es uns auch eventuell mittlerweile schwerfällt, neue und andere Wege zu gehen. Ich merke, dass sowohl in den USA als auch in Deutschland manchmal diese Sünde dann überwunden wird, wenn in den Institutionen Personal, Geld, Gebäude oder etwas anderes ausgehen. Aus dem

Mangel heraus entsteht neuer Glaube an die Einheit der Kirche. Wir erleben das in vielen Kirchen in der Diaspora, gerade auch im Osten unseres Landes. Aus dieser Dimension heraus haben wir die Sehnsucht, in unserer Unterschiedlichkeit in versöhnter Verschiedenheit das Evangelium zu verkünden.

Die Mission ist in der evangelischen Kirche in den letzten hundert Jahren einen ziemlich schwierigen Weg gegangen. Die zwei Weltkriege und die ganze Schuld des Kolonialismus, der dann in den 1960er und 1970er Jahren zu Tage kam, hat dazu geführt, dass Mission erst einmal negativ gesehen wurde. Glaubensverkündigung wurde zu stark als Überredung und Überwindung von Widerständen gesehen, bis es in der ACK 1999 zu einem Aufbruch zur missionarischen Ökumene kam, weil man entdeckte, dass in allen Kirchen Deutschlands die Frage der Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation brennend ist, jedoch bisher völlig unterschiedlich gelöst wurde:

- Der syrisch-orthodoxe Bischof in Warburg rief junge Männer zu sich und übte mit ihnen die Liturgie, damit die nächste Generation sie singen kann.
- Der altkatholische Bischof Joachim Vobbe richtete eine Jugendfreizeit mit jungen Erwachsenen aus, um mit ihnen über den Glauben zu reden.
- Die Baptisten diskutierten darüber, wie es dazu kommt, dass 16- bis 19-Jährige sich nicht mehr taufen lassen.
- Die Evangelische Kirche im Rheinland gründete ein Projekt mit dem Namen „Missionarisch Volkskirche sein“, um bei allen Menschen präsent zu sein, aber auch wieder zu lernen, den Glauben neu in Sprache zu fassen.

Ich könnte von allen Kirchen solche und ähnliche Ideen benennen, wo danach gesucht wird, in einer Welt dialogfähig zu werden, in der Muslime uns befragen und in der vor allen Dingen auch Menschen, die gar kein Interesse am Glauben haben, uns infrage stellen.

In unseren Kirchen haben wir zwei Aufgaben: Zum einen den Glauben in unseren Familien zu verkündigen. Die erste Missionarin im Leben eines Menschen – so auch bei mir und vermutlich bei vielen von Ihnen – ist wohl die eigene Mutter gewesen; dort muss der Glaube gestärkt werden. Beispielsweise ist fast jede Taufe, jede Beerdigung eine ökumenische Veranstaltung. Zum anderen müssen wir gemeinsam unser Zeugnis in dieser Gesellschaft geben, denn sie braucht die Erinnerung daran, dass Christus die Armen, Marginalisierten, Fremden und die am Rande Stehenden liebte. Zum Schluss in der „Charta Oecumenica“ heißt es in der zweiten Leitlinie: „Die wichtigste Aufgabe der Kirchen in Europa ist es, gemeinsam das Evangelium durch Wort und Tat für das Heil aller Menschen zu verkündigen.“³ Das interessanteste Wort in dieser Leitlinie ist das Wort „gemeinsam“. Die Menschen in diesem Land erwarten von uns, dass wir uns nicht untereinander streiten, sondern miteinander und gemeinsam das Zeugnis in Wort und Tat ablegen.

Stefan Kube:

Herzlichen Dank, Frau Rudolph. Wir gehen weiter in der Reihe auf dem Plenum und als nächster wird zu Ihnen Dr. Evgeny Pilipenko aus Moskau sprechen. Er hat Musik, Philosophie und Theologie in Moskau studiert und ist danach an meine Heimatuniversität in Münster gewechselt, wo er sein Promotionsstudium begann und auch zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Es ist auch ein Zeichen von Ökumene auf der wissenschaftlichen Ebene, dass er den dortigen Lehrstuhlinhaber, Dr. Thomas Bremer, im Semester 2011/2012 vertreten und als orthodoxer Theologe an einer römisch-katholischen Fakultät das Fach Orthodoxie/Ökumene unterrichtet hat. Derzeit ist Evgeny Pilipenko Dozent für Systematische Theologie am Doktorandenkolleg in Moskau, der so genannten gesamtkirchlichen Aspirantur und Doktorantur, und gleichzeitig Mitarbeiter am kirchlich-wissenschaftlichen Zentrum „Orthodoxe Enzyklopädie“.

3 Deutsche Textfassung der „Charta Oecumenica“ vom 22. April 2001 z. B. unter http://www.zentrum-oekumene-ekhn.de/fileadmin/content/Materialien/Dokumentationen/Charta_Oecumenica_neu_III.pdf (letzter Zugriff: 06.03.2014).

Dr. Evgeny Pilipenko:

Vielen Dank für die Einladung zu diesem Kongress! Ich wollte nur zwei ganz konkrete Gedanken zum Thema des Podiums, der ökumenischen Dimension der Glaubensverkündigung in der Welt von heute, sagen. Obwohl wir ganz unterschiedlich angezogen sind, stimmen meine Gedanken in vielem mit jenen von Father Andrew überein. Die Frage ist, ob Evangelisierung eine ökumenische Dimension haben muss oder nicht. Ich möchte in dem Prozess der Evangelisierung zwei Aspekte bzw. Richtungen unterscheiden, die im Endeffekt zueinander gehören und eine Einheit bilden. Es gibt also zwei Blickweisen auf die Evangelisierung, einerseits ad extra, andererseits ad intra. Bei einem Blick ad intra bedeutet Evangelisierung die Realisierung oder Vergegenwärtigung des Evangeliumideals in den Getauften selbst, also des Ideals in seiner Fülle. Das Wichtigste ist für uns und alle Christen der Friede, der Respekt zueinander und letztendlich die evangelische Liebe. Hier muss es zum Bewusstsein unter den Christen kommen, dass sie, alle Christen aller Traditionen, doch aus dem gemeinsamen, dem einen Evangelium leben und somit wenn nicht eine jurisdiktionelle, wohl aber die essenzielle Einheit und damit die Ganzheit des Christentums ausmachen. Dies ist das Ziel der internen Evangelisierung, sodass wir uns als Brüder und Schwestern Christi verstehen.

Die zweite Dimension, ad extra, also nach außen, ist das gemeinsame Glaubenswort, wie es Frau Rudolph bereits sagte, als sie die „Charta Oecumenica“, das Glaubenswort an die Welt, die Ökumene, und den gesamten Globus erwähnte. Dies beinhaltet auch das Glaubenswort an die gesamte heutige Welt in unserem Zeitalter, somit also auch eine säkulare Mission. Die Kirche muss sich an die Zeit einigermaßen anpassen, ohne die Wahrheit und die Essenz des Evangeliums zu relativieren. Sie ist keine Lokomotive in den politischen Prozessen dieser Welt, sondern ist in der spirituellen Dimension eine Lokomotive zum Himmel, und Christus hat uns die Aufgabe gegeben, so weise zu sein wie die Schlangen.

Grundvoraussetzung für eine angemessene Kommunikation unserer Kirchen mit dieser Welt ist es, plastisch zu sein, das geht hervor aus der Weisheit, die uns Christus aufgegeben hat. Für mich heißt das auch, dass die Evangelisierung als Mission auch pluralistisch sein muss. Daraus folgt, dass diese Mission auch eine ökumenische Dimension haben muss, um erfolgreich und dem Glaubenswort angemessen zu sein.

Stefan Kube:

Herzlichen Dank! Als letzter in der Reihe der Eingangsstatements wird der Krakauer Weihbischof Grzegorz Ryś zu uns sprechen. Er ist der Leiter der Kommission der Polnischen Bischofskonferenz zur Frage der Neuevangelisierung, beschäftigt sich seit Längerem mit der Frage der ökumenischen Dimension der Evangelisierung und kann uns daher auch aus seinem reichhaltigen Erfahrungsschatz berichten.

Weihbischof Grzegorz Ryś:

Ich stimme dem bereits Gesagten zu, dennoch möchte ich auch ein kleines „aber“ hinzufügen. Ich möchte zunächst von meiner Erfahrung in Krakau erzählen. Dort gab es in Bezug auf die Evangelisierung bis Oktober dieses Jahres bestimmte Aktivitäten und es nahmen 50 Kirchengemeinden an dieser Initiative in Krakau teil. Wir wussten, dass wir zu einem solchen Ereignis natürlich alle Kirchen einladen müssen, denn wenn wir beispielsweise vor den Menschen stehen, die ihren Glauben verloren haben, dann kommen diese nicht mehr in die Kirche. Wir sagen ihnen beispielsweise „Christus ist auferstanden“ und „Gott liebt euch“. Wenn wir nur das Trennende betonen, dann machen wir diese Botschaft, die wir haben, von Anfang an zunichte. Als ich aber diese 50 verschiedenen katholischen Gemeinden gefragt habe, ob sie mit all den Kirchen in Krakau zusammenkommen wollen, haben 20 „ja“ gesagt, 20 „nein“ und 10 haben sich enthalten. Das heißt, wir sind sozusagen in der Hälfte gespalten. Was kann man hierzu tun?

Man kann natürlich nichts weitergeben, was man selbst nicht hat. Evangelisierung ist keine Frage der Organisation, sondern eine Frage der Teil-

habe und Teilnahme. Hierbei sind nicht Strukturen, die wir selbstverständlich brauchen, das Wichtigste, sondern das Leben, das man weitergibt. In diesem Fall kann man eigentlich nicht lügen, denn wenn man das Leben weitergibt, kann man nur weitergeben, was man hat. Es geht gar nicht so sehr darum, dass ich in Krakau in guten Beziehungen mit lutherischen und orthodoxen Priestern stehe, denn unterm Strich haben wir den ersten Tag dieser Evangelisierungskampagne zusammen vorbereitet und darüber nachdenken müssen, was wir gemeinsam weitergeben können. In wichtigen Teilen des Evangeliums sind wir ja bereits vereint. Wir wissen, dass wir in der Taufe vereint sind, deshalb können wir zusammen beispielsweise auch das Kerygma angehen. Wir wissen auch, dass wir in Gott eine Gemeinschaft bilden: Wir Katholiken können zusammen mit Orthodoxen und Lutheranern die Evangelisierung beispielsweise in ein Fußballstadion hineintragen und hoffen, dass uns dort 20.000 Menschen erwarten. Dies ist etwas, was wir zusammen machen können. Alle zusammen könnten wir dann auch den Abschnitt aus dem Evangelium lesen, wo Nikodemus und Jesus zusammentreffen und im Anschluss jeder für sich still darüber meditieren. Danach können wir gemeinsam beten und beispielsweise eine Kollekte für das Hospiz in Krakau durchführen.

Am zweiten Tag der Evangelisierung geben dann die Menschen, die eingeladen worden sind, ihre persönlichen Antworten. Das heißt, es geht dabei nicht um die erste Proklamation oder um die Verkündigung, dass Christus gestorben und wieder auferstanden ist, dass Gott mich und uns liebt und ich Christus als meinen eigenen persönlichen Retter annehme. Es geht vielmehr um Antworten zu dem, was wir gemeinsam machen können, was nicht so einfach ist. Wenn wir zum Beispiel die Liturgie für uns organisieren, haben wir natürlich das Sakrament der Versöhnung. Was wir tun können ist, die Liturgie entsprechend aufzustellen und die evangelischen Pastoren einzuladen, die bereit sind, mit anderen zu sprechen.

Ich kann mir Ökumene auf andere Art und Weise nicht vorstellen. Meine erste Erfahrung der kirchlichen Trennung und Teilung geschah ein Jahr, nachdem ich geweiht wurde. Ich bin zusammen mit einer kleinen Gruppe von Studenten nach England gefahren, und wir haben an einer Kirche Halt gemacht, wo wir eine anglikanische Ordensfrau

trafen, die von der Liturgie zu uns kam. Nachdem wir uns ein wenig bekannt gemacht hatten, entschloss sie sich, einen Monat bei unserer Gruppe zu bleiben. Als wir dann aber die Heilige Kommunion feiern wollten, ist sie nicht hinzugekommen. Bis heute verspüre ich deshalb einen Schmerz, der auch Zeichen der Einheit ist. Wäre sie bei der Kommunion dabei gewesen, so hätten wir kein Problem. Aber so verspüren wir auch keinen Wunsch mehr, daran zu arbeiten und uns näher zu kommen. Wir können das nicht weitergeben, was wir selber nicht haben.

Die zweite Erfahrung: Die Kirchen, die sich am meisten der Evangelisierung verschrieben haben, sind die Freikirchen. Während der Planungen zur Evangelisierung Krakaus trat eine Gruppe aus dem Kreis des britischen freikirchlichen Predigers David Hathaway an mich heran und sagte, sie hätte alles vorbereitet. „Wir haben einen Ort, wir haben ein Zelt aufgestellt, wir haben außerdem jemanden eingeladen zum Spielen, zum Singen, jemand der Zeugnis ablegt für Christus.“ Sie sagten, „Kommt, schließt euch uns einfach an“, und ich musste fragen „Wer seid ihr?“ In Krakau gibt es nämlich keine einzige Freikirche. Es gibt zwar in der Theorie Gemeinsamkeiten, aber in der Praxis, das heißt im Leben, haben wir nichts gemeinsam. Was kann man in diesem Fall zusammen machen? Die Antwort lautet: „Kommt, lebt mit uns, betet mit uns, macht etwas mit uns.“ Wir brauchen eine echte Einheit, dann können wir etwas zusammen unternehmen und den Glauben verbreiten und verkünden. Vorher geht das nicht, wie sollte es auch? Das Ergebnis ist, dass die Teilung umso größer ist. Wie Sie es bereits sagten, brauchen, erwarten und wollen wir in der Theorie die Einheit. Aber wenn wir es falsch machen, dann bedeutet es, dass statt der Einheit eine große Kluft zurückbleibt. Es tut mir leid, denn ich weiß nicht, ob ich dies so hätte sagen sollen oder dürfen, aber so ist nun einmal meine Erfahrung.

Stefan Kube:

Wir werden nun mit einer Frage von Frau Rudolph an die anderen Podiumsteilnehmenden einsteigen. Danach werden wir in die offene Diskussion übergehen, für die Frau Dr. Kleck Ihre Fragen aus dem Plenum inzwischen vorliegen hat.

Oberkirchenrätin Barbara Rudolph:

Wir haben als evangelische Kirche Partnerschaften in Mittel- und Osteuropa fast ausschließlich mit kleinen Minderheitenkirchen, mit Ausnahme von Lettland, wo es, soweit ich weiß, eine relativ große Zahl an Lutheranern gibt. Meine erste Frage: Wofür brauchen die großen Kirchen in Mittel- und Osteuropa die kleinen Minderheitenkirchen?

Meine zweite Frage: Herr Weihbischof Ryś hat so schön beschrieben, wie es in Krakau ist und wie sie die Evangelisierung von Krakau für den Oktober vorbereiten. Der erste Tag stellt ja eine Einheit dar, aber bzgl. des zweiten Tages haben Sie gesagt, dass Sie nicht geben könnten, was Sie nicht hätten. Für mich stellt sich nun die theologische Frage: Haben wir wirklich etwas? Haben wir die Gnade? Haben wir das Sakrament der Versöhnung? Haben wir das Evangelium? Haben wir die Eucharistie? Oder wird sie uns nicht jeweils geschenkt bzw. ist uns dies alles nicht schon geschenkt? Wenn Gottes Gnade von unserer Annahme abhängt, dann hätte sie keine Chance. „Da ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren“, so singen wir mit Paul Gerhardt in seinem Weihnachtslied „Ich steh an deiner Krippe hier“. Das heißt, es ist uns in all unserer Gebrochenheit bereits geschenkt, was wir zeigen sollen und wollen. Dann kann es sein, dass wir auch eine Form der Versöhnung mit Gott feiern, die in der Freikirche anders aussieht als in der evangelischen Kirche, der orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche. Aber es ist dieselbe Versöhnung Gottes mit den Menschen, die er im Zweiten Brief an die Korinther, Kapitel 5, bezeugt: „Ich habe die Welt versöhnt mit mir selbst.“ Für mich wäre die Frage, ob wir nicht alle Bettler sind und uns aufeinander hinweisen sollten, wo es Brot gibt. Meine Frage ist also fast eine Predigt: Sind wir damit wirklich überzeugend, auch gegenüber den Menschen, denen der Glaube noch fremd ist?

Stefan Kube:

Darf ich zuerst Sie, Herr Weihbischof Ryś, und dann die anderen Teilnehmenden, sofern sie mögen, bitten, darauf zu antworten? Gerne können Sie auch Rückfragen an Frau Rudolph stellen. Was sind also unsere Gemeinsamkeiten, die uns allen schon geschenkt sind?

Weihbischof Grzegorz Ryś:

Hierzu muss ich erneut mit „ja“ und „nein“ antworten. Einerseits ja, denn die Gnade ist uns gegeben. Wenn sie uns nicht gegeben wäre, dann wäre es ja keine Gnade. Sie wird natürlich auch den Bettlern gegeben, sie wird gegeben ohne unser Zutun, ohne dass wir vorbereitet sind, und wir bekommen sie ohne unser Zutun. Deshalb hatte ich während des ersten Teils unseres Gesprächs den Eindruck, dass wir uns alle auf einer gewissen theoretischen Ebene einig sind. Was die Prinzipien angeht, so gehen wir konform. Wenn wir dann aber zusammen sagen, dass die Gnade gegeben ist und wir die Versöhnung durch Jesus Christus erfahren, können wir diesbezüglich sagen, dass wir uns einig sind. Was das Sakrament der Versöhnung betrifft, habe ich die Katholiken gebeten, zu uns zu kommen; die Lutheraner schicke ich zu den Lutheranern bzw. die orthodoxen Christen zu ihren Priestern, denn es gibt leider noch keine Gemeinschaft in der Eucharistie. Ich habe auch sehr gute Freunde aus anderen Konfessionen, aber wenn sie mich fragen „warum“, dann sage ich, „weil er ein sehr traditioneller Lutheraner ist und ich ein traditioneller Katholik“. Deshalb haben wir auch keine Angst und keine Scheu, etwas gemeinsam zu tun, gemeinsam zu beten und unser Leben gemeinsam zu leben. Wir haben keine Angst voreinander, weil wir wissen, wer wir sind.

Ich würde es mir also schon wünschen, dass wir einmal das Abendmahl gemeinsam nähmen, aber der Punkt ist noch nicht erreicht. Es ist besser, dass wir diesen Schmerz noch spüren, von dem ich vorher gesprochen habe. Wir können noch nicht einfach gemeinsam zum Abendmahl gehen. Dieser Schmerz ist also ein Zeichen der Einheit, und lieber empfinde ich diesen Schmerz anstatt dass wir die Uneinigkeiten, die es noch gibt, überspielen. Es ist einfach noch keine perfekte Einheit da, und ich möchte diese nicht einfach nur vorspiegeln.

Oberkirchenrätin Barbara Rudolph:

Ich möchte kurz antworten, aber auch noch eine weitere Frage an Herrn Weihbischof Ryś bzw. das gesamte Podium stellen. Eine Antwort könnte wie folgt lauten: Ja, wir sind alle Bettler und haben alle die Gnade und die Gabe des Evangeliums geschenkt bekommen, aber es gibt auch die Kunst des Bettelns und die Kunst des Betens, was jedoch

unterschiedlich sein kann, d. h. mit größerer oder kleinerer Intensität einen unterschiedlichen Effekt haben kann. Nun meine Frage: Wenn Sie, Herr Weihbischof, sagen, dass wir uns in der Theorie sozusagen alle einig sind, dann würde ich dem doch nicht ganz zustimmen. Wenn wir die Eucharistie nicht zusammen feiern können und dürfen, so heißt das doch, dass wir kein gemeinsames Verständnis davon haben. Dies ist auch eine der zentralsten dogmatischen Fragen. Aus unserer Sicht haben wir noch nicht alles geklärt, und es steht den Dogmatikern entsprechend noch bevor, dies weiter zu klären und den Dialog bezüglich der dogmatischen Fragen weiter zu führen.

Stefan Kube:

Ich spiele den Ball weiter an Frère Georg und bitte auch Sie um eine Reaktion auf die Frage von Frau Rudolph.

Frère Georg:

Bei der Frage, was wir denn haben, geht es natürlich auch um die Hoffnung, aus der wir leben. Vorhin wurde die versöhnte Verschiedenheit genannt, aber ich denke, da muss es doch auch immer etwas geben, was sichtbar ist. Wie können die Christen sichtbare Hoffnungszeichen der Einheit für die Menschen heute setzen in einer Zeit, wo viel Müdigkeit und Resignation herrschen?

Ich denke, dazu gehört es auch, die bereits an vielen Orten der Welt existierende Gemeinschaft der Christen vor Ort jeweils „gelten“ zu lassen. Wenn wir als Brüder manchmal in eine große Stadt aufbrechen und dort von den Kirchen eingeladen werden, beispielsweise um europäische Jugendtreffen vorzubereiten, so kommen wir mit leeren Händen in eine Stadt, besuchen die Christen vor Ort, beten zusammen und entdecken mehr und mehr, was schon gemeinsam gelebt wird.

Ich glaube, es braucht Mut, dies so zu bestätigen und sich danach zu richten. Die Texte kommen später. Entfernt sich, wer Texte für wichtiger hält, letztlich nicht vom Ruf des Evangeliums „Versöhne dich ohne Aufschub“?

Dr. Monika Kleck:

Ich beginne mit einer allgemeineren Frage aus dem Publikum, damit auch alle am Podium teilnehmen können. Zur ersten Frage: „Das Podium ist und redet ökumenisch, in der realen Wirklichkeit tun Kirchen, Kirchenobere und zuweilen Kirchenmitglieder sich aber schwer damit. Warum?“ Hier möchte ich mich mit einem eigenen Statement anschließen. Ich bin als Länder- und Projektreferentin u. a. zuständig für Rumänien, und dort haben die Kirchenoberen der Orthodoxie ihren Gläubigen und Priestern beispielsweise verboten, gemeinsam mit katholischen Christen zu beten. Hier tut man sich also sehr schwer. Warum ist dies so, und was kann man in einem solchen Fall tun?

Stefan Kube:

Ich würde vorschlagen, dass Father Andrew beginnt, da er eben keine Gelegenheit zu einer Stellungnahme hatte.

Father Andrew Onuferko:

Nun, ich war nicht sicher, ob ich zu dem, was vorher gesagt wurde, viel hinzuzufügen hätte. Die Frage der Ökumene und der Zusammenarbeit hängt natürlich vom guten Willen beider Seiten ab, und Rumänien – da bin ich mir ganz sicher – ist nicht das einzige Land, wo die Bischöfe es ihren Priestern verbieten, an einem gemeinsamen Gebet teilzunehmen. Generell ist dies ganz klar ein Zeichen für Misstrauen bzw. fehlendes Vertrauen. Wir sollten den anderen nicht richten, wir sollten auch nicht überrascht sein, denn Jahrhunderte der Teilung, des fehlenden Vertrauens, des Misstrauens und die politische Situation im 20. Jahrhundert, die genau diese Teilung unter den Christen ausgenutzt hat, um eben eine weitere Teilung voranzutreiben, haben zu all diesen Punkten geführt, mit denen wir umgehen müssen. Und wenn wir uns mit einer Situation konfrontiert sehen, wo ein Dialogpartner fehlt, dann müssen wir zurückgehen zu dem, was ich in meiner Rede gesagt habe, nämlich zum Beten. Wenn wir mit den anderen beten können, dann sollten wir das tun. Wenn nicht, dann sollten wir für den anderen beten. Aber ich glaube wirklich, dass das Gebet das Hauptinstrument ist. Unterm Strich

ist es ja nicht das, was *wir* wünschen, sondern was der *Heilige Geist* will. Wir alle wollen, dass der Heilige Geist die Einheit der Kirche will. Entsprechend müssen wir unsere Wünsche anpassen, damit unser Wunsch dem des Heiligen Geistes entspricht und damit wir eben diesem Geist im Gebet Ausdruck verleihen.

Stefan Kube:

Frère Georg, die Frage, die wir gehört haben, müsste vielleicht etwas umformuliert werden. Warum gelingt es gerade in Taizé, solche Gebetsräume zu schaffen, wo Christen aus den unterschiedlichen Konfessionen und sogar nichtgläubige Agnostiker zusammen beten können? Und warum haben wir in anderen Kontexten so große Schwierigkeiten, als Christen gemeinsam zu beten?

Frère Georg:

Wir Brüder sind erstaunt, und ich kann die Frage sicherlich auch nicht beantworten. Es ist ein Geschenk, was uns da gegeben ist, und ich glaube, einander empfangen lassen, sich einander empfangen und annehmen, spielt in großer Einfachheit auch eine große Rolle. Da wir keine großen Möglichkeiten haben, leben die Jugendlichen eine Woche auf engstem Raum zusammen und sind praktisch gezwungen, auf vieles zu verzichten; dies ist sicherlich auch maßgeblich für eine Öffnung für das Wesentliche.

Als konkretes Beispiel möchte ich kurz erzählen, was ich vor zwei Wochen von einem Jugendlichen gehört habe: Jeden Morgen gibt es eine Einführung in einen Bibeltext durch einen unserer Brüder. Anschließend treffen sich die Jugendlichen unter sich in kleinen Gruppen, um sich gemeinsam über diesen Text auszutauschen und um einander zuzuhören. Wie berührt das Evangelium unser Leben hier ganz konkret? Eine kleine, internationale Gruppe junger Menschen aus verschiedenen Ländern hat sich einige Tage getroffen, ausgetauscht und sie sagte sich: „Müssen wir nicht auch zusammen beten und nicht nur miteinander reden?“ Natürlich gibt es dreimal am Tag das Gebet von uns Brü-

dern mit allen Gästen zusammen, aber nicht in der kleinen Gruppe. Sie sind also zu dritt in die Kirche gegangen, setzten sich vor die Dreifaltigkeitsikone und beteten zusammen. Plötzlich stellten sie fest, dass einer von ihnen orthodox, der andere katholisch und der Dritte im Bund protestantisch ist. Sie stellten fest, wie es ist, sich gemeinsam in ihrer Vielfalt, die da ist vom Dreieinigen empfangen zu lassen. Ich glaube, das ist eine konkrete Erfahrung, die Jugendliche machen können.

Stefan Kube:

Danke schön! Die Frage von Frau Dr. Kleck bezog sich ein wenig auf das Beispiel Rumänien. Herr Dr. Pilipenko, vielleicht können Sie als Vertreter der orthodoxen Kirche kurz dazu Stellung nehmen. Die Frage ging um die Diskrepanz zwischen der hehren ökumenischen Vision und der oftmals traurigen Wirklichkeit vor Ort und auch darum, dass gerade in mehreren orthodoxen Ländern immer wieder Schwierigkeiten auftreten. Könnten Sie bitte auch kurz skizzieren, wie die Situation vor Ort in Russland ist?

Dr. Evgeny Pilipenko:

Die Situation ist in allen Ländern die gleiche, egal ob in Russland, Italien, Deutschland oder Rumänien. Ich werde versuchen, die Frage zu beantworten und einige Aspekte anzudeuten, obwohl es vielleicht ein wenig seltsam klingen wird, wenn ein Laie über die Probleme des Klerus spricht. Ich werde versuchen, etwas tiefer zu gehen, obwohl bei fast jedem kreativen Prozess die Schwierigkeit besteht, zwischen Vision und Realisierung zu unterscheiden. Die Bischöfe als diejenigen, denen hierarchisch gesehen die große Verantwortung für die Kirche und für ihre Diözese aufgegeben wurde, verstehen dies als Verpflichtung, die einen großen Komplex von Fragen beinhaltet. Die Gebete von uns Laien sind wahrscheinlich der wichtigste Aspekt unter vielen, es gibt aber auch noch die Sakramente, die Dogmatik, die Pastoral und andere Fragen. Alles liegt als Last auf den Schultern der Bischöfe, die alles regulieren und umsetzen müssen. Deswegen – so denke ich – gibt es diesen Widerstand der Materie, also der Umstände. Viele Bischöfe mögen ähn-

liche Visionen haben wie wir Podiumsteilnehmer, aber wir tragen nicht eine solche Verantwortung für eine Diözese oder sogar für die ganze Kirche. Vielleicht empfinden wir es deshalb als Trägheit. Seien wir also fair zu ihnen.

Dr. Monika Kleck:

Erlauben Sie mir, kurz zu intervenieren, weil noch neue Fragen angekommen sind, die sich direkt anschließen: „Man spricht immer wieder darüber, dass Neuevangelisierung konkrete Erfahrungen brauche. Wie kann man diese konkreten Erfahrungen einer ökumenischen Gemeinschaft in unserer Kirche schaffen?“ Und als zweite Bemerkung und Frage: „Als konkrete Erfahrung wurde immer wieder das gemeinsame Beten genannt. Wenn das aber nicht funktioniert oder verboten ist, kann oder darf man dann überhaupt im sozialen Bereich zusammenarbeiten? Wie stehen diese Dinge zueinander?“

Stefan Kube:

Ich würde hierzu gerne das Wort zunächst an Weihbischof Ryś geben, weil er von den Erfahrungen des gemeinsamen Betens in Krakau berichtet hat, und bitte ihn, uns auch den Aspekt, wo wir andere Erfahrungsräume haben, kurz zu erläutern. Wo können wir als Christinnen und Christen einander begegnen?

Weihbischof Grzegorz Ryś:

Zunächst einmal möchte ich sagen, dass das Gebet nicht nur eine Frage dessen ist, was erlaubt ist oder nicht. Ein Gebet ist vielmehr eine „*Conditio sine qua non*“, das heißt, wenn es darum geht, die Geschenke Gottes anzunehmen, dann ist es einfach etwas Gegebenes, ein Muss. Christus sagt dazu: „Betet und ihr werdet empfangen.“ Wenn man es aus dem Griechischen in der eigentlichen und korrekten Übersetzung liest, hört es sich aber wie folgt an: „Betet, und ihr werdet annehmen.“ Die Bedeutung des Gebets ist derartig ausgeprägt und so tief verwurzelt, dass man sagen kann: Wenn wir nicht beten, handeln wir gegen den Willen Gottes.

Es gibt eine Stellungnahme des polnischen Episkopats und der orthodoxen Kirche in Moskau, die im August von Erzbischof Jozef Michalik und vom Patriarchen Kyrill I. in Warschau unterzeichnet worden ist. In Polen gab es in den Medien reichlich Kommentare darüber, in vielen Zeitungen wurde darüber geschrieben. Die Gründe waren gar nicht religiöser, sondern politischer und nationaler Art, aber natürlich auch geschichtlich begründet. Wenn man aber die religiösen Motive durch politische und nationale ersetzt, werden diese zu Hindernissen gegen den Willen Gottes.

Was kann man in diesem Fall tun? Man kann zu Gott beten, dass er diese in uns bestehenden Hindernisse aufbricht. Andernfalls kann man nicht die Gabe der Einheit annehmen. Wenn man aber nicht *gemeinsam* beten kann, weil es verboten ist, kann man stattdessen *füreinander* beten. Dies ist äußerst wichtig, weil wir ansonsten nichts machen können und keinerlei Handhabe haben. Wenn der Glaube nicht persönlich ist, kann er leicht zu einer Ideologie verkommen und man trägt ihn dann als Standarte vor sich her; dies kann jedem passieren. Um Abhilfe zu schaffen, können wir als Geistliche den Glauben auf persönliche Art und Weise predigen. Aber was bedeutet Evangelisierung? Jemandem, Ihnen und auch mir die Person Jesus Christus zu verkündigen. Es ist eine Frage der persönlichen Annahme Jesu Christi in der Gemeinschaft, in einem kirchlichen Kontext, aber dennoch persönlich. Auch in der Gemeinschaft und im kirchlichen Kontext muss jeder Jesus Christus persönlich annehmen. Wenn dies nicht geschieht, verkommt der Glaube zur Ideologie, dann beginnen die Kämpfe, und die Trennung wird immer stärker ausgeprägt.

Stefan Kube:

Frau Rudolph, Sie sind zwar keine Bischöfin, aber doch in einer leitenden Position in der evangelischen Kirche im Rheinland tätig. Ich darf auch Ihnen die Frage stellen: Empfinden Sie ebenso die Diskrepanz, über die wir gerade diskutiert haben, dass viele Laien aus theologischen oder anderen Gründen sehr viel mehr wollen als die Kirchenleitung? Wo kann man sich begegnen?

Oberkirchenrätin Barbara Rudolph:

Ich habe sehr viele gute Erfahrungen mit Bischöfen und der Kirchenleitung gemacht, aber auch sehr viele schlechte Erfahrungen mit Laien an der Basis und umgekehrt, sodass ich dieses Gegenüber als künstlich empfinde. Dies gilt sowohl für die römisch-katholische als auch für die evangelische Kirche. Ich bin darum nicht geneigt, an dieser Stelle Klischees zu bestätigen: als wäre die Basis grundsätzlich fortschrittlicher als die Kirchenleitungen. Außerdem würde ich, wenn ich gegen die Kirchenleitung spreche, gegen mich selber sprechen, und ich glaube, ich habe ein „oecumenical desire“, eine Begierde nach Ökumene. Für die katholische, die orthodoxe und auch für die evangelische Kirche gilt: Es gibt durchaus Menschen, beispielsweise ganz normale Gemeindemitglieder, die so selbstgenügsam in ihrem eigenen Saft schmoren, dass sie nichts anderes wollen, wobei Selbstgenügsamkeit als große Sünde in der „Charta Oecumenica“ bezeichnet wird. Ich glaube, dass dies eine Gefahr in allen Kirchen ist.

Ich sprach von der Sünde des Institutionalismus oder der Selbstgenügsamkeit. Wenn uns das Organisieren so beschäftigt, dass wir den, der diese Kirche leitet und durch den sie zu Wort und Tat kommen will, vergessen oder hintanstellen, dann glaube ich, erfahren wir Ökumene nicht mehr. Ich bin mir aber sicher, dass jede und jeder hier in diesem Raum auch gute Ökumene-Erfahrungen erzielen kann. Das letzte halbe Jahr im Bistum Trier war für mich sehr bewegend, vor allem die Wallfahrt zum Heiligen Rock, eine sehr katholische Form der Frömmigkeit, zu der der Trierer Bischof uns evangelische Christinnen und Christen eingeladen hat. Wir haben dabei sehr viel gelernt und sind beiderseitig ganz weit aus der Selbstgenügsamkeit herausgekommen – auch da würde ich keine Trennung mehr zwischen Kirchenleitung und Basis vornehmen. Ich sage Ihnen, jede Taufe in einer evangelischen Kirche ist in der Regel eine ökumenische Veranstaltung, da meist auch katholische Verwandte, Angehörige oder Freunde anwesend sind; dies gilt auch für Beerdigungen. Die große Frage ist, ob ich es als ein Geschenk wahrnehme, dass wir unser geistliches Leben bereits zusammen leben, oder ob ich es ignoriere.

Ich bin sehr traurig über das, was Sie, Frau Kleck, aus Rumänien berichten. Es gibt im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) eine lange Dis-

kussion über das gemeinsame Beten von orthodoxen und reformatorischen Kirchen. Der ÖRK hatte eine hervorragende, von beiden Seiten paritätisch besetzte Sonderkommission, die gemeinsam erarbeitet hat, was und wie wir zusammen beten können und wo es Trennungen gibt. Dass die Rumänen anscheinend an dieser Stelle aussteigen, finde ich sehr bedauerlich, da es ein zusammen erarbeiteter Kompromiss ist. Wir sagten im ÖRK: „If we don't pray together, we cannot stay together!“ Die Variante der Deutschen, die sich am meisten an der Finanzierung des ÖRK beteiligen, lautet: „If we don't pray together and if we don't pay together, we cannot stay together.“ Auch dies ist ein Aufruf an die orthodoxen Kirchen, die seit der Wende zum Teil sehr reich geworden sind, mehr zur Ökumene beizutragen. Insofern verstehe ich die erwähnte rumänische Entwicklung wirklich nicht.

Stefan Kube:

Lassen Sie uns die Finanzlage später klären. Es gibt eine Reihe weiterer Fragen bei Frau Kleck.

Dr. Monika Kleck:

Mir liegen noch zwei Fragenkomplexe vor. Der eine schließt sich an die Fragen der gemeinsamen Erfahrungen an, der andere gehört zu einem ganz anderen Feld. Zum Thema gemeinsame Erfahrungen liegen mir zwei Beispiele vor: Einerseits das eines Bischofs in Südrussland, der einem Priester, dessen Kollege 500 km weit entfernt lebt, zustimmt, wenn er beim orthodoxen Bischof beichten kann. Andererseits das eines deutschen Pfarrers, der einem Mitbruder Vorwürfe macht, weil dieser einem muslimischen Freund „gestattet“, für ihn in seiner Krankheit zu beten. Der Grund: Katholiken dürfen für Muslime beten, es aber nicht zulassen, dass Muslime für sie beten. Also zwei sehr unterschiedliche Beispiele, wie Ökumene funktioniert oder auch nicht.

Außerdem habe ich eine ganz konkrete Frage an Frau Rudolph, in der es um Erfahrungen geht: „Ist für die EKD die Nutzung der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift in der täglichen Kirchenpraxis wich-

tig?“ Damit verbunden eine weitere Frage zur Evangelisation ad intra: „Inwieweit können wir zusammenleben – oder sind wir verschiedene Spuren des Corpus Mysticum Christi? Müssten wir nicht zu einem Paradigmenwechsel kommen und hier ein Zitat aus dem Philipperbrief anführen ‚Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Jesus Christus entspricht‘ (Phil 2,5)?“ Es geht hier also überall um eine Erfahrung, die möglich ist oder auch nicht.

Oberkirchenrätin Barbara Rudolph:

Die Einheitsübersetzung ist eine einheitliche Übersetzung für alle Diözesen der römisch-katholischen Kirche, an der meines Wissens auch evangelische Theologinnen und Theologen mitgewirkt haben. Die große Einheitsübersetzung, die auch die deutsche Sprache geeint hat, ist bekanntermaßen die Luther-Übersetzung, die für uns in der Tat sehr prägend ist. Es gab in der Zeit um 1500 bzw. 1600 das Niederdeutsche und verschiedene hochdeutsche Sprachdialekte. Durch die Luther-Übersetzung wurde die deutsche Sprache insgesamt sehr beeinflusst. Deshalb sprechen wir in Deutschland eigentlich alle den anhaltinisch-thüringisch-sächsischen Dialekt, den er gesprochen hat. Der Sprachduktus kommt von dort her, und das hat natürlich unser Sprachverhalten sehr geprägt. In der evangelischen Kirche gibt es jedoch keine einheitlich verbindliche Übersetzung. Neben der Luther-Übersetzung wird zum Beispiel ebenso die vor ein paar Jahren neu bearbeitete und allgemein sehr geliebte und geschätzte Zürcher Übersetzung benutzt, auch die Einheitsübersetzung der katholischen Kirche, die wir in vielerlei Hinsicht sehr schätzen. Am meisten lieben wir es, wenn der Pfarrer oder die Pfarrerin im Laufe der Woche den Predigttext selber einmal übersetzt hat, um dann auch wirklich in die Sprache der Bibel hineinzukommen.

Stefan Kube:

Würden Sie bitte auch noch auf die Frage der Evangelisierung ad intra eingehen?

Dr. Monika Kleck:

Genau, es stand die Frage im Raum, ob man nicht einen Paradigmenwechsel in der Ökumene braucht, der sich im Folgenden Sinne auf den Philipper-Brief bezieht: „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Jesus Christus entspricht.“

Stefan Kube:

Darf ich Sie, Herr Dr. Pilipenko, hierzu um eine Antwort bitten?

Dr. Evgeny Pilipenko:

Meiner Meinung nach ist es offensichtlich, dass es zu einem Paradigmenwechsel sowohl in der christlichen Ökumene als auch in der Glaubensverkündigung kommen muss, da sich die Welt auch verändert und u. a. globalisiert hat. Wenn Christen der Welt etwas sagen wollen – und eigentlich müssten sie das tun –, dann müssten sie auch das Paradigma wechseln, aber ich denke, dass das im Prinzip kein neues Paradigma ist. Schon die ersten Apologeten sprachen zur Welt in der Sprache der Welt und in der philosophischen Terminologie von damals. Ein Paradigmenwechsel in der christlichen Ökumene würde bedeuten, dass sich das Weltchristentum grundsätzlich als eine fundamentale Einheit erkannt hätte. Dann könnten wir zum Zusammenleben gelangen bei der Beibehaltung von verschiedenen traditionellen und kirchenhistorischen Spuren. Wie bereits gesagt: Offensichtlich ist diese Einheitsvision aller Christen noch nicht die einer jurisdiktionellen Einheit, aber doch einer Ganzheit. Es ist vielleicht noch zu erforschen bzw. zu klären, ob es sich nun um ein Corpus Mysticum oder eher um eine Unio Mystica im Sinne einer Einigung des bereits Geteilten handeln sollte und worin sie besteht.

Stefan Kube:

Ich gebe die Frage auch noch einmal an Father Andrew weiter, weil auch Sie stark die Rolle der Gemeinden bei der Evangelisierung ad intra betont haben, wo eine Verknüpfung stattfindet und man eben diese

Unterschiede erfahren und auch lernen kann, mit ihnen umzugehen. Die Gemeinde ist also ein Ort, wo dieser Paradigmenwechsel stattfinden kann?

Father Andrew:

Ja, aber ich möchte trotzdem noch einen anderen Punkt ansprechen. Um dies tun zu können, werde ich auch Ihre Zusammenarbeit und Mithilfe brauchen und bitte Sie alle, bei einer kurzen Umfrage jeweils die Hand zu heben. Wie viele hier sind Mitglied einer katholischen Kirche, römisch-katholisch oder eine anderen Form? Wie viele hier sind außerhalb der katholischen Kirche? Vielleicht sollte ich auch fragen, wie viele beim ersten Mal nicht die Hand gehoben haben. Wie viele hier gehören einer Nationalität innerhalb der EU an? Wie viele hier haben einen deutschen Pass? Wie viele haben mehr als einen Pass?

Sehen Sie, dies war eine Fangfrage, denn Sie sollten eigentlich *alle* Ihre Hand heben. Der Grund ist nämlich folgender: Wir leben in einer Zivilgesellschaft, und was uns zusammenhält, ist die Tatsache, dass wir durch die Taufe ja auch Bürger des Königreichs Gottes sind. So wie wir unsere Existenz in dieser Welt verstehen, müsste es so sein, als wenn wir eine doppelte Staatsbürgerschaft hätten. Das heißt: Wir sind vielleicht Bürger Deutschlands, Italiens, der Ukraine oder Staatsbürger der Vereinigten Staaten und haben bestimmte Rechte, Pflichten und Privilegien, die uns eben auf dieser Grundlage der Staatsbürgerschaft gegeben wurden. Aber als Bürger des Königreichs Gottes haben wir ebenso bestimmte Rechte, Privilegien und Verpflichtungen. Und wenn wir uns nun die Evangelisierung als übergreifendes Thema unserer Konferenz ansehen, dann verstehen wir wohl alle, dass diese doppelten Staatsbürgerschaften manchmal zueinander im Konflikt stehen. Es ist die Hoffnung und das Gebet derer, die den christlichen Glauben leben, dass, wenn es zu solch einem Konflikt kommt, wir uns auf jene Staatsbürgerschaft berufen, die nicht mit unserem Tod endet, sondern natürlich in die Ewigkeit fort dauert. Vom ökumenischen Standpunkt aus müssen wir uns als Inhaber von Pässen dieses einen etablierten Königreichs Gottes gegenseitig anerkennen. Deshalb müssen wir uns vor Augen halten, was wir

gemeinsam haben, egal, welche Pässe wir in der realen Welt haben, mit denen wir Grenzen überschreiten. Es gibt eine Grenze, für die wir alle den gleichen Pass haben; dies müssen wir anerkennen und respektieren.

Dr. Monika Kleck:

Ich habe noch folgende Frage vorliegen: „Müssten die bisherigen europäischen Ökumenischen Versammlungen in Basel, Graz und Sibiu nicht konsequent fortgesetzt werden?“ Da in Basel ja das Thema „Frieden, Gerechtigkeit, Wahrung der Schöpfung“ war, möchte ich eine weitere, konkretere Frage hier anschließen: „Inwieweit können die dogmatisch-institutionellen Unterschiede als Ausdruck kulturell-ökologischer Unterschiede betrachtet werden? Und da es die ökologische Vielfalt in der einen Schöpfung gibt: Inwieweit kann diese innerhalb einer größeren Einheit gelten?“

Stefan Kube:

Weihbischof Ryś, ich weiß nicht, ob Sie an diesen drei Versammlungen teilgenommen haben. Ich möchte Ihnen aber zuerst die Gelegenheit geben, darauf zu antworten. Sollen und müssen diese Traditionen nicht fortgesetzt werden?

Weihbischof Grzegorz Ryś:

Ich möchte vorab noch etwas sagen, denn ich habe noch einmal über die erwähnte Evangelisierung ad intra nachgedacht. Gestern haben wir gehört, dass es nur ein Motiv und einen Grund gibt, warum man sich dem Evangelium verschreiben sollte, nämlich die persönliche Seite. Es geht also nicht um die Glaubenskrisen in der Welt, sondern um die persönliche Seite. Deshalb ist Evangelisierung ad intra so wichtig, denn ohne diese Seite würde es überhaupt keinen Grund geben, sich auf das Evangelium zu verlegen. Ich glaube, ich habe unzählige Journalisten-Fragen beantwortet, die stets lauteten: „Brauchen wir die Evangelisierung in Polen?“ Natürlich habe ich immer mit „Ja“ geantwortet, weil die Zahl der Gottesdienstbesucher sinkt, sich immer weniger Männer weihen

lassen und so weiter und so fort. Dies ist der offizielle, aber nicht der einzige Grund. Weil wir einen persönlichen Glauben in uns haben, müssen wir wie Apostel unaufhörlich über diesen reden, über das, was wir gesehen und gehört haben.

Bevor ich Bischof wurde, war ich Geschichtspräsident an der Päpstlichen Akademie in Krakau. Zu Vorlesungen über Luther habe ich als Gastredner immer einen lutherischen Priester eingeladen, denn ich wollte nicht selbst vom katholischen Standpunkt aus über die Lutheraner und ihre Traditionen sprechen, obwohl ich selbstverständlich weiß, was Luther gesagt hat. Warum habe ich dies gemacht? Es ist wesentlich wichtiger, jemanden einzuladen, dem man zuhört, als selbst über eine Sache zu reden, denn wenn man zuhört, versteht man besser, was gemeint ist. Dann wird man auch entdecken, dass die Unterschiede nicht so groß sind, wie man vielleicht vorher dachte. Gerade beim ökumenischen Dialog ist es das Wichtigste, der anderen Seite zuzuhören. Denn das Problem liegt darin, dass wir glauben zu wissen, was die Lutheraner denken und glauben, und sie wiederum meinen zu wissen, was wir denken und glauben. Dies gilt natürlich auch in Bezug auf orthodoxe Gläubige und Gläubige anderer Konfessionen.

Stefan Kube:

Frère Georg, Sie organisieren jedes Jahr europaweite ökumenische Treffen. Braucht es Ihrer Meinung nach solche Begegnungen in welcher Form auch immer, wo sich Christen aus verschiedenen Ländern Europas treffen und austauschen können?

Frère Georg:

Ich denke, dass die ökumenischen Versammlungen sicherlich ganz wichtig sind. Gleichzeitig können wir aber auch allen Christen zutrauen oder zumuten, dass wir alle stets auf die Fülle der Offenbarung Christi hin unterwegs sind. Die persönliche Erfahrung in unserer Kirche vor Ort ist häufig beschränkt und vielleicht allzu oft ernüchternd, sehen wir doch insbesondere die Grenzen, Verfehlungen, die nicht unserem Durst

nach dem Absoluten in uns entspricht. Wenn wir uns aber aufmachen, Christus in den anderen zu entdecken und ihn auch im Leben der anderen Kirchen zu entdecken, erfahren wir die Universalität und Weite der Gemeinschaft der Kirche. Dies scheint mir ein Weg zu sein, auch meine konkrete Kirche vor Ort, die eigene Gemeinde, mit all ihrer Unzulänglichkeit als Teil des Geheimnisses im Plan Gottes zu sehen.

Und wir kennen einander niemals genug. Bei den von Taizé vorbereiteten Treffen kommen Jugendliche aus ganz Europa zusammen und werden von einer Ortskirche oder von den Kirchengemeinden vor Ort empfangen. Es geht ganz einfach um die Erfahrung eines geteilten Lebens und darum, für einige Tage zu Gast zu sein, Teil zu haben, einander zu ermutigen, einander Hoffnung zu geben und auch, Christus intensiver zu suchen und aus ihm zu leben. Diese Erfahrungen sind ganz wichtig.

Vielleicht noch ein zweites Beispiel dazu: In vielen Ländern Westeuropas, vielleicht auch in Deutschland, würden wir sagen, man kennt sich doch gegenseitig und zwischenkirchlich gut und es gibt doch bereits viele Kontakte vor Ort. Dem ist aber nicht überall so. In Taizé beobachten wir auch oft, dass sich Jugendliche selbst aus demselben Land, aber aus unterschiedlichen Pfarreien und Kirchen zu Beginn untereinander noch sehr fremd sind. Dann merkt man, dass eine Woche gerade lang genug ist, um einander besser kennenzulernen. Oft entsteht bei den Jugendlichen dann aber der Wunsch, sich gegenseitig zu besuchen, um etwas vom Glauben miteinander zu teilen, wie sie ihn im Alltag leben. Daraus sind mancherorts kleine Initiativen wie die „Tage des Vertrauens“ in verschiedenen Städten der Ukraine entstanden, wo wir auf einer Art Pilgerweg mit Jugendlichen unterschiedlicher Konfession in verschiedenen Kirchen Halt gemacht haben und zu Gast waren, um zu beten und uns kennenzulernen.⁴ Dabei erleben sie, was Christen in dieser Gemeinde bewegt und wie sie leben. Sich einander immer tiefer kennenzulernen, weitet das Herz hin zur Fülle der Offenbarung Christi.

4 Vgl. dazu unten S. 231f.

Stefan Kube:

Vielen Dank! Die Frage zum ökumenischen europäischen Prozess möchte ich gerne an Frau Rudolph weitergeben, verknüpft mit einer weiteren Aufforderung, die einer prophetischen Gabe bedarf. Welches Thema würden Sie sich im Falle einer weiteren Ökumenischen Versammlung wünschen?

Oberkirchenrätin Barbara Rudolph:

Wir hatten ja bereits die Frage nach der Unterschiedlichkeit: Kann man diese nicht auch als kulturell- und Temperament-bedingt deuten? Die ökumenische Diskussion unterscheidet zwischen theologischen und nicht-theologischen Faktoren. Metropolit Augustin von Deutschland, der für die byzantinische Orthodoxie spricht, hat vor Kurzem gesagt, dass dies einer der wesentlichen Faktoren ist, die uns trennen. Diese Erkenntnis hatten wir im Protestantismus, als wir vor 40 Jahren die Kirchengemeinschaft der Evangelischen Kirchen Europas gründeten, und wir realisierten, dass es nicht immer etwas mit dem Willen Gottes zu tun hat, wenn wir so verschieden sind, sondern auch mit den Zufälligkeiten der Geschichte. Wenn wir diese überhöhen und ideologisieren, kommen wir zu einer Trennung, die Gott schon längst überwunden hat. Deshalb sprechen wir von der versöhnten Verschiedenheit, beispielsweise zwischen Männern und Frauen, zwischen Nicht-Ordinierten und Ordinierten, zwischen Kindern und Jugendlichen, Alten und Greisen und von vielen anderen Unterschiedlichkeiten. Gott sucht sich eben Stimmen ganz unterschiedlicher Tonlagen aus, und wenn es gut ist, dann wird daraus ein schöner, großer, gemischter Chor. Ich hoffe, dass wir Europa dies anbieten, und in dieser Hinsicht würde ich auch eine vierte Ökumenische Versammlung befürworten.

Ich denke, dass Renovabis mit dem Thema „Zeugnis geben in Wort und Tat in Europa“ ein sehr wichtiges und gutes Thema gewählt hat. Dennoch sehe ich im Moment, dass die Organisatoren der ersten drei europäischen Versammlungen in Basel (1989), Graz (1996) und Sibiu/Hermannstadt (2007), das heißt der Europäische Rat der Bischofskonferenzen (CCEE) auf der einen Seite und die Konferenz Europäischer

Kirchen (KEK) auf der anderen Seite, erst einmal wieder Geld und Kraft haben müssten, um eine vierte europäische Ökumenische Versammlung zu organisieren. Was Deutschland betrifft, behaupte ich, dass die Ökumenischen Kirchentage so etwas wie indirekte europäische Versammlungen sind. Wenn man beispielsweise die Teilnehmer des Ökumenischen Kirchentages in München 2010 seitens der katholischen Kirche und der orthodoxen Kirchen betrachtet, so war ganz Europa, ja die ganze Welt versammelt. Ebenso war das auch 2003 in Berlin. Dies sind Möglichkeiten, sich zu treffen, und ich glaube, wir kommen nicht umhin, weiter an diesem Zusammenwachsen Europas zu arbeiten, um des Zeugnisses Willen, das wir in diesem Teil der Welt zu geben haben. Dies gilt jedoch nicht nur für Europa, sondern für die ganze Welt. Im Moment merken wir, wenn es Europa schlecht geht oder wenn es nur mit sich selbst beschäftigt ist, dann geht es auch den Menschen in Afrika und Asien schlecht. Wenn also Europa und die Christinnen und Christen in Europa fähig sind, ihren kleinen Kontinent der Welt gegenüber zu öffnen und deren Probleme zu sehen, dann geht es auch der Welt insgesamt besser. Insofern haben wir einen viel größeren Auftrag, als nur die versöhnte Verschiedenheit von Christinnen und Christen in dieser Welt zu schaffen.

Dr. Evgeny Pilipenko:

Ich stimme Frau Rudolph insofern völlig zu, dass die Ökumenischen Versammlungen und deren Themen sehr wichtig und interessant sind. Ich will aber auch sagen, dass neben diesen Versammlungen, die in der großen Masse eher einen praktischen Charakter haben, auch die Theologie eine wichtige Rolle in der Ökumene spielt. Um die Professionalität der ökumenischen Theologie zu gewährleisten, sollte man auch Ökumeniker als Theologen im Blick behalten. Deshalb wünsche ich mir, dass neben lokalen Fachleuten auch die wirklich großen Theologen daran teilnehmen und es in den Versammlungen beispielsweise auch um die ökumenische Theologie und um Theorien der ökumenischen Prozesse geht.

Stefan Kube:

Obwohl wir noch länger über die ökumenischen Dimensionen der Evangelisierung diskutieren könnten, müssen wir nun zum Schluss kommen. Ich danke nochmals allen Referenten und der Referentin für ihre Bereitschaft, Statements zu geben und sich den Fragen der Teilnehmenden zu stellen. Ich denke, wir hatten eine sehr lebendige und auch vielgestaltige Diskussion. Auch hierfür Ihnen allen einen herzlichen Dank!





Bischof em. Adrian van Luyn SDB,
Rotterdam/Bonn

Neue Wege der Evangelisierung in Europa

Wer sich ein umfassendes Bild von Europa verschaffen will, sollte zum nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Ecclesia in Europa“ vom 28. Juni 2003 greifen, dem sehr umfangreichen und noch immer nachwirkenden Schreiben von Papst Johannes Paul II. zum Thema „Jesus Christus, der in seiner Kirche lebt – Quelle der Hoffnung für Europa“:¹ Viele Aspekte dessen, was ich hier sagen werde, finden wir in „Ecclesia in Europa“: Der Papst erwähnt als eine der Herausforderungen für die Kirche in Europa u. a. „den Verlust des christlichen Gedächtnisses und Erbes, begleitet von einer Art praktischen Agnostizismus und religiöser Gleichgültigkeit ...“; die „langsam voranschreitende Überhandnahme des Säkularismus“ (Nr. 7); eine „Angst vor der Zukunft ... die innere Leere, die viele Menschen peinigt, und den Verlust des Lebenssinns“; ... „die Zunahme einer allgemeinen sittlichen Gleichgültigkeit und ..., in Zusammenhang mit der Ausbreitung des Individualismus, die wachsende Schwächung der Solidarität“ (Nr. 8). „Die europäische Kultur“, so stellt der Papst fest, „weckt den Eindruck einer schweigenden Apostasie seitens des satten Menschen, der lebt, als ob es Gott nicht gäbe“ (Nr. 9).

Unverkennbare Areligiosität oder Ungläubigkeit ist ein neueres westliches Phänomen. Anthropologen haben nirgendwo anders eine Kultur

1 Nachsynodales Apostolisches Schreiben „Ecclesia in Europa“ von Papst Johannes Paul II. an die Bischöfe und Priester, an die Personen gottgeweihten Lebens und an alle Gläubigen zum Thema „Jesus Christus, der in seiner Kirche lebt – Quelle der Hoffnung für Europa“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 161).

entdeckt, die keinen Gott oder Götter kennen würde. Vor dem 18. Jahrhundert verleugnete kaum jemand die Existenz einer transzendenten, sakralen oder göttlichen Wirklichkeit. Alle Kulturen vor dem Aufstieg der modernen westlichen Zivilisation waren religiöse Kulturen. Sie waren dies zwangsläufig, da die Religion selbst Anteil hatte am Aufbau jener Kulturen. Das Religiöse war selbstverständlich. Es handelte sich um religiöse Kulturen oder kulturelle Religionen. Viele Kulturen der Welt sind immer noch religiöse Kulturen.

Demgegenüber steht seit dem 18. Jahrhundert die moderne Kultur. Kennzeichnend für sie ist, dass Religion und Religionszugehörigkeit wohl anwesend sind, aber dass sie keinen bedeutenden Faktor für die Konstitution dieser Kultur darstellen und damit für die religiöse Kultur kennzeichnende Faktoren wie etwa die Bedeutung und Wirkung von Tradition verschwinden.

In den Niederlanden geben in der Umfrage „European Values Studies“ 65 Prozent der Befragten an, an die Existenz Gottes zu glauben; 25 Prozent von ihnen glauben an einen persönlichen Gott, 40 Prozent an eine unpersönliche geistige Kraft. Mehr als 50 Prozent haben keinerlei Bindung zu einer Kirche. Lediglich 40 Prozent erkennen eine moralische Autorität der christlichen Kirchen an. Die Mehrheit, mehr als 50 Prozent der Bevölkerung schätzt sich als „religiös“ oder „spirituell interessiert“ ein, was sich in Gebet und Betrachtung äußert. „In secularised countries such as the Netherlands and Danmark the majority of the people says that they are a religious person. Secularization does not mean that people do not feel religious anymore or no longer believe in God ... but they do not practice religion in any traditional sense. Some say that this ‚believing without belonging‘ illustrates a dramatic secularization, others say that religion is simply evolving, and that practice has become more individualistic rather than collectivistic.“²

Wenn es um die konfessionslosen Christen geht, ist deren Zahl in den Niederlanden im Vergleich zu den angrenzenden Ländern sehr groß.

² Vgl. Atlas of European Values, 2012, S. 71.

Auf die Frage „Gehören Sie einer Konfession an“ antworten 54 Prozent der Niederländer mit Nein.³ Von diesen 54 Prozent der nicht-kirchlichen Niederländer bezeichnen sich 37 Prozent selbst als gläubig; 51,9 Prozent nennen sich selbst nicht-religiös und 11 Prozent geben an, überzeugt atheistisch zu sein. Von jenen Niederländern, die sich selbst als Mitglieder einer Religion bezeichnen, sagen 91,9 Prozent, gläubig zu sein, 7,6 Prozent nicht-gläubig und 0,4 Prozent nennen sich selbst überzeugte Atheisten.⁴

Nicht nur das Verhältnis zu institutionellen Kirchen ist wichtig, sondern auch das Glaubensengagement, der inhaltliche Bezug auf die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche und auf Richtlinien und Aussagen der Kirchenführung. Untersuchungen zeigen, dass in den vergangenen Jahrzehnten in Bezug auf diesen Punkt große Unterschiede entstanden sind bei jenen Menschen, die sich selbst noch als zur Kirche zugehörig zählen, sich aber von wichtigen, inhaltlichen Glaubenspunkten oder ethischen Richtlinien distanzieren. Es stellt sich die Frage, ob die Kategorie der Nicht-Gläubigen nicht auch auf jene Gruppe von Menschen angewendet werden muss, die formal und zahlenmäßig noch in den Statistiken als kirchliche Mitglieder zu finden sind, denen aber explizit kirchliche Glaubensinhalte gleichgültig sind.

Europa wird weiter in zunehmendem Maß mit der wachsenden Bedeutung der Muslime konfrontiert werden. Den Islam an sich gibt es nicht, und Europa wird deswegen mit unterschiedlichen Islaminterpretationen konfrontiert werden, die nicht alle ohne Weiteres in die heutige westliche Kultur zu integrieren sind. Vor allem die Tendenz, die die Verbindung von Glauben, Kultur, Sprache, Wirtschaft und Politik im Rah-

3 Loek Halman: *The European Values Study: a Third Wave. Source book of the 1999/2000 European Values Study Surveys*, Tilburg, EVS-Worc-Tilburg University, 2001. Für die Niederlande verweise ich auch auf die Übersichtsstudie des Sociaal Cultureel Planbureau (Social and Cultural Planning Office) in Bezug auf den Prozess der Säkularisation und auf die kürzliche Präsentation der Ergebnisse der European Values Study in H. van Veghel (Hrsg.): *Waarden onder de meetlat. Het Europese waardeonderzoek in discussie*. Budel 2002.

4 *European Value Study*; www.europeanvalues.nl; W. Arts (u. a.) (Hrsg.): *The cultural Diversity of European Unity. Findings, explanations and reflections from the European Values Study*. Leiden 2003.

men einer monolithischen Interpretation manchmal mit sich bringt, wird die negativen Gefühle in Bezug auf den Islam als Religion bei vielen Europäern anheizen. Aber andere, weniger monolithisch denkende Strömungen, konfrontieren die säkularisierten europäischen Kulturen heute mit einer als selbstverständlich erfahrenen Gläubigkeit, bei der zum Beispiel Beten oder Fasten eine besondere, auch öffentliche, Bedeutung haben. Durch diese Konfrontation können Europäer zum Nachdenken über die Bedeutung der Religion in ihrem Leben, sowohl im Privatleben als auch im sozialen Bereich, angeregt werden.

Zu gleicher Zeit finden sich in Europa – stärker als in anderen Teilen der Welt – Formen der Laizität, doch auch sie kennt unterschiedliche Varianten und Regime: einerseits die geschlossene Variante, die auch die „republikanische Variante“ genannt wird, bei der Religionszugehörigkeit oder Weltanschauung radikal als Privatsache angesehen werden und die sich daher einer strikten Trennung von Staat und Kirche, von Politik und Religion, von öffentlichem und privatem Raum verschrieben hat. Andererseits bietet eine offenere Variante – das Regime des „liberalen oder pluralistischen“ Laizismus – einen Spielraum für Gewissensfreiheit und Manifestationen der Religion auch im öffentlichen Raum, ist eher durch strikte Neutralität des Staates als durch strikte Ablehnung der Religion charakterisiert und lässt Kirchen als die Humanität fördernde Organisationen einen Platz.⁵ Diesen Spielraum sollten die Kirchen nach Kräften nutzen.

Die Dialogpartner

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich: Wir leben heute in Europa in Ländern, die durch plurale Kulturen geprägt sind. Die einstige, fast ausschließlich am Christentum ausgerichtete und von ihm umfassend geprägte Kultur gibt es so nicht mehr. Die Zugehörigkeit zur Kirche und der Glaube an Gott unterliegen nicht mehr gesellschaftlichem Zwang, sondern sind eine Option unter mehreren geworden.⁶

5 Siehe auch Jocelyn Maclure, Charles Taylor: Laizität und Gewissensfreiheit. Frankfurt 2011.

6 Siehe Hans Joas: Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums. Freiburg 2012.

Diese Feststellung ist bedeutend für jedes Sprechen über „Neuevangelisierung“. Deren Ziel kann nämlich nicht die Wiederherstellung der einheitlich christlichen Kultur der Vergangenheit sein – dieser Weg ist uns nach dem Ende der Zeit der „konstantinischen“ Verflechtung von Kirche und Staat versperrt. Das ist auch im Beitrag von Tomáš Halík deutlich geworden: Er vermeidet das Wort ‚Neuevangelisierung‘ und spricht lieber vom „zweiten Atemholen“ als dem zweiten, neuen und anderen Zugang zum Glauben.⁷ Dieser Glaube kann nicht der Glaube unserer Kindheit sein, sondern er wird der gereifte, durch die Zweifel und die Enttäuschung des „Nicht-mehr-glauben-Könnens“ hindurchgegangene Glaube sein müssen, bereit zur „zweiten Naivität“ (Paul Ricoeur) – sich trotz Aufklärung und Entzauberung der Welt auf den Glauben einzulassen, aber eben anders, geläutert im Durchgang durch die Aufklärung. Halík verbindet diese Art des Neuzugangs mit der Emmausgeschichte: Sie verdeutlicht uns, wie ein „unerkannter Wanderer“ die traurigen Jünger in ihrer Verzweiflung ernst nimmt und ihnen aus dieser Situation heraus die Schrift neu buchstabiert. Erst im Rückblick, wenn er bereits verschwunden ist, erkennen sie ihn.

Das „Prinzip von Emmaus“ ist der „Dialog“. Am Anfang steht eine Frage, die den Dialog in Gang bringt; was folgt, ist keine „Belehrung von oben herab“, sondern ein „Spiel von Frage und Antwort“, in dem die Wahrheit sich letztlich zeigen und erkannt werden wird. Das ist allerdings nur möglich, wenn der konkrete Kontext, die konkrete Kultur, in die hinein gesprochen wird, auch ernst genommen wird.

Im Folgenden möchte ich daher überlegen, wie wir als Christen den Dialog mit den verschiedenen Deutungsmöglichkeiten der Wirklichkeit führen könnten – als eine mögliche, aber wie mir scheint, sinnvolle Methode der „Neuerschließung des Evangeliums“:⁸

7 Tomáš Halík: „Christentum im zweiten Atemzug“. In: Nachtgedanken eines Beichtvaters. Freiburg 2012, S. 290.

8 Halík (ebd.), S. 294 ff. Vgl. das „Instrumentum Laboris“ der zweiten Europa-Synode (1999), worin „Emmaus“ genannt wird: „icona interpretativa dell’odierna esperienza europea“ (n.1). Vgl. auch Adriano H. van Luyn sdb: „L’Unione Europea e la Dottrina Sociale della Chiesa in cammino verso Emmaus“, Libreria Editrice Vaticana, 2009, S. 11-21: „Emmaus, Icona interpretativa“.

Das Verhältnis von Kultur und christlichem Glauben ist kein neues Problem, es hat die christlichen Denker von jeher beschäftigt. In der großen Periode der Kirchenväter war vor allem die Schule von Alexandrien von dieser Frage fasziniert. Damals schon war es nicht möglich, einen Konsens für ein zufriedenstellendes Verhältnis zwischen christlichem Glauben und Kultur zu finden. Manchmal wurde dieses Verhältnis nach dem Modell der Kontinuität gedacht: Das, was die Menschen miteinander gemeinsam haben, ist ein fruchtbarer Beginn für jeden Dialog als das unmittelbare und unverzügliche Bestehen auf den Unterschieden und Eigenheiten der unterschiedlichen Gesprächspartner. Weil Religion und Glaube unvermeidlich kulturbedingt sind, sind sie auch teils ein Nebenprodukt dieser Kultur. Religion ist nie ausschließlich „Kundgebung von anderswo“, denn der Mensch selbst bedingt ihre Gestaltung. Wenn der Mensch seine Überzeugungskraft aber ausschließlich aus sich selbst heraus schöpft, dann sieht er sich selbst als das Maß aller Dinge. Solch ein anthropozentrisches Denken führt zur Schlussfolgerung, dass es keinen Raum gibt für beide zugleich: Gott und Mensch. Der „autonome“ Mensch weist jede Heteronomie als Selbstentfremdung zurück.

Um diesen blinden Fleck zu vermeiden, plädieren einige für den entgegengesetzten Ansatz: Christlicher Glaube sollte in ständigem Konflikt stehen mit der Kultur. Ist Glaube nicht aus sich selbst heraus ein Fremdkörper in der Kultur? Die Offenbarung hat keine Anhaltspunkte in der bestehenden Wirklichkeit. Die christliche Glaubensstradition steht nahezu senkrecht auf jeder Kultur und stellt jede Kultur zur Diskussion. Es gibt keine Brücke zwischen Vernunft und Glaube. Glaube ist den „Sprung ins Unbekannte wagen“ (Karl Barth). So kann lediglich vom Auferlegen des Glaubens gesprochen werden. Im Französischen würde man es wie folgt ausdrücken: „imposer la foi“.

Keines der beiden Modelle wird von der katholischen Kirche als eine gültige Form des Dialoges akzeptiert. Das einzige Denkmodell, in dem der Dialog zwischen Glaube und Kultur zu denken ist, ist das Paradigma der Inkarnation und Erhöhung. Gott fällt nicht zusammen mit der Welt und geht nicht in ihr auf. Nichts in der geschaffenen Welt ist „anbetbar“. Gott tritt in sie ein, um die Schöpfung ihrem Ziel zuzufüh-

ren. Die christliche Tradition will die Kultur der Vollendung näher bringen. Dem entspricht das „Anbieten des Glaubens“ – oder im Französischen mit dem Titel des gleichnamigen Dokuments der französischen Bischöfe: „proposer la foi“ – in einer Welt, in der es dem „modernen“ Menschen, der sich von allen Fesseln befreit hat, schwerfällt zu erkennen, auf welche Art das Christentum zu seinem persönlichen Glück beitragen kann.⁹

Dialog mit dem Agnostizismus

Der Agnostizismus selbst ist nicht bereit oder imstande, über die Existenz Gottes eine sinnvolle Aussage zu machen. „Am besten wird die agnostische Haltung ausgedrückt in dem englischen Ausdruck ‚I wonder‘: ich frage mich, ich stehe hier vor einem Rätsel oder einem Fragezeichen. Es gibt viele Dinge im Leben, für die Menschen keine Beweise haben: Die Treue eines Ehegatten oder eines Freundes, das Zueinanderpassen von Mann und Frau, die heiraten wollen, die Ehrlichkeit eines Arztes ... In persönlichen Beziehungen gibt es keine wissenschaftliche Sicherheit, aber wohl eine „moralische“. Der Mensch kann hierfür kein Beweismaterial liefern, ahnt aber, dass es so ist. „Der ehrlich Glaubende hört nicht auf zu suchen, so wie der ehrliche Agnostiker.“¹⁰

Menschen zweifeln oft an ihrem Glauben. Darf ich mich denn gläubig nennen, wenn ich so viele Fragen, Zweifel und sogar Kritik habe (zum Beispiel an kirchlichen Formulierungen und Aussagen)? In Wirklichkeit ist jeder Glaube vermischt mit Elementen von Zweifel und Unglaube, so wie auch Gold lediglich als Legierung mit anderen Metallen vorkommt. Im „rationalen“ Klima, in dem wir leben, ist niemand sicher

9 Les évêques de France: *Proposer la foi dans la société actuelle. Lettre aux catholiques de France*. Paris 1999, S. 36 ff. – Dieses „proposer“ verwendet bereits das Zweite Vatikanische Konzil in „Gaudium et Spes“, Nr. 1: „... nuntium salutis omnibus proponendum“, was in der niederländischen Ausgabe fälschlicherweise mit „verkündigen“ übersetzt wurde, während „anbieten“ oder „vorlegen“ der wahrscheinlich bessere Ausdruck wäre.

Ähnlich auch Papst Benedikt XVI, wenn er in seiner Enzyklika „Deus caritas est“ davon spricht, dass „die Kirche niemandem den Glauben auferlegen möchte...“ (DCE, Nr. 28), vgl. auch Nr. 31.

10 Herwig Arts: *Het verschijnsel religie*. Leuven 1997, S 14.

vor kritischen Fragen in Bezug auf weltanschauliche Überzeugungen. Wichtig ist es anzuerkennen, dass Glaube nicht nur das Ergebnis einer Suche betrifft, sondern sich auch bezieht auf die Suche selbst und, um es so zu sagen, eine Qualität des Suchens ist. Die Aussage: „Ich kenne dich, mir kannst du nichts vormachen“ beweist, dass die Liebe und der Glaube in den Partner erloschen sind. Das Gleiche gilt für Gott: Wer meint, Gott zu kennen, ist „de facto“ schon ein Ungläubiger.

Der Agnostizismus erinnert ständig daran, dass Gott nicht mit philosophischen Begriffen erfasst werden kann. Gott ist und bleibt auch immer „Vater unser im Himmel“: der ganz andere, ein Mysterium. Bei einem suchenden Agnostiker dagegen, der in dem Bewusstsein lebt, dass es mehr zu entdecken gibt als das, was schon bekannt ist, gibt es direkte Anknüpfungspunkte für den Dialog. Die Gottesfrage fasziniert ihn, er kommt nur nicht dazu, sich selbst als gläubig zu betrachten.

Dialog mit dem Atheismus

Der Atheismus geht davon aus, dass Religionen fiktiv sind. Im Gegensatz zum Agnostiker, der sich nicht gläubig nennt, weil er die Gottesproblematik für unlösbar ansieht, fällt der Atheist ein definitives Urteil.

Der Agnostiker ist jemand, der momentan keine feste Beziehung hat zum „Transzendenten“; aber damit noch nicht glaubt, dass eine feste Beziehung unmöglich ist. Für den Atheisten ist das Universum, in dem die Menschen leben, mit seinen astronomischen Ausmaßen Ergebnis des Urknalls, womit er das Problem der „Warum“-Frage negiert: Warum ein Urknall und nicht einfachhin Nichts? Für den Atheisten sind das Leben auf Erden und der Mensch das Ergebnis einer Folge von absichtslosen materiellen Ursachen. Und alles was existiert, von wissenschaftlichen Errungenschaften bis zu hoch stehenden kulturellen Leistungen, ist dazu verurteilt, früher oder später zu Ende zu gehen und nicht mehr zu existieren. Der Atheismus ist eher eine anthropologische als eine theologische Stellungnahme. Für Atheisten ist die Existenz des Menschen eine Folge von reinem Zufall und blinder Notwendigkeit; seine Exis-

tenz ist nicht gewollt oder von einem transzendenten Schöpfer beabsichtigt. Es ist mit dem Atheismus heute wie mit dem Glauben gestern: Wenn er einmal in einer Kultur eingebürgert ist, wird er selbstverständlich. Dies ist dann kein militanter Atheismus mehr, denn es handelt sich bei ihm eher um Gewohnheit und nicht so sehr um Überzeugung. Meistens kennt man die Fragen nicht mehr, worauf der Glaube oder Nicht-Glaube an Gott eventuell eine Antwort ist.

Ansatzpunkt für den Dialog mit dem heutigen Atheismus kann das erneute Durchleuchten und Herauskristallisieren von geläufigen Gottesbildern sein – die scharfe Kritik in Bezug auf naive und überholte Gottesvorstellungen verdanken wir vor allem dem Atheismus – sowie von Lebensfragen, auf die die christliche Glaubenstradition eine Antwort anbieten möchte.

Dialog mit dem wissenschaftlichen Positivismus

Das Modell der naturwissenschaftlich-analytischen Erklärung der Welt ist heute das den meisten Menschen eingängige und vertraute Modell zur „Erklärung der Welt“ geworden. Aber Wissenschaft und Technik sind zu mehr als nur Wissenschaft und Technik im strikten Sinn geworden: Sie sind für den modernen Mensch eine bestimmte (und bestimmende) Art des Denkens und der Weltsicht.

Gemeinsam mit der „ökonomischen Rationalität“ – wobei heute bereits von manchen bezweifelt wird, ob es sich hier wirklich um Rationalität handelt oder nicht doch vielmehr um einen Glauben – hat die wissenschaftlich-analytische Rationalität sicher zum Fortschritt beigetragen und das Leben von unzähligen Menschen verbessert und erleichtert; das zu leugnen wäre eine falsche Verklärung der Vergangenheit. Das Modell des wissenschaftlichen Positivismus beginnt allerdings dort problematisch zu werden, wo es aufgrund seiner Plausibilität und seines Erfolgs in vielen Bereichen des menschlichen Lebens zum ausschließlichen und alleinigen Erklärungsmodell der Wirklichkeit wird. Das wird bereits in jenen wissenschaftlichen Bereichen und Disziplinen deutlich, für die andere Paradig-

men und Parameter als die der Naturwissenschaft gelten, etwa den Humanwissenschaften oder der Theologie. Hier droht durch die alleinige Anwendung des naturwissenschaftlichen Erklärungsmodells ein unzulässiger „Reduktionismus“ und ein Kategorienfehler – die unreflektierte Übernahme von Kategorien eines Wissenschaftsbereichs in einen anderen, wodurch die damit erzielten Ergebnisse und Aussagen schlichtweg falsch werden. Oder anders gesagt: Was in einem Paradigma methodisch richtig ist, ist dies nicht notwendigerweise in einem anderen.

Durch die scheinbar umfassende Plausibilität des naturwissenschaftlichen Modells sind viele Menschen sich der Konsequenz dieser Grenzüberschreitung nicht bewusst, währenddessen die umgekehrte Grenzüberschreitung von den meisten sehr wohl als unzulässig erkannt und abgelehnt wird: dort, wo die Theologie versucht, in den wissenschaftlichen Bereich hineinzureden. Tomáš Halík hat dies in seinem Artikel „Qualen eines gläubigen Wissenschaftlers“ so beschrieben: „Religion, Glaube und Theologie haben keinerlei Berechtigung, in die innere Sphäre der Wissenschaft einzugreifen, sich in die Physik und Biologie einzumischen. Sofern sie sich hier nicht völlig abseits halten und die gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit der Wissenschaft als solche respektieren, wird jegliche ‚frömmelnde‘ Intervention gleich übel ausfallen und zu ähnlicher Diskreditierung der Religion führen, wie dies in der Vergangenheit der Fall war, als derartige Eingriffe zumeist von politischen Interessen und entsprechendem Machtanspruch begleitet waren. Ebenso aber muss die Wissenschaft sich konsequent aus dem Bereich des Glaubens und der Religion fern halten, insbesondere in Bezug auf Versuche, die ‚Existenz Gottes‘ entweder zu beweisen oder zu widerlegen. Andernfalls diskreditiert sie sich selbst und verrät damit ihre eigene Ehrenhaftigkeit.“¹¹

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts erscheint uns eine blinde Wissenschafts- und Fortschrittsgläubigkeit, ein Glaube, dass Fortschritt in Technik und Wissenschaft aus sich selbst heraus bereits wahre Menschlichkeit, Fortschritt und Befreiung garantieren, zu Recht als naiv. Das

11 „Qualen eines gläubigen Wissenschaftlers“. In: Nachtgedanken (vgl. Anm. 7, oben S. 187), S 104 f.

gilt umso mehr, als dieser Glaube durch die Entwicklungen der letzten Zeit erschüttert zu werden droht: Umweltkrisen, Rohstoffkrisen, neue Epidemien, Naturkatastrophen, die vielen Bürgerkriege, das Mobilitätsproblem sowie die umfassende Wirtschafts- und Finanzkrise. Gerade darum ist der Dialog zwischen Religion und Wissenschaft wichtiger denn je. Allerdings muss er unter Berücksichtigung der Grenzen der jeweiligen Kompetenz geführt werden – auf „neutralem Boden“. Tomáš Halík schlägt hierfür die Philosophie vor.

Der Inhalt des Dialogs

Die folgenden Fragen stehen unausweichlich im Mittelpunkt dieses notwendigen Dialogs – auch deshalb, weil weder der Agnostizismus noch der Atheismus oder der Positivismus darauf endgültige Antworten gefunden haben, nämlich Sinnfragen und ethische Fragen:

- Fragen in Bezug auf Sinn anlässlich der Erfahrung von Leid und Tod und der Hinfälligkeit und Kontingenz des Menschen;
- Fragen in Bezug auf Grenzen der Technologie und der Ideologie der Machbarkeit;
- Fragen im Zusammenhang mit der Erfahrung, dass materieller Wohlstand keine Garantie für Glück ist;
- Fragen nach dem „rechten Handeln“ angesichts des konfliktreichen menschlichen Zusammenlebens, sowohl auf einem Mikro-, als auch auf einem Meso- und Makroniveau;
- Fragen über die Verankerung von Werten und Normen in einem spezifischen Welt- und Menschenbild.

Die Fragen der Wissenschaft und die Frage nach dem Sinn von allem, die der Mensch unvermeidlich stellt, können nicht unmittelbar aufeinander bezogen werden. Die exakten Wissenschaften sehen die Wirklichkeit als ein Ganzes, bestehend aus aufeinander einwirkenden Kräften und miteinander in Beziehung stehenden Faktoren. Sie versuchen Einsicht zu bekommen in kausale Zusammenhänge und Beziehungen. Sie gehen davon aus, dass Dinge bestehen, aber fragen sich nicht,

warum es diese Dinge gibt und warum überhaupt etwas besteht. Was ist der Sinn der einzelnen Dinge? Wozu dienen alle technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften und wozu dient das Ganze?

Die Sinnfrage kann letztendlich aber nicht ausgeschaltet werden. Der Frage nach dem letzten Sinn des Menschseins kann der Mensch wohl in seinem Denken entfliehen, nicht aber in seinem Handeln. De facto beantworten Menschen in ihrem Leben jeden Tag diese Frage im positiven oder im negativen Sinn, durch eine optimistische und verantwortungsbewusste, oder durch eine nihilistische oder skeptische Lebenshaltung.

Aus den Fragen nach dem „Warum“ und den Sinnfragen ergeben sich die Fragen nach dem „Wozu“, nach dem rechten Handeln, die ethischen Fragen. Fortschritt und die Erweiterung von wissenschaftlichem Wissen und die dadurch entstehenden neuen Möglichkeiten sind eine Sache – der Sinn dieser Möglichkeiten oder das, was wir mit diesen Möglichkeiten tun werden, sind eine andere Sache. Wir können anscheinend mehr, als wir dürfen, aber deswegen dürfen wir noch nicht alles, was wir können. Ist alles erlaubt, was möglich ist?

Anders als der anfängliche naive Szientismus dachte, haben die Wissenschaften unsere wirklichen Fragen nicht gelöst. Sie haben vielmehr neue Fragen aufgeworfen, oder besser gesagt: Sie haben uns erneut und radikal mit der Frage konfrontiert, was es bedeutet und beinhaltet und was die Voraussetzung dafür ist, verantwortungsvolle (bewusste) Menschen zu sein. Mehr denn je lebt die Idee, dass Wissenschaften lediglich dann sinnvoll und ethisch verantwortet sind, wenn sie sich innerhalb des (gläubigen) Humanisierungsauftrages situieren.

Weil der Dialog sich mit den „Wozu- und Warum-Fragen“ beschäftigt, ist die Kirche aufgefordert, hier ihre im Glauben grundgelegte Sichtweise auf Mensch und Welt einzubringen. Sie buchstabiert und deutet dabei die Welt und die „Zeichen der Zeit“ im Lichte des Evangeliums und bezieht sich auf die darin grundgelegte Ordnung humaner Werte.¹² Sie

¹² Zu „Zeichen der Zeit“ siehe „Gaudium et Spes“; Nr. 4 und 11.

leitet daraus Kriterien ab, um zu beurteilen, wie sich Wissenschaft, technologische und materielle Errungenschaften und Entwicklungen in Bezug auf das biblische Ideal der menschlichen Würde und der Gerechtigkeit verhalten – an dem christliche Gemeinschaften sich vor allem selbstkritisch spiegeln sollten – und wie sie umgehen mit den bestehenden Spannungen zwischen Individuum und Gemeinschaft, zwischen Freiheit und Solidarität, zwischen Privatsphäre und Verantwortung, zwischen Eigennutz und Gemeinwohl.¹³ Ihren Beitrag versteht die Kirche dabei als „Angebote“ („proposer“) aber ohne falsche Bescheidenheit, angesichts unserer Welt als Sinnvolles und Notwendiges Modell von Weltdeutung und -verständnis. Gleichzeitig ist sie sich der Tatsache bewusst, dass es sich hier um ein „erneutes Vorschlagen“ handelt: mit Blick auf ambivalente Auswirkungen der „Evangelisierung“ und „Krisen der Nachfolge“ in der – auch rezenten – Vergangenheit der Kirche im Sinne von Selbstreflexion und Selbstkritik.¹⁴

Sinnvolle Antworten auf die ethischen Fragen sind für Christen verankert in einem personalistischen Menschenbild, das seinerseits von einem bestimmten Gottesbild geprägt ist. In „Gaudium et Spes“ optieren die Konzilsväter ausdrücklich für ein Menschenbild, das Menschsein per Definition als Person in Gemeinschaft denkt. In und durch diese intrinsische Gemeinschaftsdimension wissen Christen sich herausgefordert und gerufen zur Verantwortung für andere. Ein personalistisches Menschenbild wählt das „menschlich Erwünschte“ – „le souhaitable humain“ (Paul Ricoeur) – und erstrebt, getrieben von diesem Idealbild, das „beste menschlich Mögliche“, „le meilleur humain possible“: Ethik oder Moral aus christlicher Perspektive beinhalten die Aufforderung, Bild Gottes in Fülle zu sein und in allen Bereichen des Lebens nach diesem evangelischen Ideal konsequent und radikal zu handeln. Offen zu sein für dasjenige oder denjenigen, das oder der mich in meiner Verantwortung anspricht oder mich zur Verantwortung ruft, ist das Fundament des integral-personalistischen Modells.¹⁵

13 Siehe A. van Luyn: *Autonom en heteronom. Evenwichtig in de Randstad*. Utrecht 2011, S. 161-171.

14 Die Kirche bedarf immer der Bekehrung; immer aufs Neue wird sie mit einer „Krise der Nachfolge“ konfrontiert. Siehe A. van Luyn (ebd.), S. 51-56: „Navolgingscrisis“:

15 Vgl. A. van Luyn: *Geroepen en verantwoordelijk. Luisteren in de randstad*. Kampen 2003, S. 109 ff.

Schlussbemerkung

In der sozialwissenschaftlichen Studie „Verlorene Sicherheit“; aus Anlass der oben genannten Meinungsumfrage in Bezug auf die „European Value Systems Study“, wird die Tatsache erwähnt, dass die Gruppe der moralisch Unsicheren am schnellsten wächst.¹⁶ Auffällig ist, dass es einen Zusammenhang zwischen Unsicherheit und Selbstbestimmung zu geben scheint. Vor allem höher Ausgebildete möchten sich ein eigenes Urteil bilden über ethische Fragen, stellen dabei aber fest, dass es keine eindeutigen Richtlinien mehr gibt. Man versucht in sich selbst eine Grundlage für die Verantwortung zu finden, aber es gelingt nicht, dadurch auch mehr Sicherheit zu erlangen. *Darin liegt eine Chance für die Kirche. Fundamentale humane Werte bedürfen der Verankerung.* Diese können nicht der individuellen Vorliebe, den zufälligen politischen Mehrheiten oder dem Wahn des Tages überlassen werden. Sie sind „meta-politisch“¹⁷, d. h. die Politik übersteigend, das bedeutet „vorgegeben“, dem Menschen für seine Existenz und sein Zusammenleben mit anderen mitgegeben. Sie werden auch von der jungen Generation grundsätzlich als wesentlich erfahren. Die Kirche verankert diese Werte in der Glaubenswahrheit: Gott hat den Menschen so gewollt und geschaffen, nach seinem Bild und Gleichnis.

Gegenüber der Tatsache, dass die expliziten Loyalitäten heutzutage nicht mehr bei kollektiven Sinn- und Normierungsinstanzen liegen, sondern vielmehr bei der individuellen Person, bei seiner Selbstverwirklichung mit der Unsicherheit als Konsequenz, sollte die Kirche betonen, dass die „Wozu- und Warum-Fragen“ zur Frage nach Sinngebung menschlicher Existenz führen.¹⁸ Diese Fragen drängen sich auf, wenn dem Leben Gewalt angetan wird durch das Böse, das dem Menschen widerfährt wie Krankheit, Leiden, Sterben, als auch durch das

16 Karel Dobbelaere (u. a.): *Verloren zekerheid. De Belgen en hun waarden, overtuigingen en houdingen. Lannoo 2001*, S. 179-181.

17 Vgl. A. van Luyn: *Politiek en Metapolitiek. Gewetensvol in de Randstad. Kampen 2008*, S. 122 f.; vgl. auch „Caritas in Veritate“, Nr. 41: „meta-economisch“, und Nr. 52: „das, was uns vorausgeht, und das, was uns konstituiert“.

18 Ebd., S. 267 f.

Böse, das Menschen einander antun, wie Unterdrückung, Ausbeutung, Verwahrlosung, Gewalt, Krieg. Gerade aufgrund der „verlorenen Sicherheiten“ wird in unserer westlichen Gesellschaft die Sinnfrage immer drängender werden. Der individuelle Mensch ist zu sehr auf sich allein zurückgeworfen und erfährt, dass Besitz, Genuss und Macht nicht die Erfüllung bieten können für seine tiefsten Sehnsüchte. Auch hier kann die Kirche zu tief gehender Besinnung einladen, auf das Evangelium von Christus verweisen und auf die Perspektive des kommenden Reichs von Friede und Gerechtigkeit, das zwar nicht von dieser Welt ist, aber die Aufforderung an alle in sich trägt, einen Beitrag zu seinem Aufbau zu liefern.

„Europa“, so fasst Papst Johannes Paul II. in seiner Exhortatio „Ecclesia in Europa“ den Auftrag der Kirche für das neue Europa zusammen, „braucht eine religiöse Dimension“: Um „neu“ zu sein, muss es sich analog zu dem, was für die „neue Stadt“ im Buch der Offenbarung gesagt wird (vgl. Apk 21,2), vom Handeln Gottes erreichen lassen. Die Hoffnung, eine gerechtere und menschenwürdigere Welt zu bauen, kann nämlich nicht von der Erkenntnis absehen, dass die menschlichen Anstrengungen vergebens wären, wenn sie nicht von der göttlichen Hilfe begleitet würden, denn „wenn nicht der Herr das Haus baut, müht sich jeder umsonst, der daran baut“ (Ps 127,1). Damit Europa auf soliden Grundlagen erbaut werden kann, ist es notwendig, sich auf die echten Werte zu stützen, die ihr Fundament in dem allgemeinen Sittengesetz haben, das in das Herz jedes Menschen eingeschrieben ist. „Die Christen können sich nicht nur mit allen Menschen guten Willens zusammenschließen, um für die Errichtung dieses großen Bauwerkes zu arbeiten, sondern sie sind eingeladen, gewissermaßen dessen Seele zu sein, indem sie auf den wahren Sinn der Organisation der irdischen Stadt hinweisen“ (Nr. 116).

Aus Anlass des 60. Geburtstages von Dr. Gerhard Albert fand im Rahmen des Kongresses eine festliche Begegnung zu Ehren des Jubilars statt.



Oberbürgermeister Tobias Eschenbacher, Reinhard Kardinal Marx und Renovabis-Hauptgeschäftsführer Pater Stefan Dartmann SJ gratulierten.

Weihbischof Dr. Pero Sudar aus Sarajevo ist einer der langjährigen Renovabis-Partner, der stellvertretend für viele Projektpartner gratulierte.



Der georgische Violinvirtuose Igor Loboda begeisterte.



Professor Dr. Dieter Bingen, der Direktor des Poleninstituts in Darmstadt, hielt eine Laudatio auf Dr. Gerhard Albert.

III. Berichte aus den Arbeitskreisen

Chancen und Grenzen des Web 2.0 für die Weitergabe des Glaubens

Referenten: Dr. Norbert Kebekus, Freiburg
Kerstin Heinemann, Freising

Moderation: Dr. Norbert Kebekus

Bieten die „neuen Medien“, z.B. soziale Netzwerke, Chancen für die Glaubensvermittlung? Welche Rolle kann das Internet für die Neuevangelisierung spielen? Die rund 40 internationalen Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden gebeten, sich entsprechend bestimmter Eigenschaften im Raum zu verteilen: Wie stark sie das Internet nutzen – eine große Mehrheit meinte, das Internet sei aus ihrem Alltag nicht wegzudenken. Aktiv in einem sozialen Netzwerk waren deutlich weniger, einen eigenen Blog führten nur zwei der Anwesenden.



1. Auswirkungen des „social web“ auf die Kommunikation (Kerstin Heinemann)

Es finde derzeit ein Paradigmenwechsel in der Kommunikation statt. Klassische Medien basieren auf dem Modell „one to many“ (web 1.0), das heißt ein Sender und viele Empfänger. Dieses werde im „social web“ ersetzt durch das Konzept „many to many“ (web 2.0), d. h. alle sind Sender und Empfänger.

Konsequenzen für Kirche und Gesellschaft:

- Es handelt sich beim „social web“ nicht um eine (reine) Jugendkultur, sondern um den Ausdruck grundlegender Veränderungen innerhalb der Gesellschaft.
- Keine klare Trennung zwischen on- und offline mehr möglich.
- Das Internet als (erweiterter) Lebensraum.
- Die Informationsbeschaffungsfrage rückt in den Hintergrund.
- Zukünftig wird immer wichtiger werden, wie man Informationen bewertet.
- Das Partizipationsbedürfnis der Bevölkerung steigt.
- Systeme, die nicht darauf ausgerichtet sind (politischer Betrieb, Wissenschaft, Kirche, Schule etc.), stehen vor großen Herausforderungen (Piratenpartei, „mygauck“ etc.).
- Die Gefahr der Reizüberflutung steht der Chance, eine Vielzahl an unabhängigen Informationen zu nutzen, gegenüber.
- Bewältigungsstrategien (Medienkompetenzen) werden immer wichtiger.
- Kommunikationshaltung rückt in den Vordergrund.
- „Wenn Dialog drauf steht, muss Dialog drin sein.“

2. Auswirkungen auf Neuevangelisierung (Dr. Norbert Kebekus)

Paradigmenwechsel:

- Vom Informationskanal zum Kommunikationsraum
- Web 1.0: Verlinkung von Informationen
- Web 2.0: Vernetzung von Personen
- Nutzer bestimmen die Inhalte.
- Nutzer vernetzen sich in Communities.

„Eigenbotschaft“ des Mediums Internet:

1. Partizipation:

„Du kannst dich beteiligen!“

2. Vernetzung:

„Über das Internet kannst du weltweit mit allen Menschen Kontakt aufnehmen.“

Faustregeln zum Umgang mit technischen Revolutionen:

- Alles, was zum Zeitpunkt unserer Geburt erfunden war, nehmen wir als gegeben hin.
- Alles, was bis zu unserem 30. Geburtstag erfunden wird, bewerten wir als faszinierende Bereicherung unseres Lebens.
- Alles, was später an (technischen) Erfindungen hinzukommt, sehen wir als Bedrohung für unsere Kultur und das menschliche Zusammenleben an.

Der Auftrag, das Evangelium zu bezeugen

„Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern ... Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,16-20)

„Der heutige Mensch ... hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte, und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind“ (Papst Paul VI., Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi, Kap. 41)

Social Media bedient drei gesellschaftliche Trends: *Partizipation, Vernetzung, Transparenz*

Social Media führt zu einer *Personalisierung des Internets*:

- Personen, nicht Institutionen sind gefragt bzw. Personen, die eine Institution glaubhaft repräsentieren.

- Das persönliche Netzwerk wird der entscheidende Filter für Informationen.
- In meinem persönlichen Netzwerk bin ich immer im Mittelpunkt.

Drei Beispiele: Person – Netzwerk – Schwarm

- Abt Martin Werlen (<https://twitter.com/AbtMartin>)
- Blogoezese (<https://www.facebook.com/blogoezese>)
- Aktion „Wutmutti“ (Gegenreaktionen einer diffamierenden SPAR-Werbung)

Hinweise:

- Facebook-Gruppe „Dorner liest Bibel“ (<http://www.facebook.com/groups/dornerliestbibel/>)
- Facebook-Gruppe: Wutmutti (Aktion beendet)
- www.kirche3d.de (Pastoral im Internet – ein Angebot der Erzdiözese Freiburg)
- www.socialbakers.com/facebook-statistics/ (Statistiken zu Facebook-Demografien)

Daniela Schulz, Freising



Zu den Quellen des Glaubens zwischen gestern und morgen – Erfahrungen in Kiew, Taizé und in einer ukrainischen Auslandskirche

Referenten: Frère Georg, Taizé
Lidiya Lozova, Kiew
Reverend Andrew Onuferko, Ottawa

Moderation: Joachim Sauer, Freising

Zunächst stellten die Referenten ihren Tätigkeitsbereich vor. *Frère Georg* aus Taizé führte einen Film zu Begegnungen in Taizé vor; Teilnehmer aus verschiedenen Nationen kamen zu Wort und berichteten, was sie an dieser Form der Glaubensbezeugung besonders schätzen. Um junge Menschen für den Glauben zu begeistern, erklärte Frère Georg, genüge es nicht, sich nur auf die Tradition zu berufen.¹ Junge Menschen spreche vor allem persönliche Teilnahme und gelebte Überzeugung an. Diese Erfahrung könne in Taizé vermittelt werden. Teil des Konzepts sei auch, auf relativ engem Raum zu leben und intensiv Gemeinschaft zu erleben. Insgesamt kämen 2.000 bis 5.000 junge Leute in den Sommermonaten nach Taizé, die je eine Woche bleiben. Teilnehmer sind sowohl Nach-Glauben-Suchende als auch Im-Glauben-Verankerte. Man erlebe auch, dass Menschen ihre Vorurteile gegenüber Andersgläubigen abbauen. Dialog und gegenseitiges Zuhören sind neben dem gemeinsamen Gebet die wichtigsten Elemente. Das Taizé-Zentrum in der Ukraine könne in dieser Hinsicht eine Brücke zwischen Ost

¹ Vgl. auch seine Ausarbeitung „Zu den Quellen des Glaubens“: zwischen gestern und morgen. Erfahrungen junger Ukrainer in Taizé und daheim“; aus der er Teile vortrug; vollständig abgedruckt unten S. 219–232.

und West bilden, nicht nur aufgrund seiner geografischen Lage, sondern auch wegen seiner Vielfalt an Religionen. Außerdem befinde sich die ukrainische Gesellschaft im Umbruch, was Verunsicherung schafft. Dies sei eine spezifische Situation, mit der sich ebenso Orientierung suchende Jugendliche gut identifizieren können.

Frau *Lidiya Lozova* zeigte einige Fotos vom St. Clemens-Zentrum in Kiew, das sich mit seinen Aufgaben in der Nachfolge des Hl. Clemens sieht: „(Mahl)gemeinschaft und Dialog der Kulturen“: Zu diesem Zweck finden regelmäßige Veranstaltungen statt, zudem werden aber auch Bücher/Broschüren publiziert. Als Beispiele wurden u. a. die Sommeruniversität oder die „Assumption readings“ angeführt. Neben zahlreichen Buchveröffentlichungen wurde eine online-Bibliothek erstellt und kontinuierlich erweitert. Fotos illustrierten die genannten Beispiele an Aktivitäten, die allesamt umfangreich von Renovabis unterstützt werden.

Reverend Andrew Onuferko berichtete von seinen Erfahrungen in Kanada. Es sei eine neue Generation herangewachsen, die nicht mehr die Selbstverständlichkeit von früher, sich in der Kirche zu engagieren, mitbringe. Vorherrschend sei inzwischen ein Gefühl der Indifferenz. Der Mangel an Mitwirkung bringe zwar Probleme mit sich, könne aber auch eine Chance sein, sich umzuorientieren und um neue Wege zu beschreiten. Aus diesem Grund habe die ukrainische Kirche im Jahr 2011 das Programm „Vision 2020“ verabschiedet. Der Titel bzw. die Jahreszahl sei doppeldeutig: Sie steht zum einen für das Jahr 2020, im Englischen aber auch als Ausdruck für ein Ideal. Wo soll die Kirche 2020 stehen? Die Pfarrgemeinde („parish community“) bilde hierfür das Fundament. Hier erwächst der Glaube, wird weiterentwickelt und -gegeben. Die Hauptaufgabe bei der Evangelisierung stelle sich laut Reverend Andrew wie folgt dar: Wie kann es gelingen, den Idealismus der Jungen mit der Weisheit der Alten zu verbinden? Den Versuch einer Antwort gibt der Hirtenbrief seiner Seligkeit Sviatoslav Shevchuk mit dem Titel „Die lebendige Pfarrei – Ort der Begegnung mit dem lebendigen Christus“. Der Text wurde unter den Arbeitskreisteilnehmern verteilt und anschließend von Reverend Andrew erläutert. Der Hir-

tenbrief gilt für alle ukrainischen Gemeinden im In- und Ausland, sei es in Kanada, in Kasachstan oder anderswo, und dient als Anleitung für ukrainische Priester.

Auf die Frage des Moderators Joachim Sauer, inwieweit sich die vorgestellten Konzepte in den Gemeinden widerspiegeln, antworteten die Diskutanten unterschiedlich. Im Folgenden die wichtigsten Punkte:

- Frère Georg wies darauf hin, wie wichtig es sei, dass der jeweilige Ortspfarrer die Jugendlichen zu den Taizé-Zentren begleite, um deren Erfahrungen nachvollziehen zu können und sich als kompetenter Ansprechpartner zu erweisen. Die Pfarrei ist und bleibt – unabhängig von allen anderen Angeboten – der Hauptort der Pastoral.
- Reverend Andrew Onuferko betonte, dass es insbesondere in Kanada eine Frage des „natürlichen Gleichgewichts zwischen einer ‚überlebensfähigen‘ und einer ‚überdimensionierten‘ Gemeinde“ sei. Zu vermeiden seien allzu große Gemeinden, denn die Mitglieder sollten sich untereinander noch kennen. Bei sich ändernden Bedingungen sei in erster Linie der Priester gefragt. Er selbst müsse die jeweiligen Veränderungen akzeptieren, sich anpassen und dann positiv auf die Gemeinde einwirken.
- Frau Lidiya Lozova zählte weitere Aktivitäten auf, die die Pfarrei beleben sollen, z.B. offene Bibelkurse oder Glaubensvermittlung sowohl für Kinder als auch für junge Erwachsene.

Renata Sink, Freising

„Via baltica“ – neue und alte Wege zum Glauben

Referenten: Propst Enn Auksmann, Papsaare
Pater Miguel Rosenthal, Tartu
Mons. Dr. Robertas Šalaševičius, Vilnius
Dr. Benas Ulevičius, Kaunas

Moderation: Dr. Angelika Schmähling, Freising / Martin Lenz, Freising

Dr. Angelika Schmähling erläuterte einleitend die Hintergründe des Arbeitskreises. Bei dem Begriff „Baltikum“ handele es sich um ein Konstrukt, das vor allem in Deutschland beliebt sei. Tatsächlich gemeint seien drei sehr unterschiedliche Länder, die den gleichen geografischen Raum teilen. Gerade die Unterschiede, auch in der christlichen Tradition, machten die Länder aber interessant. Für den Arbeitskreis wurden zwei Extreme gewählt, Litauen und Estland. Die Region des heutigen Litauen wurde in Europa am spätesten christianisiert. Der Katholizismus setzte sich durch, und trotz der Unterdrückung in der Sowjetzeit spricht man heute von bis zu 80 Prozent Katholiken innerhalb der Bevölkerung. Estland gilt im Gegenzug als eines der säkularsten Länder der Welt.

Im ersten Teil des Arbeitskreises sprachen die Referenten über die religiöse Situation in ihren Ländern und über ihre persönlichen Erfahrungen in der Pastoral.

Msgr. Dr. Robertas Šalaševičius, Kanzler der erzbischöflichen Kurie in Vilnius, geht von einem Rückgang der Katholikenzahl aus; die Ergebnisse des jüngsten Zensus stehen allerdings noch aus. Der Katholizis-

mus ist in Litauen noch traditionell verwurzelt, so werden Taufe, Hochzeit und Beerdigung selbstverständlich kirchlich gefeiert, die eigentliche Bedeutung geht aber oft verloren. Bei den Riten besteht die Gefahr der Vermischung mit abergläubischen Vorstellungen, sodass z.B. die Taufe als glückbringende Zeremonie gedeutet wird. Der sonntägliche Besuch der Messe wird als eine heroische Tat angesehen, deren eigentlicher Sinn nicht reflektiert wird. Ein weiteres Problem für die Kirche in Litauen sind die mangelnden Berufungen für Priesterstand und Ordensleben. Positive Effekte sind durch eine intensivere Vorbereitung auf die Sakramente zu spüren.

Pfarrer Miguel Rosenthal ist ein chilenischer Geistlicher, der seit 1997 im estnischen Tartu lebt und arbeitet. Er berichtete aus dem atheistisch geprägten Estland, in dem die Menschen nur wenig Glaubenserfahrung haben. Ohne christliche Vorbilder wissen die Menschen nicht, wie das Christentum in der Gesellschaft wirken kann. Nach dem Ende des Kommunismus kamen zwar viele Leute aus Neugier zur Kirche, blieben jedoch nicht auf Dauer. Wichtig sind für Pfarrer Rosenthal daher die Missionsfamilien des Neokatechumenalen Weges, da sie der Gemeinde Stabilität geben und als Vorbild für ein christliches Familienleben dienen. In Estland gibt es viele soziale Probleme; symptomatisch sind Alkoholsucht und eine hohe Selbstmordrate. Wichtig ist deshalb eine Erziehung zur Hoffnung.

Propst Enn Auksmann, ein lutherischer Pfarrer, konstatierte eingangs, dass in Estland viele Menschen generell den Glauben suchen, ohne zwischen den Konfessionen zu unterscheiden. Auch er selbst kam eher zufällig und aus praktischen Gründen zur evangelischen Kirche, besuchte aber als Pastor noch die katholische Frühmesse. Er gehört zu einer Gruppe von etwa 20 jüngeren evangelischen Geistlichen, die sich alle eher mit der katholischen Kirche als mit dem Protestantismus identifizieren.

Dr. Benas Ulevičius, Dekan der Theologischen Fakultät in Kaunas, sprach ebenfalls von seinen persönlichen Erfahrungen. Seine ersten kirchlichen Eindrücke waren: alte Kirchen, alte Priester, alte Frauen

und eine alltagsfremde Sprache. Die Kirche neige dazu, in Verboten zu sprechen, wichtig sei dagegen eine positive Deutung. Als Beispiel nannte Ulevičius die Feier des Valentinstags als katholisches Familienfest in Kaunas. Der Katholizismus sollte keine eigene Kultur sein, sondern sich in verschiedenen Kulturen ausdrücken. Unter diesem Motto ist Ulevičius selbst aktiv als Sänger einer christlichen Heavy-Metal-Band. Außerdem ist er Gründer der Jugendbewegung ARMY777, die die Ästhetik der Metal-Szene zu christlichen Symbolen umdeutet und so die Möglichkeit geben will, sich in der Sprache der Subkultur zum Christentum zu bekennen.

In der anschließenden Diskussion wurden vor allem Fragen zur Situation der Kirche in den beiden Ländern gestellt:

- Zur Frage nach dem Rückgang des Protestantismus antwortete Propst Auksmann, dass die protestantische Konfession durch die Baltendeutschen geprägt wurde und keine eigene Identität als „estnische Kirche“ entwickeln konnte. Ebenso blieb die orthodoxe Kirche russisch geprägt.
- Zur Frage nach der Rolle der Frau in der Kirche: Dr. Šalaševičius sprach für Litauen von einem eingespielten System, zu dem selbstverständlicher auch Katechetinnen, Theologinnen und Ordensschwestern gehören. Das Hauptproblem sei für alle Aktiven eher die schlechte Bezahlung, unabhängig vom Geschlecht.
- Für Estland wies Pfarrer Rosenthal auf die Krise der Familien hin. In der Sowjetzeit habe das Land viele Männer durch Deportationen verloren. Heute verlassen viele Männer das Land, um im Ausland zu arbeiten. Seit mehreren Generationen fehlen also die Familienväter. Propst Auksmann lobte die Rolle der Frauen, die den Glauben in der Zeit der sowjetischen Unterdrückung bewahrt haben.
- Zur Frage nach ökumenischen Entwicklungen: Für litauische Katholiken seien Protestanten quasi inexistent; umgekehrt gilt dies für die katholische Minderheitenkirche in Estland. Am meisten Potenzial für einen Dialog wäre daher in Lettland vorhanden, so Propst Auksmann. Als einendes Element nannte Dr. Ulevičius die gemeinsame Furcht vor den Einflüssen des Westens.

- Zur Frage nach der finanziellen Situation: In Estland habe sich die Lage verbessert, die Menschen identifizierten sich stärker mit der Kirche. In Litauen könnten sich die meisten Gemeinden selbst versorgen, die Situation sei in den Städten leichter als auf dem Land. Noch immer sei eine mangelnde Spendenbereitschaft zu beklagen. Aus der Sowjetzeit stamme noch eine gewisse Anspruchshaltung gegenüber der Gesellschaft und auch der Kirche, versorgt zu werden.

Dr. Angelika Schmähling, Freising / Martin Lenz, Freising

Neuevangelisierung aus orthodoxer Perspektive

Referenten: Professor Dr. Dimitar Denkov, Sofia
Pfarrer Cristian Pavel, Timișoara
Dr. Evgeny Pilipenko, Moskau

Moderation: Professor Dr. Thomas Bremer, Münster

Im Anschluss an eine allgemeine Vorstellungsrunde gingen die drei Vertreter orthodoxer Kirchen auf Herausforderungen und Bedingungen einer Neuevangelisierung ein. *Professor Denkov* hob in seinem Einführungsstatement die Lage der Bulgarischen Orthodoxen Kirche als Grenzkirche zwischen Ost und West hervor. Aus Angst davor, als „nationalistisch“ gebrandmarkt zu werden, scheue sich die Kirche aber oftmals, sich klar in der bulgarischen Öffentlichkeit im Sinne einer Neuevangelisierung zu positionieren. *Pfarrer Cristian Pavel* als Vertreter der Rumänischen Orthodoxen Kirche benannte als Herausforderung den Verlust der kirchlichen Tradition vor allem bei jüngeren Menschen. Die Kirche müsse daher größeres Interesse an der Jugend zeigen, damit diese die Schönheit der orthodoxen Tradition wieder für sich entdecken könnte. *Dr. Evgeny Pilipenko* als Vertreter der Russischen Orthodoxen Kirche unterschied in seiner Einführung zwischen Haupt-Evangelisierung und Neu-Evangelisierung. Erstere vollziehe sich durch die Liturgie und die Sakramente und sei vital und genuin. Mit Neu-Evangelisierung verband Pilipenko dagegen vor allem die wissenschaftliche Arbeit und Aufklärung; in diesem Zusammenhang stellte er die „Orthodoxe Enzyklopädie“ und die Gesamtkirchliche Aspirantur und Doktorantur des Moskauer Patriarchats vor, eine Ausbildungsstätte für kirchliche Führungskräfte, an der auch Nicht-Orthodoxe studieren dürfen. Zentrale Herausforderung ist für Pilipenko daher nicht in erster Linie ein

Wiederaufbau des liturgischen Lebens, sondern der Umgang der Kirche mit der modernen Gesellschaft.

In der anschließenden Diskussionsrunde ging es vor allem um den Zusammenhang von Liturgie und Diakonie bei der Sozialarbeit. Alle drei Referenten betonten, dass es in ihren Kirchen eine positive Entwicklung bei der Sozialarbeit gebe, diese aber häufig noch in den Kinderschuhen stecke. Pilipenko bemängelte, dass in Russland Orte der Evangelisierung außerhalb der Liturgie immer noch häufig fehlten.

Ein eigenes Thema war zudem der *ökumenische Aspekt* bei Problemen der Neu-Evangelisierung. Pavel wies darauf hin, dass es nur ein Evangelium gibt und in diesem Sinne auch nur eine Kirche: Wichtig sei daher, dass den Suchenden ein Platz zum Beten zur Verfügung gestellt werde. Pilipenko sprach sich klar für eine ökumenische Zusammenarbeit aus, denn ohne diese sei eine moderne Evangelisierung gar nicht möglich. Gleichwohl gestand er ein, dass „Ökumenismus“ oftmals ein Schimpfwort in Russland sei. Aufgabe der Theologie sei es daher, die Gläubigen über die positiven Seiten des Ökumenismus aufzuklären. Auf die Frage nach der Rolle der Gemeinden bei der Neu-Evangelisierung betonte Denkov, dass es zwischen kleineren und größeren Gemeinden zu unterscheiden gelte: Letztere hätten bedeutend bessere ökonomische Möglichkeiten. Eine bedeutende Rolle bei der Neu-Evangelisierung maß er auch den Klöstern bei.

Stefan Kube, Zürich

Geistliche Berufungen als Glaubenszeugnis in Mittel- und Osteuropa

Referenten: Schwester Genoveva Ciuraru CJ, Nürnberg
Schwester Daniela Anna Pilscikova SJE, Aglona
Pfarrer Dr. Attila Nagy-György, Braşov

Moderation: Schwester Gudula Bonell CJ, Schleusingen

Bereits in den siebziger Jahren hat *Schwester Gudula Bonell CJ* mit rumänischen Schwestern ihres Ordens Kontakt aufgenommen. Selbst in der kommunistischen Zeit wurden einzelne junge Frauen, getarnt als Angestellte des Ordinariats, in den Orden aufgenommen, sodass nach der Wende nicht bei Null angefangen werden musste. Schwester Gudula hatte bereits in Deutschland bei der Ausbildung junger Schwestern mitgearbeitet, empfand es aber 1991 in Rumänien als echte Herausforderung, für 36 Novizinnen zuständig zu sein.

Diese Anfangseuphorie sei nun, wie sie sagte, leider verfliegen und die Zahl der Berufungen drastisch zurückgegangen. Woran liegt dies und welche Erfahrungen wurden in anderen Ländern und Orden gemacht?

Schwester Genoveva Ciuraru CJ aus Rumänien schilderte ein trauriges Bild der in ihrer Heimat lebenden Familien. Die Geburten seien drastisch zurückgegangen und durch die unsichere Wirtschaftslage sei – wenn überhaupt – ein Kind der Normalfall geworden. Viele Eltern gehen ins Ausland und die Kinder wachsen bei den häufig überforderten Großeltern auf. Die Hoffnung auf Wohlstand, die mit dem Eintritt in die EU neu angefacht wurde, habe eine verzweifelte Jagd nach Geld, Reisen, Handys, PC usw. geschürt. Die jungen Menschen seien immer mehr individualistisch geprägt. Zudem wird der Glaube, der traditionell in der Familie

praktiziert wurde, sehr vernachlässigt und kaum weitergegeben. Da in Osteuropa alte Menschen nach wie vor fast ausschließlich von ihren Kindern betreut werden müssen, können die meisten Einzelkinder nicht in einen Orden eintreten. *Schwester Daniela Pilscikova SJE* aus Lettland berichtete, dass Eltern ihren Töchtern oft verboten haben, mit Orden Kontakt aufzunehmen, und den Kindern daher spirituelle Erfahrungen fehlen. In der kommunistischen Zeit beteten meist Frauen, die meisten Männer waren hingegen Atheisten. Heute gebe es viele alleinerziehende Mütter und das Gebet werde kaum mehr praktiziert.

Wie können wir heute Glauben lebendig halten? Wie können wir mit jungen Menschen so umgehen, damit sie Mut zum Leben ihrer Berufung aufbringen? Laut P. Eugen Hillengass SJ sollten Anlässe geschaffen werden, bei denen junge Menschen Glaubens- und Berufungserfahrungen austauschen und selbst machen können (z. B. Besinnungstage, verschiedene Formen von Exerzitien).

Pfarrer Dr. Attila Nagy-György kommt aus der Jugendarbeit in Siebenbürgen (Rumänien) und hat mit Zeltlagern, aus denen häufig Gebetsgruppen entstanden, gute Erfahrungen gemacht. Seine Devise ist es, so zu leben, dass andere fragen. Wichtig ist ihm, in der Gegenwart zu leben (z. B. derzeit ein guter Seminarist sein). Er selbst gehört der Fokolar-Bewegung an, da es für ihn wichtig ist, als Priester eine entsprechende Gemeinschaft zu erfahren. Problematisch sieht er es, dass zum römisch-katholischen Priester gleich zwei Charismen nötig sind: die Berufung zum Priester und zur Ehelosigkeit.

In der Diskussion meldete sich Schwester Margaret Obereder MSsR aus Erfurt zu Wort. Sie ist der Meinung, dass ein soziales Problem vorherrscht. Man müsse den Kindern religiöses Wissen, Erlebnisse und Vorbilder vermitteln, damit sie einen festen Halt finden, und für sie da sein.

Auch in der griechisch-katholischen Kirche ist, wie die weitere Aussprache zeigte, die Zahl der Berufungen rückläufig und es interessieren sich immer weniger Jugendliche für den Priesterberuf, obwohl sie heiraten dürfen. Im Vergleich zu früher benötigt das geringe Einkommen viele

Ehefrauen, berufstätig zu sein. Oft finden diese aber nur Arbeit in den Großstädten und seltener in der Nähe der Pfarrei. Gute Erfahrungen wurden gemacht bei der Einübung von Gebeten in Kindergärten und Schulen. Je früher man damit beginne, umso vertrauter werden die Kinder und Jugendlichen damit. Die griechisch-katholische Kirche versucht, dieses Modell im Sinne von „Kinder als erste Apostel“ auszubauen. Diese tragen den Glauben dann erstaunlicherweise von der Schule und dem Kindergarten in ihre Familien.

Ganz ähnlich sieht es in der Russischen Orthodoxen Kirche aus, die zwar derzeit eine Blütezeit erfährt – alle Menschen wollen in ihrer Nähe eine Kirche haben –, die Zahl der Berufungen geht jedoch besonders in den Städten zurück. Die Jugendlichen haben auch hier andere Lebensperspektiven entdeckt, wie beispielsweise Studium, Reisen usw. Das Studium der Theologie ist auch für Frauen möglich, allerdings fehlen Berufschancen gänzlich. Dieses Studium sozusagen als Hobby zu absolvieren, können und wollen die meisten Frauen sich nicht leisten.

Schwester Edith Szilágyi von der Gemeinschaft St. Egidio in Baia Mare (Rumänien) erzählte, dass aus ihrer Erfahrung nicht Geld das Problem sei. Es sei beispielsweise viel leichter, eine Spende zu bekommen als Unterstützung bei Familien-, Alten oder Bedürftigen-Einrichtungen. Ein großes Problem sei mangelnde Zeit. Sie habe erlebt, dass Kinder, die noch nie vorher in einer Kirche waren, sagten: „Ich wusste gar nicht, dass es Spaß macht und dass ich mich da wohl fühlen kann ...“

Eine Lösung wurde während dieses Arbeitskreises nicht gefunden, dennoch gab es viele Anregungen und Ideen. Zu erleben, dass so viele engagierte Menschen sich auf den mühsamen Weg der Evangelisierung gemacht haben, gibt Mut und Hoffnung.

Elfriede Kurusz, München

Neue geistliche Aufbrüche in Polen

Referenten: Schwester Anna Bienkowska, Łódź
Pater Hasso Beyer, Łódź
Marek Zajac, Piaseczno

Moderation: Dr. Jörg Basten, Freising

Ca. 30 Teilnehmer diskutierten in diesem Arbeitskreis mit, der von Jan und Martin Buschermöhle gedolmetscht wurde.

In der ersten Runde ging es darum, ob „Neuevangelisierung“ oder „neue geistliche Aufbrüche in Polen“ überhaupt die richtigen Themen seien angesichts hoher Besucherzahlen in den wöchentlichen Gottesdiensten, beim Eucharistie- und Bußsakramentenempfang. Eher kann man von einer Stagnation auf hohem Niveau von Berufungen für Priester und Ordensleute sprechen und der Tatsache, dass der „polnische Katholizismus“ immer noch eine kräftige Ausstrahlung in fast alle Länder Mittel- und Osteuropas habe, nicht nur wegen der vielen Fidei donum-Priester und zahlreicher Schwestern. Einig waren sich die Podiumsteilnehmer, dass trotz guter Zahlen das Bemühen um den Glauben und dessen Weitergabe nicht erschlaffen dürfe. So sei der „Nationale Kongress zur Neuevangelisierung“ in Kostrzyn vom 28.-31. Juli 2012 eine wichtige Initiative zur Erfahrbarmachung von Glaubensweitergabe gewesen. Der Präsident des Päpstlichen Rates zur Neuevangelisierung, Kurienerzbischof Salvatore Fisichella, habe – so *Schwester Anna Bienkowska* – die Rolle der Laien bei der Weitergabe des Glaubens betont. Weihbischof Ryś habe es auf den Punkt gebracht: Wenn 15 Prozent einer Schulklasse den Glauben ernst nehmen, dann sind die anderen 85 Prozent Ziel der Neuevangelisierung für die 15 Prozent ernsthaft Glaubenden.

In einer zweiten Runde ging es um die Bedeutung der neuen Bewegungen. Hier nahm die Gemeinschaft Chemin Neuf, zu der Schwester Anna und *Pater Hasso Beyer* gehören, weiten Raum ein. Chemin Neuf ist eine charismatische Bewegung der katholischen Kirche mit ökumenischer Ausrichtung. Die Kommunität entstand 1973 in Lyon, wo die Adresse „Chemin Neuf“ der Bewegung den Namen gab. Heute gehören 1.600 zölibatär und in Familien lebende Mitglieder zur Gemeinschaft sowie 12.000 Sympathisanten, die einem der Missionsprojekte der Gemeinschaft nahestehen. Ziel der Gemeinschaft ist es, Brüche zu überwinden, konfessionelle und solche, die aus persönlichen Lebenskrisen erwachsen. Schwester Anna Binkowska ging in ihrem Beitrag auf die Bedeutung von Tanz und Körpergefühl bei der Evangelisierung junger Menschen ein. Als Leiterin eines Jugendzentrums erlebe sie, dass die junge Generation – sicherlich beeinflusst durch Schönheitsideale moderner Medien – den körperlichen Ausdruck von Erlösung suche. Ein erlöster Geist in einem unerlösten Körper sei den heutigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen suspekt.

In der dritten Runde ging es um neue Medien und den Einsatz des Web 2.0. Zunächst erklärte *Marek Zajac*, ein polnischer Journalist und Publizist, der das katholische Magazin „Zwischen Erde und Himmel“ im öffentlichen Fernsehen gestaltet, den Unterschied zwischen Web 1.0 und Web 2.0. Während das Web 1.0 als eine Art elektronischer Zeitung dem Leser Informationen zur Verfügung stellt, sind beim Web 2.0 diese Informationen von allen zu kommentieren. Einige Beispiele polnischer katholischer Internetseiten wurden vorgestellt, die versuchen, alle Bereiche des Lebens mit Informationen abzudecken und darüber hinaus noch die Komponenten Glaubensvermittlung und Informationen über Orts- und Weltkirche anzubieten. So werden die Internetsurfer, die beim Internetsurfen im Durchschnitt nur etwa drei bis fünf Seiten aufrufen, zu treuen Lesern.

Besonders lebendig wurde die Veranstaltung durch den spontanen Beitrag von Bischof Marian Buczek, Charkiv-Saporoshe, der seinen Internetauftritt darstellte. Erwähnung fanden außerdem die von einigen polnischen Bischöfen betriebenen täglichen Twitter-Beiträge, die für eine besondere Lebendigkeit in der kirchlichen Medienwelt sorgen.

Dr. Jörg Basten, Freising

Zu den Quellen des Glaubens: zwischen gestern und morgen. Erfahrungen junger Ukrainer in Taizé und daheim²

Die Frage der Evangelisierung, den Glauben zu entdecken und weiterzugeben, ist natürlich eine Frage, die uns gerade in Taizé ganz besonders nahe geht. Wir Brüder in Taizé staunen, wie die Jugendlichen Jahr für Jahr nach Taizé kommen, nun seit über 50 Jahren, also über mehrere Generationen hinweg.

Ich möchte zunächst etwas Generelles über unsere Erfahrung als Gemeinschaft mit den Jugendlichen sagen. Im Anschluss möchte ich dann auch kurz auf die jungen Ukrainer eingehen, denn seit der Wende sind sie unter der Osteuropäern mit die zahlreichsten, die an den Treffen teilnehmen. Ich habe sie in den letzten Jahren in Taizé empfangen dürfen und im Gegenzug auch selbst in der Ukraine Gastfreundschaft erfahren dürfen, bei verschiedentlichen Besuchen der Kirchen, bei Kirchenvertretern und Jugendlichen.

In Taizé werden wir in diesen Jahren einerseits Zeugen für einen neu aufbrechenden spirituellen Durst, andererseits wird, mehr als früher, der christliche Glauben infrage gestellt, im Westen mehr noch als im Osten: Zahlreiche Menschen können nicht an einen Gott glauben, der sie persönlich liebt, und es genügt heute vielen Jugendlichen nicht mehr, sich auf die Traditionen der Kirche zu berufen. Das Vertrauen des Glaubens ist heute auf persönliche Teilnahme und Überzeugtsein angewiesen.

Zuallererst geht es um eine Begegnung mit dem auferstandenen Christus und mit den Anderen, Katechese und Unterweisung allein reichen nicht aus. Wir versuchen die Jugendlichen, die wir in Taizé zuerst einmal

2 Teile dieses Textes trug Frère Georg im Arbeitskreis (vgl. oben S. 205) vor. Für die Dokumentation hat er den Text ergänzt und die eingefügten Fotos zur Verfügung gestellt.

absichtslos empfangen, auf einem Teil ihres Weges und ihrer Suche zu begleiten, dabei auf die Quellen des Glaubens zu verweisen.

Erfahrung von Gemeinschaft

Um den Glauben in jungen Menschen zu wecken, scheint uns die Erfahrung von Gemeinschaft unerlässlich.

Die Jugendlichen sehnen sich nach Gemeinschaft.

Die Vielfalt der Jugendlichen, die nach Taizé kommen, ist enorm. Sie kommen aus zahlreichen Ländern und Kirchen nach Taizé und verbringen eine Woche zusammen, auf engem Raum, wo sich jeder einzelne einbringt.

Unter den Jugendlichen, die nach Taizé kommen, sind sowohl solche, die tief im Glauben verankert und engagiert in der Kirche sind, als auch viele, die sich auf der Suche befinden. In Taizé begegnen wir oft Jugendlichen – manche von ihnen waren schon drei- oder viermal da –, die „immer noch“ sagen: „Ich kann nicht sagen, ob ich wirklich glaube ... aber hier finde ich einen Ort, wo ich suchen kann.“ Sie erleben, dass der Austausch mit anderen, die in ihrer Suche, im Glauben schon weiter vorangeschritten sind, oft sehr fruchtbar ist. Niemand muss also den anderen Glaubenssicherheit vorspielen, um dazuzugehören. Dialog und Zuhören sind essentiell in den Begegnungen.

Schönheit von Gebet und Liturgie weckt die Freude am Glauben

Gelebte Gemeinschaft erfahren und über den Glauben nachzudenken und zu sprechen ist wichtig, aber nicht genug. Die Geheimnisse des Glaubens zu feiern, ermöglicht uns tiefer in sie einzudringen.

Im gemeinsamen Gebet, zu dem in Taizé alle dreimal täglich mit uns Brüdern zusammenkommen, erfahren wir, dass wir uns von Christus empfangen lassen, bei ihm zu Gast sein dürfen. Im Gebet können wir die Kirche als Ort erleben, wo Christus auch heute – wie damals in Galiläa – die Menschen in all Ihrer Unterschiedlichkeit und auf jeder Etappe ihres persönlichen Weges empfängt.

Diesem Gebet steht niemand vor – alle schauen in dieselbe Richtung – es ist gestaltet mit Gesängen, Psalm, Schriftlesung, Fürbitte und Lobpreis, aber auch einer knapp zehnmütigen Zeit der Stille, auf die sich die Jugendlichen sehr leicht einlassen. Am Ende einer Woche sagen sie uns oft: „Stille, Gebet und Gesang haben uns am meisten berührt.“

So kann die Schönheit der Feier des Gottesdienstes Freude am Glauben wecken.

Auch ein im Gesang vielmals wiederholter Vers aus der Schrift oder der christlichen Überlieferung prägt sich schnell ein, lässt dem Herzen Zeit, dieses Wort Gottes zu hören und aufzunehmen.

In den gemeinsamen Gebeten wird bewusst auf eine Auslegung verzichtet. Wir vertrauen darauf, dass alle Menschen das Wort Gottes hören können. Danach muss nicht sofort jemand kommen, der uns erklärt, was wir gelesen, gehört oder gesungen haben. Wir lassen zunächst einmal dieses Wort stehen und hören dann in der Stille auf dieses Wort. Dieses Wort kann uns dann den ganzen Tag über begleiten und Geschmack geben, den Glauben zu vertiefen.

Gott als Gott der Liebe entdecken und stets neu entdecken

Diese Sehnsucht den Glauben zu vertiefen, kann einen Weg zur Freundschaft mit Gott öffnen.

Das Gottesbild eines strengen Richters hat viel Schaden angerichtet. Wie können wir vermitteln, dass wir als Christen nicht einem Ideal folgen, sondern einer Person, Christus selber, der stets an unserer Seite ist?

In den täglichen Bibelarbeiten durch uns Brüder und anschließenden Gesprächsgruppen – wo die Jugendlichen unter sich sind – möchten wir ihnen vermitteln, dass, auch wenn sie nur wenig vom Evangelium verstanden haben, sie immer mehr verstehen können, sobald sie dieses wenige in die Tat umzusetzen versuchen. Das heißt ja auch: Christ zu sein besteht nicht nur darin, sich anderen gegenüber moralisch gut zu verhalten, sondern zuallererst darin, Zeugnis für das Leben und die Worte Christi abzulegen. Christus sendet uns als Zeugen, damit wir durch unser Leben seinen Frieden weitergeben. Jeder einzelne von uns kann dies tun, dort wo er lebt, auch wenn wir uns manchmal arm und

hilflos vorkommen. Zeugen des Friedens Christi zu sein, verleiht dem eigenen Leben einen neuen Elan.

Pilgerweg des Vertrauens

Nach einer Woche in Taizé stellt sich den Jugendlichen natürlich die Frage, wie es weitergeht. Taizé soll nicht zu einem Bezugspunkt für den Glauben der Jugendlichen werden. Taizé ist ein Ort des Durchgangs. Wir wollten niemals eine Bewegung um Taizé herum aufbauen, sondern Jugendliche ermutigen, sich in ihren Kirchengemeinden zuhause einzubringen.

Um diesen Weg „in die Ortskirche hinein“ zu begleiten, laden wir die Jugendlichen ein, sich auf einen Pilgerweg des Vertrauens zu begeben: Jeder ist eingeladen, zuhause im eigenen Leben aufzubrechen, ... umzusetzen, was er vom Evangelium verstanden hat und dabei auf das innere Leben zu achten und nach konkreten Gesten der Solidarität zu suchen, die jeder in seiner Umgebung verwirklichen kann.

In vielen Ländern kommen Jugendliche regelmäßig zu Gebeten mit Gesängen aus Taizé zusammen, stets verbunden mit der Kirchengemeinde am Ort.

Gastfreundschaft auf Jugendtreffen

Neben den Treffen in Taizé das ganze Jahr über und dem Engagement jedes einzelnen im Alltag laden uns oftmals (in Europa im allgemeinen über den Jahreswechsel, aber auch zu anderen Zeitpunkten) Ortskirchen in großen oder weniger großen Städten und deren Umland zu Etappen auf diesem Pilgerweg ein.

Bei solchen Treffen ist es die jeweilige Ortskirche (oder -kirchen), die die Jugendlichen von anderswo empfängt.

Die Jugendlichen lassen sich darauf ein, bei Familien zu Gast zu sein, die ihre Häuser öffnen für junge Menschen, die sie noch nicht kennen. Und dies in einer Zeit, in der Menschen oft Angst vor Fremden haben. In großer Einfachheit gelebte Gastfreundschaft kann viele Schranken und

Vorurteile zum Einsturz bringen. Im Miteinander-teilen ist jeder bereit, (Grenzen und Unterschiede zu überwinden, um) einander anzunehmen und sich gegenseitig zu bereichern – und damit eine ganz konkrete Erfahrung von Kirche zu machen.

Morgens kommen die Jugendlichen in den empfangenden Kirchengemeinden zusammen, zum Gebet und zum Austausch mit Menschen aus der Gemeinde, natürlich auch mit vielen anderen engagierten Menschen – oft weit über den „inneren Kreis“ der Kirche hinaus. Mittags und abends kommen alle Jugendlichen zusammen, und selbstverständlich sind alle Menschen aus der Stadt zu einem gemeinsamen Gebet in großen Kirchen oder an anderen Orten eingeladen. Dort wird etwas von der Universalität der Kirche sichtbar.

Vorbereitung und Besuche

Die Vorbereitung dieser Treffen beginnt häufig mit ganz zweckfreien Besuchen in der Stadt selber und den Ländern, die zu diesen Treffen eingeladen sind. Vielleicht können diese Besuche auch in der Tradition der Apostel gesehen werden, die einander besucht haben, zuallererst, um gemeinsam zu beten und Erfahrungen im Glauben zu teilen und die je unterschiedlichen Realitäten von Kirche aus neuen Blickwinkeln zu entdecken: einander zu helfen, Hoffungszeichen wahrzunehmen, die man selber noch nicht entdeckt hat.

Jugendlichen etwas zutrauen, etwas anvertrauen

Genau wie bei den Treffen in Taizé, wo junge Freiwillige einen großen Teil der Aufgaben übernehmen, die ihnen für eine Zeit anvertraut werden, werden sie immer häufiger ausgesandt, solche mehrwöchigen Besuche zu machen. Sie sollen die Kirchen in einem anderen Land kennenlernen, mit Jugendlichen zum Gebet und Austausch zusammenkommen. Die Universalität der Kirche bekommt so einen ganz konkreten Aspekt. Die Früchte solcher Besuche sind nicht zu unterschätzen. Mit ganz wenig, mit leeren Händen kommen, vereinfacht vieles. Eine

Mission anvertraut zu bekommen, ausgesandt zu werden, kann zu einer persönlichen Christuserfahrung und Berufung werden ... denn der Glaube wird ja stark durch Weitergabe.

Frère Roger hatte großes Vertrauen in die jüngeren Generationen und Hoffnung für die Zukunft der Kirche. Dieses Vertrauen zu den Jugendlichen soll auch heute zutiefst in unserer Communauté weiterleben.

Erfahrungen mit jungen Ukrainern

Dass sich junge Ukrainer zu Tausenden nach Taizé und zu den Europäischen Jugendtreffen am Jahresende aufmachen, erstaunt uns. Tage verbringen sie in Bussen auf diesem auch beschwerlichen Pilgerweg, der ja häufig schon Monate vorher mit allerlei administrativen Hürden beginnt, insbesondere, aber nicht nur zwecks der Visabeschaffung.

Die schmerzlichen Spaltungen der Kirche betreffen uns natürlich auch in Taizé, viele Jugendliche stehen denen oft hilflos gegenüber, und vieles kann von ihnen einfach nicht nachvollzogen werden und trifft auf Unverständnis.

Gleichzeitig, so wie die Ukraine eine Brücke zwischen West und Ost ist, kann sie auch ein Zukunftslabor für die Kirche sein. Denn anders als im „katholischen“ Polen oder im „orthodoxen“ Russland wird in der Ukraine eine große Vielfalt sichtbar. Die (Ost-)Kirche ist keineswegs ein monolithischer Block, wie sie manchmal gesehen wird, sondern insbesondere durch freundschaftliche Verbindungen auf allen Ebenen wird in der Ukraine vieles gemeinsam möglich ... Wie wäre es sonst denkbar, dass der Direktor des Ökumeneinstituts an der katholischen Universität in Lviv ein orthodoxer Professor ist, oder wie wären die vielen Kontakte zwischen den Kirchen möglich, die sich insbesondere im St. Clemens-Zentrum in Kiew ergeben?

Ähnliches erleben wir in Taizé. Deshalb freuen wir uns, dass Jugendliche aller Konfessionen, im Allgemeinen begleitet von Priestern – aber in jedem Fall mit deren Segen – nach Taizé kommen und sich dort, tausende Kilometer von Zuhause, auch untereinander begegnen.

Dies ist wohl durch ein langsam gewachsenes Vertrauen seit den sechziger Jahren möglich. Damals reisten Brüder und auch Jugendliche von

Taizé aus ständig in die Länder Mittel- und Osteuropas, um dort sehr diskret Menschen zu besuchen, die ihre Heimatländer nicht verlassen konnten. Natürlich haben auch viele, denen sie damals begegnet sind, inzwischen auch verantwortliche Aufgaben in der Kirche übernommen. 1988 war Frère Roger in Kiew zum 1000-jährigen Jubiläum der Taufe der Rus und kurz darauf konnten von Taizé Neue Testamente in russischer Sprache an die orthodoxe Kirche in Russland, Weißrussland und der Ukraine geschickt werden. Metropolit Vladimir kam daraufhin 1989 selbst kurz nach Taizé.

Heute ist der Pilgerweg, den die Jugendlichen auf sich nehmen, nicht nur kilometermäßig weit, sondern auch in vielerlei anderer Hinsicht. Wenn sie sagen „Wir kommen nach Europa“ (obwohl ihnen viele Menschen im Westen bestätigen werden, dass doch die Ukraine auch in Europa sei), so drückt dies doch etwas aus von den Unterschieden in Kultur und Mentalität und Geschichte, insbesondere mit dem Wandel in der Gesellschaft und nicht zuletzt der Kirche in den letzten 20 Jahren.

Unter den Christen, die sich in der Sowjetzeit behaupten und oft abschotten mussten, konnte man sich durchweg aufeinander verlassen. Während des Umbruchs erwies sich dann schnell, dass nun den Christen ganz unterschiedliche Wege offen stehen, aus ihrem Glauben heraus für andere da zu sein. Und heute stehen die Kirchen vor der Herausforderung, wie mit der neuen Offenheit in der Gesellschaft umzugehen ist. Lange propagierte Werte scheinen plötzlich nicht mehr zu gelten. Das öffentliche gesellschaftliche Klima schlägt um. Das kann natürlich leicht wieder zu einem Rückzug des Glaubens ins Private führen.

In Taizé, in Begegnung mit Jugendlichen aus vielerlei kirchlichen Hintergründen, finden sich junge Ukrainer wie in einem Zwischenraum, zwischen verfestigten Glaubensstrukturen einerseits, die aus der christlichen Tradition überliefert wurden, nun aber neu ihre Tragfähigkeit unter Beweis stellen müssen, und der Beliebigkeit und Selbstbedienungsmentalität andererseits, die in freien Gesellschaften in Ost und West herrschen. Wie können wir Brüder die Jugendlichen aus der Ukraine in diesem Spannungsfeld in Taizé empfangen und sie auf dem eigenen Glaubensweg begleiten?

Vor allem: Wie können die Jugendlichen tiefer eintauchen in das Geheimnis des Glaubens in seiner ganzen Tiefe und Weite und dabei die eigene Kirche und Tradition mehr und mehr lieben lernen?

Eigene Tradition und Offenheit

Uns scheinen dabei folgende Ansätze wichtig:

- Zuerst einmal gilt es Brücken zu schlagen zwischen der Erfahrung von Kirche in Taizé oder bei den Jugendtreffen und der Kirche in der eigenen Tradition zuhause. So finden Jugendliche der Ostkirchen in Taizé Ikonen der eigenen Tradition, auf dem Dach der Kirche finden sich Kuppeln mit dem orthodoxen Kreuz (eine Idee Frère Rogers, um ein einfaches Zeichen des Willkommenheißen zu setzen). Einige Gesänge der orthodoxen Liturgie haben in das gemeinsame Gebet in Taizé Einzug gehalten. Wenn Priester der Ostkirchen anwesend sind, wird während der Woche zumindest einmal die Göttliche Liturgie gefeiert. In den täglichen Bibeinführungen verweisen die Brüder auch gerne auf die Traditionen und Texte der Kirchenväter, die den Kirchen in Ost und West gemein sind.
- Zweitens geht es darum, die in Taizé gelebte Gemeinschaft und Offenheit für die anderen verständlich zu machen, auch durch Übersetzungen: Viele der Gesänge aus Taizé sind inzwischen auf Ukrainisch übersetzt und erklingen manchmal (transliteriert niedergeschrieben, damit auch die, die des Kyrillischen nicht mächtig sind, mitsingen können) aus tausenden Kehlen in der Versöhnungskirche. Unsere Webseite ist dank der Mithilfe zahlreicher Freiwilliger auf Ukrainisch übersetzt, ebenso kommt das erste umfangreichere Buch von Frère Roger in ukrainischer Sprache nun bald heraus (auf Russisch gibt es schon mehrere Titel).³ Einige der Brüder sprechen und verstehen verschiedene slawische Sprachen, und zur Begleitung insbesondere der jungen Frauen sind seit Jahren Ursulinenschwestern in Taizé, einige von ihnen haben auch zuvor länger in der Ukraine gelebt.

³ Vgl. etwa http://www.taize.fr/de_article10842.html?territ=54&category=1&lang=de.



- Drittens scheint es mir unabdingbar, die Jugendlichen zu ermutigen, sich aktiv in die Treffen in Taizé einzubringen. Sie kommen ja auch wie Botschafter ihres Landes, von dem viele Menschen anderswo noch wenig Ahnung haben. Denn vielfach herrscht, auch gerade unter Jugendlichen, noch ein lange überkommenes Bild von den Staaten in Mittel- und Osteuropa. Oftmals hat sich das Bild des „Ostblocks“ als etwas Uniformes trotz der Wende vor über zwanzig Jahren weiter gehalten. Gerade die jungen Ukrainer haben ja (anders als Jugendliche anderer Länder) keine Scheu, ihre eigene Tradition weiterleben zu lassen und sich zu ihr zu bekennen. Das eigene Land und die eigene Kirche zu vertreten, ermutigt ja auch, sich mit der eigenen Kirche tiefer zu befassen und sie lieben zu lernen. Dies passiert natürlich insbesondere im persönlichen Austausch mit anderen, manchmal aber auch in Thementreffen, in denen es darum geht, vor einer größeren Gruppe zu sprechen.

Eine andere Gabe der jungen Ukrainer, welche sie mit anderen insbesondere aus dem Westen teilen könnten, besteht vielleicht auch darin, dass der Mensch nur wenig braucht zu seinem Glück: dass die einfachen Dinge, zum Beispiel gemeinsame Mahlzeiten und Miteinander teilen, wie sie in ihrem Heimatland traditionell immer eine große Rolle gespielt haben, plötzlich allen wieder sehr wichtig werden können.

Entdeckungen junger Ukrainer in Taizé

Jugendliche aus der Ukraine bemerken oftmals im Austausch in den internationalen Gruppen, dass z. B. die jungen Italiener, Spanier oder Deutschen die Welt mit noch unbefangeneren Augen sehen. Die jungen Ukrainer tun sich oft, nicht immer, in den Gesprächsgruppen viel schwerer. Dennoch verschaffen sie sich eher durch ihre leise, beharrliche Art Gehör und Anerkennung. Dazu ist eine Woche gerade lang genug.

Die im Land herrschende Vielfalt ist natürlich im Alltag nicht einfach unter einen Hut zu bringen; dennoch glaube ich, dass durch die konfessionelle Vielfalt, aber auch die „faktische“ Zweisprachigkeit (ich möchte hier keine politische Wertung abgeben) den jungen Ukrainern auch viele Möglichkeiten offenstehen: nämlich sich einfacher in ganz unterschiedliche Menschen hineinzudenken, den nötigen Sprung zu machen, auch Andersdenkende zu verstehen (da sie ja auch für fast alles mehrere Vokabeln, im Ukrainischen und im Russischen, kennen). Vielleicht haben sie da gewissermaßen einen Vorsprung vor anderen Osteuropäern.

Dadurch bringen sie etwas mit von dem Rohstoff, der zur Vertiefung der Treffen in Taizé so sehr nötig ist: Zuhören können. Wir hoffen, dass sie in Taizé erfahren können, dass sich Tiefe und Weite im Leben wie im Glauben nicht ausschließen müssen.

Damit verbundene Spannungen sind uns natürlich nicht fremd. Deshalb versuchen wir, trotz unserer Gastfreundschaft für oftmals Tausende gleichzeitig, genug Zeit mit den jungen Ukrainern zu verbringen, um auch Platz für die vielen aufkommenden Fragen zu lassen. Am besten geht das beim Zusammenkommen zum zwanglosen Gespräch beim Tee, was ja am ehesten die Gastfreundschaft in der eigenen Kultur ausdrückt. Auch wenn manche Fragen keine zufriedenstellenden Antworten finden, hüten wir Brüder uns, um einer vermeintlichen Sicherheit willen die Jugendlichen in bestimmte Richtungen zu lenken; wir versuchen absichtslos zuzuhören und auch Unfertiges erst einmal stehen zu lassen, ohne zu verschweigen, für welchen Weg wir uns selbst entschieden haben.

So hoffen wir, dass Taizé ein Ort sein kann, an dem Jugendliche einander an dem sehnlichen Wunsch erkennen, dass mehr und mehr Men-

schen die Liebe Gottes erfahren und sich davon getragen fühlen und dass dies so weit ausstrahlt, dass es die Menschen in den Ländern und Erdteilen verbinden kann; nicht ohne die Erfahrung und Erwartung, dass die Gemeinschaft der Kirche zuhause im eigenen Land dafür den Boden bereitet und zum Anziehungspunkt für alle wird, die das Beste für ihr Land und ihren Erdteil suchen.

Besuche in der Ukraine durch Brüder aus Taizé

Auch und insbesondere um die Kirche (oder die Kirchen) zu besuchen und auch besser kennenzulernen, brechen wir Brüder aus Taizé auch ein bis zweimal im Jahr – wie auch in andere Länder – in die Ukraine auf; manches Mal vor dem Sommer oder vor den Europäischen Jugendtreffen, um auch die Gruppen, die sich vorbereiten, persönlich zu treffen.

Gleichzeitig ist dies eine Chance für uns Brüder, die Realität der Jugendlichen vor Ort kennenzulernen.

Die Freude über Besuch ist in der Ukraine ganz besonders spürbar. Nicht ohne Stolz freuen sich Jugendliche, uns ihre eigene Kirche zu zeigen, uns zum Gebet einzuladen, den Priestern und Bischöfen vorzustellen. Wir hoffen, dass dies auch ihren eigenen Blick auf die Kirche vor Ort schärft und sie immer tiefer hineinwachsen können.

Aus vielen Städten in der Ukraine kommen mehr oder weniger regelmäßig, aber oftmals unabhängig voneinander, Jugendliche unterschiedlicher Konfessionen nach Taizé. Zuhause pflegen sie häufig keinen Kontakt miteinander. Mancher unserer Besuche hat da schon zu unverhofften Begegnungen geführt. So erinnere ich mich an einen Besuch in Dnipropetrovsk, wo wir Kontakte zu Orthodoxen, Katholiken und Lutheranern hatten. Während unseres nicht einmal 24-stündigen Besuchs begegneten sich und sprachen wohl zum ersten Mal miteinander der orthodoxe und der katholische Priester und fanden sich orthodoxe, katholische Jugendliche und Priester im lutherischen Pfarrhaus um den Mittagstisch, da sie uns natürlich nicht alleine unsern Weg in der großen Stadt hatten finden lassen wollen. Ich habe gehört, dass einige dieser Kontakte weiterhin bestehen.



Viele Jugendliche, insbesondere in Kiew und Lwiv, hatten uns anlässlich ihrer Erfahrungen und nach dem Treffen in Vilnius in Taizé und bei den Europäischen Jugendtreffen gefragt, wie diese Erfahrung des sich Gegenseitig-Gastfreundschaft-Bietens auch bei ihnen erlebbar würde. Daraufhin haben sich verschiedene Initiativen ergeben, die jeweils größtenteils von Jugendlichen getragen werden. Wir kamen mehrmals dazu: ein „Tag des Vertrauens“ als Pilgerweg gestaltet – in Lwiv mehrmals während der ökumenischen Sozialwochen, in Kiew in Zusammenarbeit mit dem St. Clemens-Zentrum – mit gemeinsamen Stationen in Kirchengemeinden der verschiedenen Konfessionen der Stadt: morgens, mittags und abends Empfang durch die Priester oder Bischöfe einer Kirche und Teilnahme am Gebet der Gemeinde bzw. einem Gebet mit Gesängen aus Taizé, dazwischen Bibelarbeit mit Austausch in Kleingruppen und Begegnungen mit verschiedenen sozialen Initiativen und Projekten. Gemeinsame, einfache, geteilte Mahlzeiten tragen etwas zum festlichen Charakter der Tage bei.

Die Erfahrung zweier Teilnehmerinnen steht beispielhaft für viele:

„Was mich am meisten berührte, waren die gemeinsamen Gebete, versammelt um Ihn, der uns zusammenruft. In unserem Alltag ist uns dies oft nicht sehr wichtig, obwohl wir es so sehr brauchen. Jugendliche um Christus zu versammeln ist eine unbeschreibliche Erfahrung! Die Ruhe des Geistes, die Stille, die Freundlichkeit für jeden um uns – genau dies habe ich gespürt.“

„Während der Vorbereitung der ‚Tage des Vertrauens‘ entdeckte ich, was ich bereits in Taizé erfahren hatte: die Freude am gemeinsamen Tun

mit anderen. Viele von uns kannten sich zuvor nicht. Neben der Zeit, die wir einsetzten, verband uns der Wunsch, alles für diejenigen vorzubereiten, die daran teilnahmen. So zusammenzuarbeiten, brachte uns einander näher ... was sicher auch Gott glücklich machte.“

Pilgerweg des Vertrauens auf der Erde in Kiew im September 2012

Ende September 2012 war Frère Alois, Prior von Taizé, zusammen mit zwei Brüdern der Communauté für eine neue Etappe auf dem „Pilgerweg des Vertrauens auf der Erde“ in Kiew, der Hauptstadt der Ukraine. Zu diesem Anlass fanden Gebete und Begegnungen in verschiedenen Kirchen statt.

Zahlreiche Jugendliche aus anderen Städten hatten sich angekündigt zu den gemeinsamen Gebeten und Treffen.

Die Freude und der Einsatz vieler Jugendlicher in der Vorbereitung waren groß, auch wenn diese nicht ganz ohne Schwierigkeiten verlief. Sie waren aber von vorübergehender Dauer. Jugendliche aus Kirchen verschiedener Konfessionen konnten zusammenarbeiten, um alle möglichen Einzelheiten zu klären: das Programm absprechen, die Gesänge einstudieren, Unterkünfte für die Jugendlichen aus den anderen Städten finden, die gemeinsamen Mahlzeiten vorbereiten, die Orte für die Thementreffen aufsuchen, die Teilnehmer per E-Mail auf dem Laufenden halten, die Gebetsorte herrichten, den Empfang am Ankunftstag vorbereiten ...

Lyudmila aus Lviv schrieb nach dem Treffen: „Ich bin sehr dankbar für den Besuch der Brüder in der Ukraine und auch für die Gelegenheit dieses Treffens, für die gemeinsamen Gespräche und Gebete. Ich fand die vorgeschlagenen Thementreffen sehr gelungen und habe selbst an einem Treffen zum Thema ‚Gott durch die Medienarbeit dienen‘ teilgenommen.“

Wir hoffen, dass dieses Treffen für viele junge Menschen eine Erfahrung von Kirche war, die dazu führt, dass die Gemeinschaft und Weite der Kirche noch tiefer spürbar werden. Marina schreibt: „Ich war berührt, in diesen zwei Tage zu entdecken, dass die Einheit der Kirche

etwas Geheimnisvolles und Verborgenes ist; wir müssen sie entdecken und nicht selbst herstellen. Ich freue mich, diesem Geheimnis durch das gemeinsame Gebet und die einfache Art der Begegnung nähergekommen zu sein.“

Während eines Abendgebets sagte Frère Alois: „Seit zwanzig Jahren kommen viele junge Menschen aus eurem Land nach Taizé, und ich bin glücklich, auch selbst als Pilger hierher kommen zu können. So können wir gemeinsam im Glauben an Christus neue Kraft finden, im Vertrauen auf Gott.“

Anna bestätigt diese Erwartung: „Während des Treffens in Kiew gefiel mir besonders das gemeinsame gesungene Gebet. Auf diese Weise kann jeder inneren Frieden finden und sich die Liebe Gottes bewusst machen. Sich vor Gott zu halten, relativiert die Probleme und Schwierigkeiten; man erkennt, dass sie vorübergehen und nicht ewig dauern.“

Einen Tag nach dem Jugendtreffen nahm Frère Alois im Kiewer Höhlenkloster an einer internationalen theologischen Konferenz zum Thema „Zeugnis“ teil. Diese wissenschaftliche Veranstaltung bot auch Gelegenheit, Metropolit Vladimir von Kiew zu besuchen, der mit sehr berührenden Worten an seinen Besuch in Taizé vor 20 Jahren erinnerte.



Die Brüder trafen in Kiew auch mehrere andere orthodoxe, römisch-katholische und griechisch-katholische Bischöfe und den evangelisch-lutherischen Pfarrer.

Trotz der bestehenden Spaltungen unter den Christen und des aus der Vergangenheit kommenden Leidens konnte man doch vor allem bei diesen Besuchen und Begegnungen in der Ukraine immer wieder diese tiefere Wirklichkeit wiederfinden: In Christus sind wir alle Brüder ... und wir gehören zueinander.

*Wiedersehen von Frère Alois
mit Metropolit Vladimir*

IV. Offene Gespräche zum Kongress-Thema

Vorbemerkung:

Beim 16. Internationalen Kongress wurden erstmals die Kongressteilnehmer vorab um Vorschläge für zusätzliche Arbeitseinheiten gebeten, die inhaltlich die Thematik des Kongresses ergänzen und vertiefen sollten. Aus den eingereichten Vorschlägen ergaben sich vier thematische Schwerpunkte, die im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Weitergabe des Glaubens in der postkommunistischen Gesellschaft – Anstöße und Überlegungen zur Situation in Ungarn und Bulgarien

Gestaltung: Professor Dr. Sándor Győri-Nagy, Kiskunmajsa (Ungarn), Kelemen Janka, Kiskunmajsa (Ungarn) und Dr. Rainer Rempfer, Kirchdorf

Der Beitrag der beiden ungarischen Referenten stand unter dem Titel „Lerntourist, Bauer und lokale Landschaft als Schöpfungspartner im Landschaftsprojekt des Ökosozialen Forums Ungarn“. In der postkommunistisch-religionsneutralisierten Gesellschaft Ungarns müssen Schöpfungserziehung und Neuevangelisierung, wie Professor Győri-Nagy betonte, auch *unkonventionelle Wege* gehen, wenn sie sozial wirksam sein wollen. Einer dieser Wege ist die *zivile Landschaftsgutsinitiative* des Institutes für Kommunikation in Europa beim Ökosozialen Forum Ungarn (IKE-ÖSFU). Die Landschaftsgutsinitiative – ausgehend von kulturökologischen Ermittlungen und Forschungen der Umweltkommunikation in Lokalgesellschaften Ungarns und seiner Anliegerstaaten bzw. von Erfahrungen einer karpatenbeckenweiten Zivilorganisation – baut auf der Überzeugung auf, dass Religionsneutralisiertsein vielfach keine überzeugte Gottlosigkeit, tägliche Umweltzerstörung nicht unbedingt bewusste Schöpfungsfeindlichkeit bedeuten. So ist Kommunikation über Schöpfung und Schöpfungsverantwortung mit breiten „atheistisch“ erscheinenden Schichten bei weitem nicht hoffnungslos. Über die Umwelt- und Wirtschaftsthematik, Sprachkurse,

Freizeitbeschäftigungen im Sommer und vieles mehr werden im Rahmen des Landschaftsgutsprojektes in vielfacher Form Menschen verschiedener Altersklassen angesprochen und dem individuellen und kollektiven Verantwortungsgedanken näher gebracht. Letztlich kann man nach Ansicht der Referenten von einer *zivilen Art der Neuevangelisierung* sprechen, die auch unter den Verhältnissen der heutigen säkularisierten Welt möglich ist – natürlich parallel zur Neuevangelisierung durch *das Wort*, das dem Klerus vorbehalten ist. Beide müssen jedoch zueinander im besten Sinne parallel verlaufen und dürfen sich nicht gegenseitig behindern oder sogar lähmen.

Dr. Rainer Rempfer stellte seinen Beitrag unter den Leitgedanken „Arbeit aus christlichem Ansporn“: Angesichts einer im östlichen Europa immer noch häufig anzutreffenden kommunistisch geprägten Arbeits- und Wirtschaftsmoral stellte er als Gegenmodell die altchristliche, auf Benedikt von Nursia zurückgehende Formel „ora et labora“, „bete und arbeite“, vor und vermittelte im Anschluss daran einen Überblick über Begriff und Umsetzung von „Arbeit“ in der Kulturgeschichte (sprachlich etwa fast überall mit mehreren Begriffen belegt, z. B. im Englischen *labour* und *work*, im Deutschen *arbeiten* und *werken* bzw. *schaffen*). Selbstverständlich besteht ein grundlegender Unterschied zwischen dem marxistisch-leninistischen Verständnis von Arbeit (Arbeit wird Tauschobjekt und verliert ihren Wert sozialer und menschlicher Daseinserfüllung) und der christlichen Sicht, in der (man denke an Benedikt von Nursia) menschliche Arbeit als wesentlicher Teil einer christlichen Lebensführung herausgestellt wird. In der christlichen Ethik wird Arbeit als grundlegender Faktor im sittlichen Leben, Mittel zur Selbsterziehung und Bedingung eines selbsterfüllten Lebens verstanden. Dieses Ideal muss altersgerecht umgesetzt werden, d. h. die Erfahrungswelt des Kindes bzw. des Jugendlichen muss berücksichtigt werden, damit eine allgemeine Einführung in die Arbeitswelt gelingt. Aufgrund langjähriger Zusammenarbeit mit Partnern in Bulgarien wählte Dr. Rempfer zur Illustration Beispiele aus diesem Land, anhand derer er auch die Bedeutung des dualen Systems für die Heranbildung qualifizierter Arbeitskräfte herausstellte. Dabei sollte, wie er betonte, die Förderung einer christlichen Grundeinstellung stets im Blick behalten werden.

Europa eine Seele geben. Entstehung und Tätigkeit des „Colloquiums Europäischer Pfarreien“

Gestaltung: Margareta Meyer, Vizepräsidentin des CEP, Hönnersum, und Maria Kiss, Rozsály (Ungarn)

Das „Colloquium Europäischer Pfarreien“ (CEP)¹ entstand, wie Margareta Meyer ausführte, aus einem europäisch zusammengesetzten Freundeskreis von Theologen an den Universitäten Paris und Bonn. Ziel waren von Anfang der Gedankenaustausch und die gegenseitige Unterstützung. Dazu wurde erstmals 1961 in Lausanne (Schweiz) ein Kolloquium durchgeführt, das seither in zweijährigem Rhythmus wiederholt wird. Selbstverständnis und Ziele des CEP lassen sich wie folgt umschreiben:

- Engagierte Christen treffen sich in freundschaftlicher Offenheit und lernen voneinander, wie sie das Evangelium von Jesus Christus in der Gesellschaft von heute leben und verkünden können.
- Sie erweitern ihren Horizont durch Gespräche in Gruppen, die von Theologen und Soziologen begleitet werden. Besuche in den Pfarreien des Gastlandes geben ihnen Einblick in die Kultur und Tradition des Landes.
- Das CEP bemüht sich, am Aufbau einer Gesellschaft in Europa mitzuarbeiten, die gekennzeichnet ist durch wechselseitigen Respekt, gegenseitige Annahme und allseitiges Lernen voneinander. Dabei ist es ein großes Anliegen, möglichst viele Teilnehmer aus Mittel- und Osteuropa einzubinden.



¹ Ausführliche Informationen in mehreren Sprachen finden sich unter <http://www.cep-europa.org>.

Das CEP zählt seit 1978 zu den nichtstaatlichen Organisationen mit Beraterstatus beim Europarat. Es ist keine offizielle kirchliche Einrichtung, sondern eine freie Vereinigung von Christen, die am Aufbau Europas interessiert sind. Wichtig ist die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Kirchenleitungen, auch mit der COMECE.

Das Kolloquium 2011 fand in Nyiregyháza (Ungarn)² statt und stand unter dem Motto „Pfarreien – Orte der Hoffnung“: Maria Kiss vermittelte mit einem Filmbeitrag Eindrücke des Treffens (u. a. Interview mit dem Mitglied des CEP im Europarat, Elisabeth Conreaux, Ausschnitte aus Vorträgen, den Arbeitsgruppen und den feierlichen Gottesdiensten verschiedener Konfessionen). Damit konnten die Teilnehmer der Arbeitsgruppe die Atmosphäre des Treffens ein wenig nachempfinden.

Die Sozialküche der Malteser in Sankt Petersburg – tätige Hilfe als Zeichen der Nächstenliebe

Gestaltung: Gertrud Haimann, Malteser Hilfsdienst e. V., Würzburg

„Die Malteser haben den richtigen Samen der Barmherzigkeit eingepflanzt, der jetzt langsam Früchte trägt. Sie haben Wunder gewirkt, weil sie geblieben sind. Jetzt glaubt man langsam an christliche Nächstenliebe“: Diese Worte von Irina Tymkova, der russischen Geschäftsführerin der Malteser in Sankt Petersburg, bildeten das Grundmotiv für die Ausführungen von Gertrud Haimann, Referentin der Malteser in Würzburg. Anhand von Bildern – eines davon stellte sie auch für diese Dokumentation zur Verfügung – und einer Powerpoint-Präsentation vermittelte sie einen Eindruck von der Situation der Menschen „am Rande“ der Newa-Metropole und stellte die Arbeit der Malteser vor Ort vor.

² Hinweise auch unter <http://www.cep-europa.org/coloquio/393>. Das nächste Kolloquium wird 2015 in Lisieux (Frankreich) stattfinden und unter dem Motto „Gesandt, um zu dienen, zu den Menschen am Rand gehen!“ stehen.

Die Gemeinschaft Johannes der Täufer (Koinonia Giovanni Battista) und ihr Wirken in Tschechien und der Slowakei

Gestaltung: Pater Alvaro Grammatica, Plzeň, und weitere Mitarbeiter

Die 1978 gegründete Gemeinschaft ist eine private Vereinigung von Gläubigen und Mitglied der „Catholic Fraternity of Charismatic Covenant Communities and Fellowships“; sie wurde 1990 nach päpstlichem Recht anerkannt.³ Schwerpunkt ihrer Arbeit ist die Jugendpastoral und die charismatische Erneuerung. Pater Alvaro Grammatica stellte das Wirken der Gemeinschaft in der Tschechischen Republik und in der Slowakei vor.

Dr. Christof Dahm, Freising



*In der Sozialküche der Malteser
in Sankt Petersburg*

3 Weitere Informationen unter http://www.koinoniagb.org/www/home_en.php (in englischer Sprache).

V. Schlusswort

Schlusswort

Meine Damen und Herren, wir sind am Ende unseres Kongresses angekommen. Im Vortrag von Bischof van Luyn sind viele Dimensionen des Themas noch einmal angesprochen worden, die uns in den letzten Tagen beschäftigt haben. Wenn ich nun im Nachhinein auf die Wahl des Themas schaue, bin ich sehr glücklich, und zwar auch deshalb, dass wir dieses Thema mit einer gewissen Bescheidenheit formuliert haben. Das Wort „entdecken“ im Titel meint ja nicht „schaffen“; nicht „Arme aufkrepeln und jetzt „eine neue Kampagne der Evangelisierung beginnen“, sondern zunächst einmal *schauen*, auch selbstkritisch *zurückschauen*, aber dann vor allen Dingen *entdecken*, wie Gott am Werk ist. Und ich glaube – das wird jeder nach diesen Tagen hoffentlich bemerkt haben – : Es gibt viele Impulse in verschiedenen Ländern, aus verschiedenen Traditionen heraus, die Hoffnung machen, dass der Glaube in Europa nicht einfach stirbt und verschwindet, sondern dass Kirche und Glauben sich in einem Transformationsprozess befinden, in dem Gott neues schafft.

Es fügt sich gut, dass der heutige Tag, der 1. September, der Tag ist, an dem die „Zeit der Schöpfung“ beginnt, die gemäß der Charta Oecumenica in allen Kirchen auf verschiedene Weise begangen wird. Im Materialheft, das von der Arbeitsgemeinschaft der Christlichen Kirchen in Deutschland zur Verfügung gestellt wird, steht als Thema über dem heutigen Tag: „Jetzt wächst Neues“. Der Text, um den es sich handelt, stammt aus dem Buch des Propheten Jesaja, Kapitel 43. Dort heißt es in der Übersetzung von Martin Luther: „Denn siehe, ich will ein Neues schaffen. Jetzt wächst es auf, erkennt ihr es denn nicht? Ich mache einen Weg in der Wüste und Wasserströme in der Einöde.“ Auch die geistliche Wüste unserer Tage bedarf des Regens und dieser ist, das wurde hier immer wieder betont, ein Geschenk Gottes. Deswegen haben wir auch

den Begriff „Neue Wege“ gewählt, nicht „Methode“; obwohl „Methode“ und „Weg“ natürlich zusammenhängen. Es geht nicht Kniffe oder Griffe, sondern es geht um Wege, die wir selber gehen müssen. Wir als Christen sind herausgefordert, uns selber in diesem Zeugnis glaubwürdig zu geben und befragen zu lassen nach dem, was uns trägt.

Kardinal Joseph Höffner hat 1976, also vor fast vierzig Jahren, eine Predigt gehalten, deren Kernsätze uns auch heute noch etwas sagen; ich möchte daraus zitieren. Jeder von uns wird seine eigene Schlussfolgerung nach diesen Tagen ziehen, aber um das, was Kardinal Höffner schon damals geschrieben hat, wird keiner herumkommen. Er schreibt: „Christen sind wir entweder überall, wo wir leben, oder wir sind es überhaupt nicht. Wenn Gott in unserem Leben keinen Platz hat, führt unser Leben praktisch an Gott vorbei. Wir Christen stehen nicht mit mürrischem Gesicht am Zaun der Welt von heute. Wir schauen nicht ärgerlich dabei zu, was drinnen geschieht, sondern wir steigen über den Zaun, um mitten in der Welt gegenwärtig zu sein. Als Sauerteig, als Salz der Erde, als Licht der Welt. Christsein heißt, Zeuge sein, Christus in sich tragen heißt, Christus weitertragen. Als der heilige Cyrill von Alexandrien gefragt wurde: ‚Was würdest du tun, wenn jemand Interesse zeigte, Christ zu werden?‘; antwortete er: ‚Ich würde ihn einladen, in meinem Haus mit mir zu leben.‘“ Und Kardinal Höffner schließt: „Die Glut des Heiligen Geistes entzündet sich am geist-ergriffenen Menschen.“ Von daher wissen wir und glauben, dass diese neue Evangelisierung geist-ergriffene Menschen braucht. Wie sich das äußert, wie auch diese geist-ergriffenen Menschen sich in großer Nüchternheit engagieren können, dafür hat es auf diesem Kongress viele Beispiele gegeben.

Meine Damen und Herren, das Ende des Kongresses bedeutet traditionell auch, einen Ausblick zu geben. Der Termin des Kongresses im nächsten Jahr wird der 28. bis 30. August 2013 sein, erstmals von Mittwoch bis Freitag statt von Donnerstag bis Samstag. Das trifft auf Wünsche von sehr vielen von Ihnen. Wenn sich diese Verlegung bewährt, werden wir dann auch in der Zukunft so verfahren. Das Thema im nächsten Jahr wird voraussichtlich lauten „Frei und solidarisch. Christ-

liches Engagement und gesellschaftliche Verantwortung“: Der Hintergrund für diese Themenwahl hat mehrere Facetten. Zwanzig Jahre sind vergangen, seit Renovabis als Solidaritätsaktion durch die Deutsche Bischofskonferenz auf Anregung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken im März 1993 ins Leben gerufen wurde. Wir werden im nächsten Jahr außerdem einen Ausblick auf die 25 Jahre des Beginns der „Wende“, den man zumindest aus deutscher Perspektive mit dem Jahr 1989 ansetzen müsste, geben und dabei natürlich auch die Entwicklungen in unseren Nachbarländern in den Blick nehmen. Freiheit und Solidarität sind zwei Themen, die Renovabis bis heute immer begleitet haben und auch Kriterien für unseren Einsatz sind, sowohl im Inland als auch im Ausland. Nach einem eher pastoral ausgerichteten Kongress in diesem Jahr wollen wir im nächsten Jahr also eine stärker politisch-gesellschaftlich ausgerichtete Tagung durchführen.

Wie nach jedem guten Film gibt es jetzt den Nachspann, in dem man gerne denjenigen dankt, die zum Erfolg des Ganzen beigetragen haben. Alle sollen in unseren Gedanken nochmal auftauchen:

- die Referenten und Teilnehmer der Podiumsdiskussionen,
- die Moderatorinnen und Moderatoren im Plenum und in den Arbeitskreisen,
- Erzbischof Zollitsch für seine Eröffnung,
- den Zelebranten und Predigern in den Gottesdiensten,
- Frère Georg für die Ausgestaltung der Andacht am Donnerstagabend,
- dem Chor der russischsprachigen Seelsorge aus München,
- den Dolmetscherinnen in der Übersetzung einen ganz besonderen Dank,
- den Journalisten und den anderen Vertretern der Medien,
- dem Direktor und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Domgymnasiums,
- den Teams des Kardinal-Döpfner-Hauses und des Pallotti-Hauses,
- den Vordenkern und Vorbereitern des Kongresses,
- allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Renovabis und vor allen Dingen auch Herrn Dr. Dahm, dem zuständigen Referenten,

- dann aber auch allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern: Danke für Ihr reges Interesse, Ihr engagiertes Mitdenken und Mitdiskutieren, ohne dass dieser Kongress sicherlich nicht existieren könnte.

Eben habe ich die Vordenker und Vorbereiter des Kongresses erwähnt. Heute gibt es einen Anlass, darüber ein zusätzliches Wort zu verlieren, und darum bitte ich Herrn Dr. Albert noch einmal ans Mikrofon.

Dr. Gerhard Albert:

Da ich unseren kleinen Kongressbeirat seit einem Jahr leite, fällt mir jetzt diese ehrenvolle Aufgabe zu, Herrn Dr. Wilhelm Höynck sehr herzlich für seine langjährige Mitarbeit in diesem Kreis und für Ratsschläge und Hinweise zu danken, die ihn eigentlich zu einem stillen Mitgestalter des Kongresses gemacht haben. Wir haben darüber nie viele Worte gemacht, heute sollte es aber einmal der Fall sein. Dr. Wilhelm Höynck kam im Jahr 2002 auf uns zu, und allein dass er das tat, war schon eine große Ehre für Renovabis, denn Dr. Wilhelm Höynck ist ein deutscher Spitzendiplomat gewesen. Ich erinnere nur an zwei seiner Aufgaben: Er war der Chef der deutschen Delegation, die den Nachbarschaftsvertrag zwischen der Republik Polen und der Bundesrepublik Deutschland ausgehandelt hat, und er war mehrere Jahre Generalsekretär zunächst der KSZE und dann der OSZE. Vor diesem Hintergrund und aus den Erfahrungen heraus, die er dort gewonnen hat, hat er auch im Ruhestand genau beobachtet, was Renovabis so tut und treibt, um Europa zusammenwachsen zu lassen, nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch, damit Europa seine Seele entfaltet. Dies hat ihn dann dazu geführt, dass er fragte, „Kann ich dazu nicht etwas beitragen?“, und wir waren darüber sehr glücklich, weil Sie, lieber Herr Höynck, in diesen Jahren uns immer wieder Kontakte vermittelt, aber auch Stoff zum Nachdenken gegeben haben. Dadurch sind gerade die letzten Kongresse auch zu dem geworden, was sie sind. Wenn ich Ihnen heute ein Buch hier aus Freising überreiche, über „Freising in Europa“, dann trifft es sicher die Dimension, in der Sie uns auch immer zur Seite gestanden sind. Herzlichen Dank und wie wir hier zu Lande sagen: „Vergelt’s Gott!“



Pater Stefan Dartmann:

Ich möchte diejenigen, die noch etwas länger bleiben, zu einem besonderen Gottesdienst morgen in der Freisinger Pfarrkirche St. Georg um 9.30 Uhr einladen. Dort werden 18 Freiwillige, die von Renovabis gefördert und in Zusammenarbeit mit den Jesuit European Volunteers und ICE, der Initiative „Christen für Europa“, ein Jahr lang in Mittel- und Osteuropa arbeiten werden, in einer eigenen Zeremonie ausgesandt. Diese Freiwilligen werden nach Albanien, Bosnien und Herzegowina, in die Republik Moldau, nach Rumänien, Russland und Ungarn gehen und dort in verschiedenen sozialen Projekten arbeiten.

Ich möchte Sie jetzt bitten, dass wir uns noch kurz zu einem Reisesegen erheben.

Lasset uns beten:

Herr unser Gott, möge es Dein Wille sein, uns in Frieden zu leiten,
unsere Schritte auf den Weg des Friedens zu richten und uns
wohlbehalten zum Ziel unserer Reise zu führen.

Behüte uns vor aller Gefahr, die uns auf dem Weg droht.
Bewahre uns vor Unfall und vor Unglück, das über die Welt
Unruhe bringt.

Segne die Arbeit unserer Hände.
Lass uns Gnade und Barmherzigkeit vor Deinen Augen finden,
Verständnis und Freundlichkeit bei allen, die uns begegnen.
Höre auf die Stimme unseres Gebetes.
Gepriesen seist Du, oh Gott, der Du unsere Gebete hörst.
Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist,
wie im Anfang so auch jetzt und alle Zeit. – Amen.

Vergelt's Gott, eine schöne und gute Heimreise.